This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

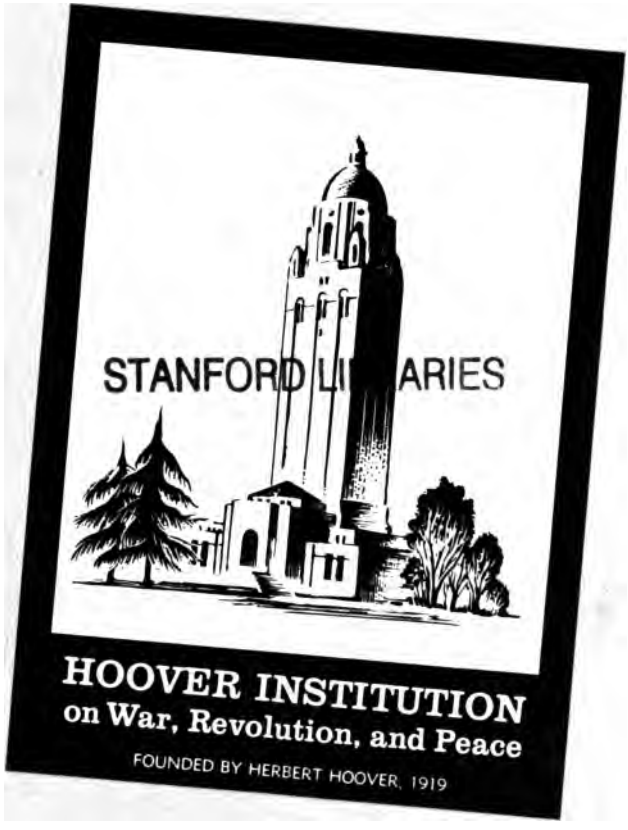
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

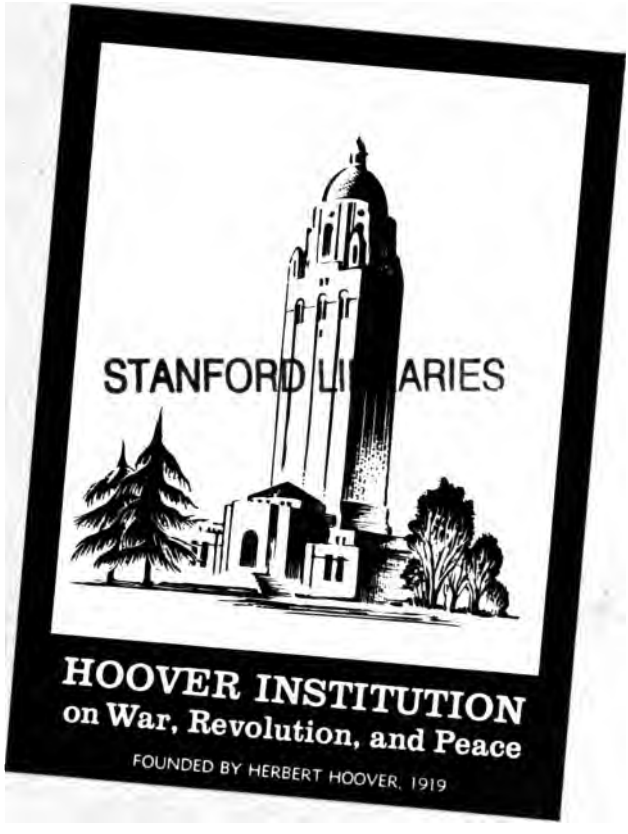
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD LI ARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

P. Alfons Mendl
C. Rec.
Sept. Frontal. N. Y.


STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Sp. Alfons Mermill
C. Cist.
Stift Zwettl N. Ö.

STANFORD LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Dr. Alfons Meindl
C. Pist.
Stift Zwettl. N. Ö.

F. J. von Bülow,

Premierlieutenant a. D.

Deutsch-Südwestafrika.

Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi.

Schilderungen von Land und Leuten

von

F. J. v. Bülow,
Premierlieutenant a. D.

Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten.

Berlin 1896.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71.

DT703
B924

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Vorwort.

Es ist mein Wunsch, mit den vorliegenden Blättern einen Beitrag zur Kenntniß von Deutsch-Südwestafrika zu liefern, und wenn ich auch nicht den Anspruch machen kann, meinen Lesern ein wissenschaftliches oder fachmännisches Werk vorzulegen, so glaube ich doch, ihnen ein anschauliches Bild von der geographischen, politischen und wirthschaftlichen Lage des Schutzgebietes geben zu können. Ich habe nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes erzählt und habe mich bemüht, bei der Schilderung von Begebenheiten Ursache und Wirkung farblos nebeneinander zu stellen. Sollte dennoch an einzelnen Stellen mein starkes persönliches Empfinden zum Ausdruck gekommen sein, so kann dem nur eine Absicht, nämlich das Wohl der Kolonie, zu Grunde liegen.

Möge dieses Buch dem Lande Freunde in der Heimath werben und allen denjenigen zum Nutzen gereichen, welche mit kühnem Muth und freudiger Hoffnung ihr Leben mit dem Schicksal Südwestafrikas verkettet haben.

Mein ganz besonderer Dank gebührt an dieser Stelle Herrn Dr. phil. Paul Dinse, welcher mir mit großem Eifer und Geschick bei der Redaktion dieser Blätter zur Seite gestanden hat.

Berlin, den 18. September 1895.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Seite

Auf der Ausreise zum dunklen Erdtheil 1

Abschied von London. — Leben und Treiben an Bord des „Trojan". — Drei böse Tage. — Teneriffa. — St. Helena.

Zweites Kapitel.

Kapstadt und Walfischbay 22

In der Tafel-Bai. — Ein Spaziergang durch Kapstadt. — An Bord des „Nautilus". — Die ersten Klagen. — Port Nolloth. — In Walfischbay. Das Territorium und seine Bewohner.

Drittes Kapitel.

Landeinwärts durch Wüste und Steppe 48

Aufbruch ins Innere. — Durch die Namib. — Die Bastards. — Geschichte des Witbooi-Stammes. — Usab und Salem.

Viertes Kapitel.

Von Tsaobis nach Otjimbingue 78

Die Wilhelmsfeste von Tsaobis. — Die Eingeborenenstämme des Schutzgebietes. — Hendrik Witbooi und die Truppenhunde. — Nach Otjimbingue. — Im Kommissariat. — Zur Geschichte der deutschen Schutzherrschaft. — Bei Hälbichs. — Ein Besuch bei Zacharias Zeraua.

Fünftes Kapitel.

In der Hauptstadt Samuel Maharero's 111

Feldleben der Hereros. — In Okahandja. — Missionar Diehl. — Das Augustineum. — Samuel Maharero. — Nach Windhoek.

Sechstes Kapitel.

Stillleben in Windhoek 129

Ankunft vor der Feste in Windhoek. — Unser Heim in Kl. Windhoek. — Drika und Aletta. — Eine Erholungszeit.

Siebentes Kapitel.

Ein Besuch auf Hornkranz und in Rehoboth 144

Auf dem Khomas-Hochland. — Heusis und Gurumanas. — Das Raubnest der Witboois. — Hendrik und seine Gefolgschaft. — In Rehoboth. — Rückkehr des Herrn Nels. — In Otjimbingue und Gr. Windhoek. — Das Jagd- und Handelsverbot.

Achtes Kapitel.

Seite

Auf unbetretenen Pfaden 177

Ein kühner Plan. — Den Kuisib entlang. — Ein Idyll bei Nadab. — Die Dünenfahrt. — Von Hudaub bis Guinreb. — Eine leichtsinnige Jagd. — Nach Ababes. — Die Buschleute. — Durch die Enge von Bullsport ins Narob-Thal. — Glückliche Heimkehr.

Neuntes Kapitel.

Politik und Kolonisation in Windhoek 220

Allgemeine Verstimmung. — Abweisende Haltung der deutschen Behörde. — Hendrik Witbooi, Samuel Maharero und die Bastards. — Das Siedelungsunternehmen in Kl. Windhoek.

Zehntes Kapitel.

Nach Omaruru 237

Ein interessanter Auftrag. — Joachim Graf Pfeil in Windhoek. — Zur Küste. — Die englischen Expeditionen. — Vier Tage im Fegefeuer. — Schlechte Aussichten.

Elftes Kapitel.

Eine vergebliche Reise durch das Hererovland 259

Manasse Tjiseseta. — Diplomatie am Hofe einer schwarzen Hoheit. — Von Omaruru nach Ottavi. — Eine erfolgreiche Intrigue. — In Waterberg. — Ueber Okambahe und Walfischbay nach Windhoek. — Am Vorabend des Witbooi-Krieges.

Zwölftes Kapitel.

Das erste Jahr des Witbooi-Krieges 282

Die Verstärkung der Schutztruppe. — Der Ueberfall von Hornkranz. — Kleine Scharmützel. — Die Witboois um Windhoek. — Getreue Nachbarn. — Das Gefecht bei Naos. — Die Gefährdung der Straße nach der Küste.

Dreizehntes Kapitel.

Hendrik Witboois Demüthigung 317

Hendrik Witboois Lage. — Die Gefechte in der Dorisib- und Onab-Schlucht. Major Leutwein im Schutzgebiet. — Major v. François. — Die letzten Kämpfe mit Hendrik Witbooi. — Der Friedensschluß.

Vierzehntes Kapitel.

Die wirthschaftliche Zukunft des Schutzgebietes 347

Weltwirthschaftliche Bedeutung der Kolonien. — Die Gesellschaften in Deutsch-Südwestafrika. — Ein Vorschlag zur Besiedelungsfrage. — Gartenbau im Schutzgebiet. — Handel und Verkehr. — Die Rhede von Tsoachaubmund. — Eisenbahnbau. — Schlußbetrachtung.

Durchſchweife frei das Weltgebiet,
Willſt Du die Heimath recht verſtehen.
Wer niemals außer ſich gerieth,
Wird niemals ernſthaft in ſich gehen.

Paul Heyſe.

Südwestafrika.

Erstes Kapitel.

Auf der Ausreise zum dunklen Erdtheil.

Abschied von London. — Leben und Treiben an Bord des „Trojan". — Drei böse Tage. — Teneriffa. — St. Helena.

Es war ein dichter Nebel, so graublau und schwer wie die Luft in einem russischen Bade, den Athem beschwerend und so dick, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Ich rollte am frühen Morgen eines Januartages des Jahres 1891 durch die Straßen von London der Waterloo-Station zu. Wie unbestimmte verwischte Leuchtkugeln schimmerten die Laternen der Straßen durch den Nebel, und auch in meiner Stimmung war ein unbestimmbares Etwas, welches nicht recht wußte, was es zurückließ, und ebenso wenig, welcher Zukunft es entgegenging. Es war eine Abschiedsstimmung, einem Katzenjammer zu vergleichen. Ich war nämlich auf der Ausreise nach Afrika und zwar nach einem Theile desselben, welcher mir bisher in jeder Beziehung unbekannt, und ich kann auch sagen, uninteressant gewesen war.

Ich hatte einen kurzen Entschluß gefaßt und war im Begriff, wie der Schwimmer einen Kopfsprung ins kalte Wasser, einen solchen in neue ungewisse Verhältnisse zu machen. Was Wunder, daß mich in diesem Augenblick eine gewisse nervöse Unruhe ergriff ob des Unbekannten, dem ich entgegenging!

Aus diesen Gedanken wurde ich gerissen, als meine Droschke hielt und ich auf das Gerathewohl in den Nebel hinaussprang. Schlüpfrige Stufen, ein feuchter Niederschlag, ein halblautes Stimmengewirr und

schließlich ein Gepäckträger, der meine Sachen entführte, während ich ihm ins unergründliche Nebelgrau folgte. In der Bahnhofshalle angekommen, lichtete sich die Dunkelheit etwas, und es war wenigstens möglich, sich zurechtzufinden. Aus der Tasche meines Ueberziehers zog ich ein kleines Packet rother Zettel, welche lose aneinander hingen und so reichlich bedruckt waren, daß ich es trotz mehrfacher Versuche aufgegeben hatte, den ganzen Inhalt zu erkunden. Es genügte mir, zu wissen, daß diese Zettel, welche baare 35 Guinees gekostet hatten und von der Agentur der „Union Steamship Company in Berlin, Brasch und Rothenstein" ausgestellt waren, meine Ueberfahrtskarte von Hamburg bis Kapstadt, eine Eisenbahnkarte von London nach Southampton und eine weitere Legitimation enthielten, welche letztere mich zu freier Unterkunft und Verpflegung in dem Great Western Hotel in Southampton berechtigte.

Auf dem Bahnsteig empfing mich ein höchst modisch gekleideter Herr, welcher zu meinem Erstaunen trotz der frühen Morgenstunde — es war 5^{55} früh — mit einem Cylinder versehen war, und fragte mich in höflichster Form, ob ich „Count" v. Bülow wäre. Obgleich ich mich dieses Titels bisher nicht erfreute, so nahm ich diesen kleinen Irrthum stillschweigend hin und sagte „Ja". Besagter Herr erklärte mir hierauf, daß der übliche Extrazug, welcher sonst von der Union Company für die Passagiere ihrer Schiffe regelmäßig abgelassen wird, heute nicht gehen werde. Der „Trojan", mit welchem Schiff ich fahren wollte, habe sich um vier Tage verspätet, da er bei Rotterdam im Eise festgesessen habe, und infolgedessen hätten sich die meisten Passagiere bereits früher nach Southampton begeben.

Mir war dieses ziemlich gleichgültig; dagegen ließ ich mich gern von dem Agenten in einen Wagen 1. Klasse hineinkomplimentiren und bedankte mich für seine Aufmerksamkeit. — Nun wurden die Wagen zugeklappt, und im nächsten Augenblick ging es schon mit rasender Schnelligkeit und unbarmherzigem Schütteln in den Nebel hinaus. Meine Gedanken wanderten noch einmal nach der Heimath zurück, und ich überdachte Alles, was in den letzten zwei Wochen in schnellem Wechsel an mir vorübergezogen war.

Es war dies, kurz gesagt, Folgendes: Ich war bisher Offizier in der preußischen Garde gewesen, aber die Sucht nach Abwechselung und vor allen Dingen das Verlangen nach fremden Welttheilen hatte mich

zu dem Entschlusse gebracht, den Reichskanzler um eine Verwendung im auswärtigen Dienste zu bitten. Derselbe hatte mich in entgegenkommendster Weise der Verwaltung im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete auf drei Jahre zugetheilt.

Ich hatte darauf meine Abreise sehr beschleunigt und nach kurzem Abschiede bei meinen Angehörigen mich innerhalb 48 Stunden in Berlin bei dem „Waarenhaus für Armee und Marine" mit dem Nöthigsten, dessen ich für die bevorstehenden drei Jahre zu bedürfen glaubte, versehen. Ich sage „mit dem Nöthigsten", da ich damals glaubte, mich wirklich nur mit dem Allernothwendigsten versehen zu haben. Dagegen hat mich die Erfahrung gelehrt, daß ich noch viel zu viel mitgenommen hatte.

Ich war allein auf den Rath des sehr umsichtigen Beamten im Waarenhause, Herrn Scheidel, angewiesen gewesen. Bücher oder Kataloge, welche sich mit einer Ausrüstung für Südwestafrika beschäftigen, giebt es auch zur Zeit noch nicht, und es ist mein Wunsch, daß das vorliegende Buch durch die Erzählung meiner Erfahrungen diesem Bedürfniß in einigen Punkten abhelfen möge.

Die Kosten der Ausrüstung beliefen sich auf 2000 Mark; dieselben hätten jedoch bei eingehenderer Kenntniß nicht mehr als 600 Mark betragen dürfen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meiner etwas gedrückten Stimmung zurück, welche mich erfüllte, als der Zug Waterloo-Station—Southampton mich in Windeseile der Küste zuführte.

Der Nebel hatte sich gelichtet, und als wir an Aldershot vorübersausten, glitzerten die ersten Morgenstrahlen auf der bereiften Ebene. Ich war müde und schloß die Augen und dachte mich noch einmal zurück in den Kreis meiner lieben Freunde, in dem ich am vergangenen Abend am gastlichen Tische ein Glas Champagner zum Abschiede geleert hatte. Dann nickte ich, trotz des Raschelns und Knisterns der riesigen Zeitungsblätter, hinter denen meine Mitreisenden versteckt waren, sanft ein.

Noch einige Male erwachte ich halb, aber die Müdigkeit übermannte mich immer von Neuem. Da — ein Ruck — und ich fuhr jäh aus dem Schlafe.

Um mich schauend, sah ich, daß wir uns in einer großen Bahnhofshalle befanden; ich bemühte mich jedoch vergeblich, den Namen der Station zu entdecken. Schließlich wandte ich mich an einen Herrn zu

meiner Rechten, welcher die Zeitung hatte sinken lassen und mit einem furchtbar gelangweilten Gesicht vor sich hin starrte, und fragte ihn, wo wir wären. „Bournemouth“ antwortete er nachlässig. „Bitte, sagen Sie mir doch, wann wir in Southampton ankommen“, bat ich ihn. „Southampton?“ fragte er erstaunt, „das haben wir vor einer halben Stunde passirt.“ Nun war das Erstaunen an mir, und ich war wirklich höchst unangenehm überrascht. Tausend Gedanken von Zuspätkommen, Schiffverpassen, verlorenen 700 Mark ꝛc. schossen mir in einer Sekunde durch den Kopf. Mein Nachbar, welcher wohl erkannt hatte, welches Mißgeschick mich befallen, sagte gleich: „Sie müssen aussteigen, durch den Tunnel gehen und drüben den Zug nach Southampton nehmen. Dort steht er — aber schnell — es sind noch 2 Minuten Zeit!“ Ich sprang auf, raffte meine Decke zusammen, riß meine Handtasche von oben herab und stürzte mit einem schnellen „Danke!“ aus dem Coupé. — Wie ich den Zug erreichte in diesem Labyrinth von Treppen, Tunnels und Gängen, ist mir heute noch unklar, genug — ich erreichte ihn und saß, wenn auch ohne Billet, bereits in einer Ecke, als der Zug sich dahin in Bewegung setzte, woher ich eben gekommen war.

Nun war es natürlich mit dem Schlafen vorbei, denn eine peinvolle Unruhe quälte mich, die auch nach Ankunft auf der Station Southampton nicht nachließ. Es war bereits 10½ Uhr, und ich hatte um 10 Uhr an Bord des „Trojan“ sein sollen. Unter einer weiteren halben Stunde konnte ich nicht erwarten, im Hafen zu sein. Dazu kam, daß es trotz herrlichen Sonnenscheins ein kalter Wintermorgen war und daß die Straßen mit Glatteis bedeckt waren. Es war also diese Fahrt mit dem fortgesetzt ausgleitenden Droschkenklepper eine harte Geduldsprobe. Gleichwohl gelangte ich nach einer starken halben Stunde vor die Office der „Union Company“, welche am Eingang der Docks gelegen ist, und erfuhr auf meine Frage von einem Beamten, daß der „Trojan“ bereits den Hafen verlassen habe.

Ich war außer mir! — Zum Glück kam jedoch ein anderer Beamter und theilte mir mit, daß das Schiff wegen der Ebbe die Docks verlassen habe und auf See die Post erwarte. Ich solle mich in die Docks begeben, woselbst ein Tender zur Ueberführung an den „Trojan“ bereit liege. Damit hatten alle meine Nöthe ein Ende, und ich fuhr in sehr beruhigter Stimmung durch das große Gitterthor dem Hafen zu. Hier fand ich denn auch den bewußten Tender liegen; nachdem mehrere Post-

säcke, ein Schiffsingenieur und ein verspäteter Heizer aufgenommen waren, dampften wir aus dem Hafen dem „Trojan“ zu.

Die schöne, flache Küste mit ihren weißen Gebäuden erglänzte im sonnigen Wintermorgen, und das Wasser tanzte in jenen kleinen Wellen, wie sie in einer Bucht der Wind so zierlich zurechtkräuselt. Der „Trojan“ lag in weiter Ferne, und wir brauchten fast eine Stunde, bis wir ihn erreichten.

Es war ein mächtiges Schiff, welches sich, schwarz angestrichen, hoch aus dem Wasser erhob. An seiner Spitze war die Figur eines Trojaners oder wenigstens dessen, was sich der Erbauer unter einem Trojaner gedacht hatte, angebracht, während zur Seite „Trojan“ in großen Lettern prangte. Das 4000 Tonnen fassende Schiff lag noch regungslos verankert, und aus dem dickbauchigen Schornsteine stiegen schwache graue Wölkchen in die klare Luft. Noch zeigte nichts, welche Riesenarbeit der Koloß im nächsten Augenblick zu beginnen bereit war. Das war also die Arche, welche für die nächsten drei Wochen mein Leben begrenzen sollte!

Als wir an den „Trojan“ anlegten und die schwankende Treppe erstiegen, waren nur wenige Personen auf Deck. Ein dicker Mann mit grauem Haar und starkem Schnauzbart, in die Uniform der Schiffsoffiziere gekleidet, trat mir entgegen und sagte: „Well, so you have come at last!“ Es schien eine kleine Ironie in diesen Worten zu liegen, und ich parirte dieselbe schnell, indem ich antwortete: „I have, and quite in time, it appears!“ Damit war meine Unterhaltung mit dem Kapitän des Schiffes beendet, und ich hörte, nachdem der Ingenieur und die Postsäcke an Bord genommen, der erwähnte verspätete Heizer zurückgejagt worden war, das erlösende Wort des Kapitäns: „Anchor!“

Wie aus einem Zauberschlafe erwachte mit einem Male das Schiff. Auf dem Vorderdeck wimmelte es von dunkelblauen, barfüßigen Gestalten, einige Kommandorufe, dem Ohr des Laien unverständlich, wurden hörbar, und mit Rasseln und Prasseln der Kette wurde der Anker heraufgewunden. Puff, puff, begann in langen Zwischenräumen die Maschine ihre Thätigkeit. Es klang wie die Athemzüge eines erwachenden Riesen, erst langsam und tief, dann einige schnell aufeinanderfolgend, endlich immer schneller und schneller. Nun eine leichte Schwankung des Schiffes, während grauweißer Schaum an beiden Schiffswänden

zu der Oberfläche des Meeres emporquoll: die Maschine hatte den richtigen Dreitakt gefunden, und der „Trojan" bewegte sich kaum merklich vorwärts. Rucke, rucke, rucke — rucke, rucke, rucke, so fing es an, und so ging es fort, bis man schließlich glaubte, ohne das „Rucke, rucke" nicht mehr leben zu können, weil man eben niemals ohne dasselbe war, — bis man es endlich gründlich verwünschte und den Augenblick der Erlösung von diesem Uebel gar nicht mehr erwarten konnte.

Also wir fuhren ab! — Ab nach Afrika! Da stand ich nun auf dem Hinterdeck des Schiffes im klaren, frostigen Januarwetter und sah die Küste der alten Welt, meiner Welt, die Alles, was mir lieb war, barg, ernährte und für die Zeit meines Weilens in der Ferne weiter bergen sollte, langsam meinen Blicken entschwinden. Ich kann nicht sagen, daß es Heimweh war, welches mir das Herz schwer machte, aber dennoch mußte ich tief athmen, Athemzüge, welche leise zitterten und dem schwachen Menschen auf wenige Augenblicke die Kehle zuschnürten.

Es war ein Lebewohl, nicht voll Wehmuth und banger Sorge, sondern mit dem Gefühl tiefempfundener Dankbarkeit gegen den Höchsten, daß er die lieben Zurückbleibenden unter Seinen Schutz genommen, und der inbrünstigen Bitte, sie auch fernerhin vor allem Bösen zu bewahren.

Damit wandte ich mich um und richtete die Blicke gegen Süden, in die endlose Ferne, wo Himmel und Meer eins zu werden schienen. Eine freudige Hoffnung war es, welche mir da entgegenlachte, die Hoffnung zwar auf etwas Unbestimmtes, Ungewisses, ohne Form, ohne Maß; aber wohl gerade das war es, was mich so freudig erregte.

In diese Gedanken hinein fiel grell und störend der Ton einer Glocke, welche, als ich mich umsah, von einem Steward vor der Thür einer Deckkabine unbarmherzig geläutet wurde.

Zum Frühstück! Ich trat in den Aufbau, aus welchem die einladenden Töne der Kuhglocke erschollen. Ich befand mich in einem mit Mahagoniholz getäfelten Raume, an dessen Wänden sehr schmale gepolsterte Ruhebänke entlang liefen. In der Mitte führte eine breite Treppe hinab, und das Geklapper von Tellern und Bestecks, sowie ein gewisser Duft, halb ölig, halb fettig, ließen auf die Nähe des Speiseraumes schließen. Unten angekommen, befand ich mich in einem großen Raume, welcher die ganze Breite des Schiffs einnahm und wohl zwanzig Schritt lang war. In der Mitte stand der Länge nach eine Tafel, während rechts und links an den Fensterseiten kleinere Tische für zehn

Personen in der Breitenrichtung des Schiffes standen. Rechts waren schon fünf Tische besetzt, während links nur einer, anscheinend eine Art Katzentisch, hergerichtet war. Alles aß, — Niemand sprach ein Wort! Der Selbsterhaltungstrieb hatte anscheinend den Sieg über Schwatzhaftigkeit und Neugierde behalten.

Ein Steward schob mich, ohne mich nach meinen Wünschen zu fragen, an den Katzentisch. Dann gab ich mich, dem allgemeinen Triebe folgend, ganz dem Essen hin. Ich hatte verschiedene Gründe, sehr stark zu essen. Einmal hatte ich mir berechnet, daß bei 35 Lstrl. Passagekosten nach Abzug von 15 Lstrl. für die Fahrt immer noch 1 Lstrl. (= 20 Mark) auf die tägliche Verpflegung kam. Um diesen Preis herauszuessen, mußte ich mich schon sehr dazu halten. Andererseits waren die Aussichten auf kulinarische Genüsse in dem Theile von Afrika, welchem ich zustrebte, durchaus nicht glänzend, also mußte der Augenblick ausgenutzt werden. Schließlich war mir von Leuten, welche in dem fatalen Appendix von Seereisen, der Seekrankheit, sehr erfahren waren, angerathen worden, tüchtig zu essen, um das herannahende Uebel zu bekämpfen. Meine späteren Erfahrungen haben mich gelehrt, daß man die Seekrankheit zwar nicht durch viel Essen bannen kann, daß es aber entschieden besser ist, ihr mit wohlgefülltem Magen entgegenzukommen.

Man kann sich also denken, mit welchem Appetit ich das Frühstück zu mir nahm, welches übrigens während der ganzen Fahrt gleichmäßig gut und geschmackvoll sowohl zubereitet wie zusammengestellt war. Die Speisekarte enthielt zu diesem Luncheon stets ein warmes Fleisch- und ein warmes Fischgericht, ferner kaltes Fleisch, Salat, Kompot, Käse und Früchte. Neben meinem Platze lag die gedruckte Passagierliste des „Trojan", und ich mußte lächeln, als ich mich auf derselben wiederum als „Count" bezeichnet fand. Das Schicksal schien also zu wollen, daß ich mit Rangerhöhung, also in einem seltsamen Inkognito, nach dem dunklen Erdtheil reisen sollte. Wie diese Verwechselung entstanden war, weiß ich heute noch nicht und kann nur annehmen, daß man zur Ehre der Union Company die abgekürzte Bezeichnung Lt. (Lieutenant) für Ct. (Count) gelesen hat. Jedenfalls war ich an diesem Mißverständniß nicht schuld.

Nach der Passagierliste musterte ich meine Tischgenossen und taxirte nach der Art des Namens, des Zusammensitzens und der äußeren Form, welche ja oft eine gewisse Aehnlichkeit mit den Namen zeigt, wer dieser

oder diese sein könnten. Leicht zu entdecken war, daß meine dicke grauhaarige Nachbarin und ihr jugendlicheres Gegenüber Mrs. und Miß Stanfielt waren, denn ein weiteres Damenpaar gab es nicht. Die alte Dame war recht korpulent und schwerfällig und schien in Bezug auf Essen dieselben Grundsätze zu befolgen wie ich, denn sie nahm von Allem und ließ nichts übrig.

Als wir uns etwas angefreundet hatten, erzählte sie mir vertraulich, sie fände, man dürfe sein Geld nicht wegwerfen. Die Schiffseigenthümer wären schon reich genug, und sie hielte es für ihre Pflicht, dieselben zu schädigen, soviel sie könnte. Die alte Dame nahm bei dieser Mittheilung einen so entschiedenen Ausdruck um ihre runzeligen, zu einer Schnute zugespitzten Lippen und einen ebenso scharfen Blick in ihren stahlgrauen Augen an, daß man merken mußte, daß es ihr mit dem, was sie sagte, Ernst war, und man sich im Stillen vornahm, mit dieser jede Meinungsverschiedenheit zu vermeiden. Nebenbei sah man ihr an, daß sie, wie der Dichter so hübsch von Fatinitza sagt, „sehr viel durchgemacht haben müßte". Ihr Gesicht mit seinen vielen Fältchen und Schatten mochte früher schön gewesen sein, und auch die stahlgrauen Augen waren vielleicht einst als taubenblau besungen worden, — jetzt sah das Erstere aus wie ein vielgelesener, zerknitterter französischer Roman, und aus den Augen schaute nur der neidvolle Groll über Verlorenes. Arme Fatinitza!

Als Tischnachbarin war Mrs. Stanfielt sehr angenehm, denn in den Futterpausen, welche wir uns erlaubten, hatte sie stets eine komische Geschichte oder eine witzige Bemerkung zu erzählen. Miß Stanfielt dagegen war aus dem Holze geschnitzt, welches um jeden Preis grün bleiben will, und dennoch zeigte sich die Dürre schon an allen Ecken! Sie war eigentlich ganz hübsch, mittelgroß, schlank, mit graublauen Augen und welligem braunen Haar, aber auch sie mußte schon Vieles erlebt haben und war ohne Zweifel in jenem Alter zwischen 30 und 40, welches die Damen so gern als 28 bezeichnen. — Miß Stanfielt war, wie sie mir im Laufe der Reise einmal mit reizendem Erröthen gestand, erst 24 Jahre alt. Wie rührend!

Zuerst wußte ich nicht recht, wes Geistes Kind ich in Miß Stanfielt zu suchen hätte, und noch weniger, in welche Gesellschaftsklasse ich die würdige Matrone und ihr liebliches Töchterlein rangiren sollte — vorausgesetzt, daß sie überhaupt in eine Gesellschaftsklasse gehörten.

Allmählich wurde mir aber klar, und zwar an dem Gange und der Haltung der Jüngeren, welche beide sehr gekünstelt und auf Effekt berechnet schienen, daß die Bretter, welche die Welt bedeuten, einen nicht unerheblichen Antheil an der Erziehung Miß Stanfields gehabt haben mußten. Ob der Schwank, das Ballet oder sonst eine Kunst der leichtgeschürzten Muse Miß Stanfield zu ihren Jüngerinnen gezählt hatte, ist mir nie ganz klar geworden, man kann aber annehmen, daß sie an allen Tafeln genippt hatte. Bei Tisch unterhielt Miß Stanfield schon vom zweiten Tage ab ein lebhaftes Kreuzfeuer mit Blicken, welche theils herausfordernd auf gewiegtere Herren, theils aufmunternd auf schüchterne Jünglinge oder solche, die sich den Anschein gaben, schüchtern zu sein, oder endlich mit schmachtender Bitte um ein „beefsteak“ oder „some red pepper, please“ auf den Steward gerichtet waren. An diesem ersten Tage allerdings benahm sich Miß Stanfield mit einer solchen abweisenden Kühle, daß man unwillkürlich errieth, daß ihre Erfahrungen in der Männerwelt keine sehr guten gewesen sein konnten. So passirte es mir denn auch, daß sie sich ostentativ von mir abwandte, als ich die Gelegenheit benutzte, ihr etwas zu reichen, was sie gewünscht hatte. Das änderte sich aber mit der Zeit.

Außer den beiden besprochenen Damen saß an unserem Tische der Ober-Ingenieur unseres Schiffes, ein langer, hagerer Mann mit sehr rothem Gesicht und langgezogenem Riechorgan, welches dem eines Schnabelthieres nicht unähnlich war und ihm sehr bald den Beinamen „Herr Pelikan“ eintrug. Seinen richtigen Namen habe ich nie erfahren. Er erschien auch nur an den drei ersten Tagen bei Tische; dann hatte die junge Schiffs-Sirene bereits derartig ihre Netze nach ihm ausgeworfen, daß er, der von Natur etwas menschenscheu und mehr dem gemüthlichen Trunke in Herrengesellschaft zugeneigt war, seinen gefahrvollen Platz zwischen der alten und jungen Dame aufgab und sein Heil in der Flucht suchte. Am unteren Ende des Tisches saß eine Korona jüngerer Leute, welche aus drei Offizieren und dem Sekretär des Kapitäns, einem 20jährigen Jüngling aus Transvaal, einem jungen deutschen Kaufmann, welcher nach Bechuanaland ging, und einem für den Süden der Kolonie bestimmten Geistlichen bestand. Unter diesen Herren herrschte von vornherein große Einigkeit in Bezug auf kleine Geschichten, welche, im Flüstertone erzählt, allgemein eine mühsam verhaltene Heiterkeit erregten. Ich sah sogar hin und wieder neckische Bilder unter dem Tisch cirkuliren,

welche höchst anregend gewesen sein müssen, aber leider nie bis zu mir gelangten, da mein Nachbar zur Rechten der Geistliche war, dessen Anwesenheit mich hermetisch gegen jene Späße der Jugend abschloß. Die Schiffsoffiziere waren übrigens stets in tadelloser Toilette und leisteten Großes in weißer Wäsche, was mir trotz meines großen Vorraths doch nach zwei Wochen sehr schwer wurde.

Nach dem Frühstück machte ich noch eine Entdeckungsreise auf dem Schiff, fand aber auf dem Deck keine menschliche Seele. Um 5½ Uhr kam wieder ein stürmisches Läuten, der Appell an die Edlen, sich zu kleiden, welches für mich eine Viertelstunde in meiner engen, stark nach Oelfarbe duftenden Kabine bedeutete, dann erscholl ein zweites, noch stürmerisches Läuten, als ob das ganze Meer geladen wäre, — zu Tische, — zu Tische!

Das Diner war in seinen Aeußerlichkeiten die Wiederholung des Luncheon, aber Alles war frisch gedeckt und hübsch hergerichtet. Elektrisches Licht erleuchtete den Raum, und Blumen standen auf den Tischen. Die Speisenfolge war eine endlose, aber gute.

Gegen Abend begann der „Trojan" schon etwas mehr zu schwanken. Die schrecklichsten Mären von den Gefahren der Bay of Biscaya, von dem vor Kurzem erfolgten Untergange des „Serpent" und Vieles mehr wurden erzählt, so daß ich mich auf eine recht unangenehme schlaflose Nacht gefaßt machte. Und so war es auch. Von den beiden mir zur Verfügung stehenden Betten meiner Kabine hatte ich das oberste gewählt. Kaum hatte ich mein Lager erstiegen, erwies sich dasselbe als viel zu kurz; wenn ich mich ausstreckte, stieß ich mit den Füßen und mit dem Kopfe an die Bretterwände, zog ich dagegen die Kniee an, so lag ich auf den scharfen Kanten des Bettes. Ich probirte also hin und her, bis ich endlich in einer mir nicht mehr erinnerlichen Stellung einschlief. Aber das Erwachen! Mir hatte geträumt, daß ich eine ähnliche Anstellung wie der selige „Atlas", wahrscheinlich durch die Fürsprache eines guten Freundes beim Zeus, erhalten hatte. Ich mußte aber doch meiner Aufgabe nicht ganz gewachsen sein, denn wenn ich mich auch noch so fest auf die Erde stellte, so wollte die Last auf Kopf und Schultern mich doch erdrücken. Als ich erwachte, fand ich mich denn auch in einer atlasartigen Lage, mit den Füßen fest gegen die eine, mit Kopf und Schultern gegen die andere Wand gedrückt. Kein Wunder, daß mir von einem schweren Berufe geträumt hatte! Der zweite Akt dieser

herrlichen Nacht war den schaurigen Erlebnissen des „Serpent" gewidmet, welche ich in allen Einzelheiten durchträumte, ein Traum, dessen Entstehung ich wohl der unmittelbaren Nähe des Fensters verdankte, an welchem die Wellen stürmisch auf und nieder schlugen. Aber Alles das war nichts im Vergleich zu den nächsten beiden Nächten, welche schlaflos, endlos und entsetzlich waren. In dieser ersten hatte das Schiff wohl geschwankt, aber jenes schaurige Stöhnen, Krächzen und Krachen der Schiffswände, das den Athem benehmende Hin- und Hergeschleudertwerden und endlich das dem Kopfsprunge ähnliche Stampfen, bei welchem man in einen Abgrund zu gleiten scheint, das Alles war erst für die nächsten Tage aufgespart.

So erwachte ich denn verhältnißmäßig frisch an meinem ersten Tage auf hoher See und zog mich mit Mühe, aber immerhin noch ganz civilisirt an.

Beim Frühstück fand ich wieder eine wohlbesetzte Tafel, aber doch fehlten schon einige Passagiere, wahrscheinlich, da sie die herannahende Seekrankheit fühlten. Allerdings spürte auch ich ein leises Weh in meinem Magen, und mein Kopf war eigenthümlich benommen. Die Zunge war trocken, und der Athem beschwert, aber das störte mich nicht, sondern ich nahm, wenn auch mit mehr Entschlossenheit als Appetit, mein Frühstück in Angriff. Das Schiff schwankte recht bedenklich, aber regelmäßig, welche Bewegung man mit „rollen" bezeichnet, und welche sich mir in der Folge als die unangenehmste und für die Seekrankheit gefährlichste darstellte. So tanzten denn vor meinen Augen porridge und kippered herring, Thee und beefsteaks, toast und andere Genüsse hin und her, und nur mühsam hielten die vor einem jeden Platze befestigten Schlängelleisten, auf englisch fiddles genannt, die Gerichte von vorzeitiger Vermengung ab. Denn wenn auch Alles in ein und denselben Magen kommt, so will der Mensch sie doch einzeln zu sich nehmen. — Ich fing also muthig mit porridge an, einer schottischen Hafergrütze, welche als Brei gekocht und mit Milch gegessen wird und, wie man sagt, sehr nahrhaft ist. Dieser folgte in buntem Durcheinander vieles Andere. Schon hatte sich meiner ein gewisses Unbehagen bemächtigt, welches ich durch einen gefüllten Magen zu bekämpfen trachtete. Ich aß krampfhaft und sah weder auf noch zur Seite, bis ein verhaltenes Gluckſen mir gegenüber mich zum Aufblicken veranlaßte. Da saß denn unser Jüngling aus dem Transvaal mit bleichem, schmerzverzerrtem Gesichte und würgte.

Ob er hinauf oder hinunter schluckte, war nicht zu entziffern, doch halt! — jetzt stürzte er taumelnd hinaus und erreichte die Treppe, ohne daß eine Katastrophe eingetreten wäre. Dieses Bild des Jammers verfehlte seinen Eindruck auf mich nicht; ich fühlte, daß auch bei mir sich etwas Ungewöhnliches in den unteren Regionen vorbereitete, und sah mich hülfesuchend am Tische um. Eine Menge bleicher und graugrüner Gesichter starrten mir entgegen, von denen einzelne verzweiflungsvoll zu lachen versuchten, es aber nur bis zu einem scheußlichen Grinsen brachten. Das gab mir den Rest! Die porridge schien durchaus auf einem Wiedererscheinen auf der Oberfläche zu bestehen und zwang mich, den Speisesaal zu verlassen. Es war dieses aber nicht so leicht gethan wie gesagt, sondern ich konnte mich nur mit vieler Mühe meinem Drehstuhle entwinden, umarmte sodann unabsichtlich die gar nicht widerstrebende Miß Stanfielt, rannte gegen mehrere Säulen, Tische und Stühle an, brachte um ein Haar einen Kellner, welcher ein großes Theebrett trug, zu Falle und erreichte schließlich taumelnd die Treppe und glücklich auch die Brüstung des Schiffes, über die hinweg die Fütterung der Fische — ich glaube mit porridge — begann.

Qualvolle halbe Stunde! leerer Magen, schwankende Kniee und brummender Schädel waren die Folge dieser thierfreundlichen Thätigkeit. So legte ich mich denn in lebensmüder Stimmung auf eines der schmalen Ruhebetten im Treppenhause nieder und stand für die nächsten zwei Tage nicht mehr auf.

O, diese Bay of Biscaya! Wenn ich sie als Knabe auf der Landkarte gesehen hatte, so friedlich glatt und tiefblau angestrichen, so hatte ich sie mir ungefähr wie einen Teich mit Seerosen, von spiegelglatter Fläche, vorgestellt. Wie anders die Wirklichkeit! Der stolze „Trojan", der mir vor 24 Stunden noch wie ein König der Meere erschien, wurde wie ein dummer Junge hin und her geworfen, er ächzte und krächzte, seine riesigen Planken bogen sich schreiend unter dem Anprall der Wogen, und über das gestern noch so hoch erhabene Deck spritzte das Wasser, als ob das Meer kaum einen Meter unter Deck läge. Es war jetzt nicht mehr möglich, draußen zu sitzen oder zu gehen, und nur ganz eilig huschten die Menschen, wenn es gar nicht zu vermeiden war, aus der Kabinenthür unter die gedeckte Mitte des Schiffes. Dazu kam, daß die Kälte zugenommen hatte und es nur in der dumpfen mit Oelfarbe geschwängerten Luft des Schiffsraumes möglich war, sich gegen die

Kälte zu schützen. Der Kopf war heiß und fiebrig, Hände und Füße kalt, und im Magen ging es wie ein Mühlrad herum. Ich glaube, man könnte ein Werk von dem Umfange eines Konversationslexikons über die Stimmung und Mißstimmung bei der Seekrankheit schreiben, und doch würde dieses kaum vermögen, den schrecklichen Zustand erschöpfend darzustellen. Am schlimmsten sind ohne Zweifel die unregelmäßigen Bewegungen des Schiffes, welche es einmal tief auf die eine, dann wieder tief auf die andere Seite sich beugen lassen, um es dann plötzlich mitten in einer dieser Schwankungen hoch aufzuhalten und mit verdoppelter Kraft nach der anderen Seite zu schleudern. Man glaubt jedesmal eine Gehirnerschütterung davonzutragen, aber was hält der Mensch nicht Alles aus!

Weiter mag ich über diese Tage nichts mehr sagen, sie waren zu schrecklich! Aber wie aus Nacht und Morgen immer wieder ein Tag wird, so gingen auch diese Tage vorüber. Die Bay of Biscaya lag hinter uns, die See glättete sich, und eine herrliche südliche Sonne zerstreute die grauen Wolken und kündigte uns an, daß wir uns der wärmeren Zone näherten.

Wie ein mächtiger Felsblock steigt die Insel Teneriffa unvermittelt aus dem Meere empor und hebt sich graugrün von dem hellblauen Firmamente ab. Am Fuße dieses Felsens, terrassenförmig ansteigend, mit weißen flachen Häusern, unregelmäßig gebaut, liegt die Stadt Santa Cruz di Teneriffa, der Hauptplatz der Insel, von welchem aus die in Südfrüchten bestehenden Landesprodukte ausgeführt werden.

Wir warfen gegen 10 Uhr vormittags Anker etwa 1 km vom Lande und waren sogleich von einer Menge kleiner Barken umringt, welche, von schmutzigem Gesindel bevölkert, allerhand Früchte wie Bananen, Apfelsinen und Pfirsiche zum Kauf anboten, und anderen, welche uns Passagiere ans Land befördern wollten.

Wir bestiegen eines der Boote und ließen uns dem Ufer zurudern, wobei es durch ein Labyrinth von Kähnen, Barken und größeren Schiffen ging. Am Ufer begleitete ein betäubendes Geschrei und Geschnatter die schwere Arbeit des Ausladens, während andererseits eine Unzahl schmutziger Faulenzer mit Steinchen spielend in theilnahmloser Ruhe umherlungerte. Kaum ausgestiegen, wurden wir von einer Schaar solcher Schmarotzer umringt, welche uns zum Theil bis in die Stadt verfolgten und uns ihre Führerdienste anboten.

Wir schlugen uns durch das Gewühl hindurch einem Gasthause zu, woselbst wir in einem mit orangefarbenen Gardinen versehenen Speisezimmer ein passables Frühstück einnahmen. Dann wanderten wir eine halbe Stunde durch die Stadt, über der der Geist trägen Nichtsthuns ausgebreitet lag. Blendend weiße Gebäude mit geschlossenen grünen Fensterläden und großen buntstreifigen Markisen, enge tiefschattige Gassen, durch welche einzelne Menschen lautlos dahinglitten, und breite menschenleere Plätze von greller Sonne beleuchtet: dieses Alles unter dem tiefblauen Himmel war das echte Bild eines romanischen Städtchens, wie ich es in Italien so oft gesehen hatte.

Als wir nachmittags auf das Schiff zurückkehrten, hatten wir einen angenehmen Tag verbracht, aber wenig Interessantes erlebt. Als die Sonne sich dem Westen zuneigte, wurde der Anker gehoben, und das alte Ungeheuer, die Maschine, begann von Neuem ihre nervenzerrüttende Thätigkeit. Die athemlose Ruhe, welche einige Stunden geherrscht hatte, war nun vorüber, und es kam einem vor, als ob man selbst mit äußerster Anspannung an einem Sisyphuswerke arbeitete. Der Traum frischer heliotropdurchdufteter Landluft war verflogen, und die düftereiche Luftschicht des „Trojan“ kam wieder in ihre Rechte.

Das Meer wurde immer blauer, Teneriffa war längst in der Ferne versunken, und auch die beiden Nadeln des Cap verde, welche sich kurze Zeit im Osten unseren Blicken gezeigt hatten, waren wieder entschwunden; der Himmel wurde immer wolkenloser und die Sonnenstrahlen glühender. Ueber dem Achterdeck war ein Sonnenzelt ausgespannt, und hier lagerte Alles auf Bänken oder Ruhesesseln und Klappstühlen, theils schlummernd, theils lesend, theils sich dem zarteren Theile der Gesellschaft mit scherzender Unterhaltung widmend. Eine gewisse wohlthuende Langeweile hatte sich Aller bemächtigt — denn jede Gefahr der Seekrankheit schien vorüber zu sein, wir waren mit einem Schlage lauter „good sailors“ geworden. Kein Wunder, da die See spiegelglatt war! Die Wärme war angenehm, aber nicht drückend, und die Mahlzeiten hatten durch den Ueberfluß an Früchten und frischen Gemüsen eine belebende Abwechselung erhalten.

Nach dem Diner erwachte die Menschheit in der Regel zu neuem Leben. Einige elektrische Lampen erleuchteten das Deck, genug, um den Verkehr leicht zu machen, aber nicht so viel, daß nicht einige lauschige Plätzchen übrig geblieben wären. So entwickelte sich meistens um 8 Uhr

abends, nach dem constitutional walk, eine allgemeine gesellige Vereinigung, welche Mrs. Stanfielt zwar „absurd“ fand, ihre Tochter aber sehr geeignet zum Auswerfen ihrer Netze hielt. Man setzte sich ungeordnet umher, die Gesprächigen im Vordergrund, die Wortkargen im zweiten Treffen, und alle Damen, deren es sieben gab, erzählten von irgend etwas, was „so nice“ und „so charming“ gewesen, während die Männer Alles mit „awful“ bezeichneten. Im weiteren Verlaufe wurden dann stets zwei Guitarren herbeigeholt, Miß Stanfielt nahm eine berückende Pose ein und lächelte einladend, während der Schiffsarzt sich anschickte, sie zu begleiten. Das Repertoire bestand aus jenen halb schwermüthigen, halb albernen englischen und amerikanischen Liedern, welche sowohl von Künstlern in großen Konzerten, als auch von Spezialisten als sogenannte nigger-songs in Singspielhallen vorgetragen werden. Wohl verstanden, meine ich damit nur Künstler englischen Geschmackes. Ich habe diese Lieder sehr gern, aber so gut, wie ich sie als Leistung der Neger finde, so wenig sprechen sie für den Geschmack des großen englischen Publikums. Miß Stanfielt hat mir manchen genußreichen Abend bereitet, wenn sie mit ihrer schwachen, aber reinen Stimme und hübschem Vortrage eines der charakteristischen Lieder der oben bezeichneten Gattung sang, leise begleitet von den Akkorden der beiden Guitarren. Dieses Lied hieß „All along the swany river“ und hatte eine ebenso schwermüthige als eigenartige Melodie. Seine Worte sprechen nur von Kummer und von Liebe zur Natur und sind wohl deshalb so verständlich, weil jedes Menschenherz das eine kennt und sich mit dem anderen tröstet.

Noch einige Tage und die Tropen sind erreicht, die Hitze nimmt bis zur Unerträglichkeit zu, und in demselben Maße nehmen die Bekleidungsgegenstände ab. Der Glanzpunkt des Tages sind jetzt die Eisspeisen, welche es zum zweiten Frühstück und zum Diner giebt. Es sind dieses riesige kalifornische Ananas in Eisblöcke eingefroren und thurmhohe Icecreams.

Diese Hitze dauerte jedoch nur 4 bis 5 Tage, dann glitten wir an dem südlichen Theile unserer Erdkugel wieder in kühlere Zonen hinab. Wir waren damit in den Bereich des pitching oder Stampfens gekommen, ohne daß dasselbe neue Opfer der Seekrankheit unter den Passagieren gefordert hätte. Ein Wunder war es allerdings, daß dieses nicht der Fall war, denn das Hinabgleiten des Schiffes wie von einem

Berge in einen Abgrund war oft so reißend, daß einem die Luft ausging, und die Stühle oft vornüber stürzten. Nach einem solchen Absturz stieg dann das Schiff wieder in die Höhe, und es erfolgte genau die entgegengesetzte Schwenkung, wobei oft schwere Wellen, welche sich an dem Vordertheil des „Trojan" brachen, hoch über Deck hinwegspritzten und Alles für einen Augenblick unter Wasser setzten. Die See war so blau, so tiefblau, als ob sie aus einer Färberei gelaufen käme, und eine Unmasse fliegender und springender Fische umspielte und begleitete das Schiff.

Zum allgemeinen Zeitvertreib aller Passagiere dienten die sogenannten sweepstakes, d. h. Wetten, bei denen Jeder einen Einsatz von einem halben bis zwei Schilling machte und dafür einen Zettel erhielt, auf welchem die Anzahl der täglich zurückgelegten Meilen oder der voraussichtliche Termin der Ankunft in St. Helena oder Kapstadt vermerkt war. Wer auf seinem Zettel die richtige Zahl hatte, erhielt den ganzen Einsatz. Man erzählte mir, daß auf den auf der Heimreise befindlichen Dampfern, welche die goldbeladenen Geschäftsleute und Digger der Gold- und Diamantenfelder zu einer Vergnügungstour nach der Heimath tragen, die Einsätze solcher sweepstakes oft 20 Schilling und mehr betragen. Wir, die wir arm wie die Kirchenmäuse ausreisten, um unser Glück in jenem Dorado zu suchen, wußten noch nichts von dem Taumel, welcher den Menschen ergreift, wenn er nach jahrelanger harter Arbeit mit vollen Taschen der Heimath zusteuert. In Bezug auf die vollen Taschen habe ich dieses Gefühl bei meiner Heimfahrt leider nicht empfunden, dagegen weiß ich wohl, welche tiefinnere Wonne die Brust durchbebt, wenn man nach all dem Fremden und Aufregenden seine Gedanken und Schritte wieder heimwärts lenken kann.

Nach vierzehntägiger Seefahrt dämmerte um Mittag bei strahlendstem Sonnenscheine der Fels von St. Helena am Horizonte auf, und um 6 Uhr lagen wir, als die Sonne schon ihrem Untergange nahe war, vor Anker. Wie Teneriffa, so ragt auch St. Helena als ein riesiger dunkelgrüner Felsblock aus dem Meere empor, aber massiger und breiter und ohne jenen Pic, welcher Teneriffa eine gewisse Schlankheit und Grazie verleiht. Der Hafen von St. Helena ist eigentlich eine offene Rhede, denn die Bucht beschränkt sich auf eine kaum merkliche Einbiegung der Felswände. Gleich hinter dieser zwängt sich das Städtchen Jamestown den Berg empor, während rechts davon auf steiler Felsen-

höhe gleichsam über dem Ort das Artilleriefort thront, zu dem eine in den Fels gehauene steinerne Treppe von mehreren Hundert Stufen führt.

Vor der Insel lag das englische Admiralsschiff „Raleigh", ein schwerfälliger, großer Kasten von sehr alter Bauart, und eine große Anzahl südamerikanischer und afrikanischer Segler vor Anker. Es dämmerte bereits, als wir ans Land gesetzt wurden, und das Städtchen Jamestown zeichnete sich durch eine Menge kleiner Lichter im Dunkeln ab. Am Ufer, welches trotz der flachen Gestade nur sehr schwer zu erreichen war, da eine Menge großer Steinblöcke das Anlegen der Boote erschwerte, empfing uns die Mulattenschaar der Einwohner, braungelbes Gesindel mit dicken Lippen, halblangem, wolligem Haar und wulstigen Leibesformen, welche besonders bei den Frauen schon im Mädchenalter sich zeigen. Diese Einwohner von St. Helena leben als Schiffer, Fischer und Faulenzer und erfreuen sich keines guten Rufs, wie das bei ihrer Abstammung von Portugiesen, Piraten einerseits und Negern andererseits nicht anders zu erwarten ist. Dagegen wird der weibliche Theil vielfach nach Kapstadt als Dienstpersonal ausgeführt. In früheren Jahrzehnten, als die afrikanischen Häfen noch keine Weltmärkte waren, wurde St. Helena als Stapelort für Schiffsbedürfnisse aller Art benutzt, und so wurden auch aus dem heutigen deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika über Walfischbay alljährlich an 1000 Ochsen nach St. Helena verschifft.

Unseren Einzug in Jamestown hielten wir also in der Dunkelheit und zwar durch ein Thor, welches von einer Wache besetzt war, und zu dessen beiden Seiten sich kasemattenartige Gebäude, die Stadt von der Außenwelt abschließend, entlang zogen. Dann gingen wir eine breite, merkwürdig reinliche Straße hinan, an welcher mehrere einstöckige Häuser von freundlichem Aussehen lagen. Weiter hinauf wurden mit der Verengung des Thales auch die Gassen enger, schmutziger und übelriechender, und schon nach 300 Schritten waren wir auf der anderen Seite des Ortes angekommen. Wir befanden uns auf einer schmalen Landstraße, welche zwischen kahlen Abhängen der Hochfläche der Insel zuführte.

Wenn auch die Natur wenig Sehenswerthes bot, so nahmen wir doch etwas Interessantes aus St. Helena mit heim, nämlich die Bekanntschaft mit Denizulu, dem Sohne und Erben des letzten Zulukönigs Cetewayo, welchen seine Besieger, die Briten, hier gefangen gesetzt hatten. Auch sein Sohn wird wohl hier sein Leben beschließen müssen. Der junge König war ein mittelgroßer, gut gebauter Neger, mit recht

verständigem Ausdruck; ganz europäisch gekleidet, trug er als einziges Zeichen der ehemaligen Würde seines Vaters einen fingerdicken Ring auf dem Kopfe, aus welchem das Haar wie eine kleine Krone emporstand. Er befand sich in der Begleitung mehrerer Zulurieſen, welche, wie er, ganz europäisch gekleidet waren, wohl die Getreuen, welche Cetewayo in das Exil begleitet hatten.

Darin wenigstens konnte Denizulu auf dieſer troſtloſen Insel, wo es kein Stück Wild und kein Rind giebt, Beides Dinge, ohne die ein Zulu nicht leben kann, eine Genugthuung finden, nämlich, daß es dem großen Napoleon nicht beſſer gegangen war. Unſer Wunſch, Longwood als die Stätte, an welcher der große Gefangene ſein Leben beſchloſſen hatte, zu beſuchen, blieb unerfüllt, denn daſſelbe liegt mehrere Stunden Fahrzeit von Jamestown entfernt, und der Kapitän des „Trojan“ hatte uns verpflichtet, um 11 Uhr abends wieder an Bord zu ſein. In Jamestown ſagte man uns allerdings, daß wir nichts verlören, wenn wir Longwood nicht beſuchten, denn es ſei gar nichts dort zu ſehen; ich wäre jedoch allein wegen der Erinnerung an jenen trotz alledem doch großartigen Mann gern ein Stündchen an jenem Orte geweſen.

Als wir an dieſem Abend an Bord kamen — es war ½12 Uhr —, legte ich mich eiligſt ſchlafen, und zwar zum erſten Male wieder in meiner Kabine, während ich bisher die Nächte theils auf Deck, theils in dem oberen Treppenhauſe zugebracht hatte.

Heute hatte ich es ſehr eilig, denn ich wollte den Stillſtand der Maſchine und die köſtliche Ruhe, die erlöſend auf Kopf und Nerven wirkte, benutzen, um einen tiefen Schlaf zu thun. Und richtig! es gelang! Zwar hörte ich im Halbſchlummer noch, wie die Maſchine leiſe zu puffen begann, und wunderte mich, daß ich nicht ganz erwachte, aber ich ſchlief und ſchlief in einem Zuge, bis die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand und der Stewart an meinem Bette vorwurfsvoll ſagte: „Sir, it is time for breakfast!“ Beim Aufſtehen merkte ich zu meinem Erſtaunen, daß das Schiff ſich nicht bewegte, — und damit war das Geheimniß meines köſtlichen Schlafes entdeckt. Beim Frühſtück waren Alle in lebhafter Unterhaltung begriffen und kauderwelſchten deutſch und engliſch durcheinander; als ich fragte, worum es ſich handle, war man entrüſtet, daß ich nicht wußte, was in der Nacht geſchehen war. „Was? Sie wiſſen nicht, daß die Maſchine geſprungen iſt! daß wir hier noch

zwei Tage liegen müssen! Aber sie ist schon wieder reparirt, die Leute haben gearbeitet like blazes."

Ich erfuhr schließlich, daß wir am vorhergehenden Abend uns eben in Bewegung gesetzt hatten, als plötzlich sich ein Schaden an einem Cylinder bemerkbar machte, welcher die Thätigkeit der Maschine lahm legte. Sofort wurde Dampf abgestellt, und alle acht Ingenieure und Maschinisten arbeiteten fieberhaft, bis eine Stunde vor meinem Erwachen die Reparatur vollendet war und wir uns voraussichtlich bald wieder in Bewegung setzen konnten. Richtig lag auch St. Helena noch deutlich sichtbar hinter uns. Ich aber war nicht wenig froh, daß die ganze Aufregung der Nacht spurlos an mir vorübergegangen war und meinen Siebenschlaf nicht gestört hatte. Um 10 Uhr begann die Maschine des „Trojan" wieder zu arbeiten, und wir Passagiere hockten auf dem Hinterdeck und steckten die Köpfe zusammen, um den Fall immer wieder und wieder zu besprechen und alle möglichen anderen Schauermären zu erzählen. Es war allerdings ein gewisser Grund zur Beunruhigung vorhanden. Schon am dritten Tage der Fahrt war die Steuerkette gerissen, und es hatte seitdem mit dem Steuer des Hinterdecks das Schiff geleitet werden müssen. Dieser Fall war damals nicht spurlos an uns vorübergegangen, hatte uns aber auch nicht sehr beunruhigt; jetzt aber bei Gelegenheit dieses zweiten Falles wurde der erste mit allen Einzelheiten wieder aufgefrischt und noch viele andere Anzeichen herausgesucht, welche zu Bedenken Veranlassung gaben. Da hieß es, der Kapitän wäre phlegmatisch, der Oberingenieur spreche dem Wein zu viel zu, und von den Offizieren mache der eine der Schiffssirene Miß Stanfielt, der andere einem anderen Mädchen den Hof — kurz man war überzeugt, daß die Leitung des „Trojan" in unzuverlässigen Händen ruhe.

Noch lag bange Spannung auf den Gemüthern, als wir uns zum Frühstück setzten, obgleich jeder Grund zur Besorgniß geschwunden zu sein schien. Das Schiff glitt in majestätischer Ruhe durch die See! Ein wolkenloser Himmel erglänzte über uns, und der Kapitän kam mit strahlendem Gesichte und anscheinend sehr gutem Appetit herab, um mit großem Eifer die Bewältigung der Speisenfolge in Angriff zu nehmen.

Da — mit einem Male — es mochte beim Rührei mit Tomaten gewesen sein — fing die Maschine an, ihren Gang zu verlangsamen, sie athmete schwerer und spärlicher, sie ruckte und ruckte nur noch ab und an und dann — stand sie still! Alle Gabeln sanken auf den Tisch,

der letzte Biſſen blieb ungekaut im Munde, man ſpitzte lauſchend die Ohren und ſah ſich verblüfft an. Eine Minute peinlichſten Schweigens verging, bis man erlöſende Schritte auf Deck hörte und ſich Aller Blicke erwartungsvoll auf die Treppe richteten.

Es kamen die Schritte näher und näher, und endlich erſchienen ein Paar ſchwarze Zeugſchuhe und ſchwarze Beinkleider, über denen aber zur allgemeinen Enttäuſchung der Kopf eines jungen Kellners ſichtbar wurde. Er wußte natürlich von nichts, und das peinliche Schweigen dauerte fort. Jetzt ſah man wieder nach dem Kapitän, deſſen Bläſſe unverkennbar war, und der ſeinen etwas ſtarren Blick ſchnell auf den Teller ſenkte, als er ſich beobachtet fühlte. Er begann von Neuem tüchtig zu eſſen, aber man merkte wohl, daß dieſer Appetit mehr krampfhaft als natürlich war, und bald trocknete er auch den Schweiß von ſeiner bleichen Stirn. Unter uns hatte die Beklemmung einem gewiſſen Galgenhumor Platz gemacht, aber der Appetit war fort.

Endlich — nach ſchweren 10 Minuten kamen wiederum ſchnelle Schritte das Deck entlang, und ein Offizier erſchien und meldete dem Kapitän Einiges im Flüſtertone, worauf dieſer eine kleine Anſprache an uns richtete und ſagte, die ladies and gentlemen brauchten ſich nicht zu beunruhigen, der Ingenieur habe nur die Maſchine geſtoppt, um zu ſehen, ob die in der Nacht ausgeführte Reparatur ſich als gründlich erweiſe.

Ich müßte lügen, wollte ich ſagen, daß wir nach dieſer Erklärung aufathmeten, ſondern ich bin im Gegentheil davon überzeugt, daß kein Einziger dieſen Worten glaubte. Ob mit Grund oder nicht, kann ich nicht behaupten, das Gefühl der Unſicherheit hatte ſich nun einmal unſer bemächtigt.

Im weiteren Verlaufe unſerer Fahrt ging Alles ohne Störung ab, und die See war zwiſchen St. Helena und dem Kap der guten Hoffnung ſo ruhig wie auf einem Teiche.

Am 25. Januar 1891 ſahen wir die Spitze des Tafelberges und damit das ſüdafrikaniſche Feſtland zum erſten Male vor uns auftauchen. Der Morgen war wunderbar ſchön und klar; am Nachmittage dagegen bedeckten graue Wolken den Himmel, und ein feiner Regen, welcher mehr einem Niederſchlage ſich auflöſenden Nebels ähnlich war, rieſelte herab. Wir mußten ſehr viel langſamer fahren und einmal eine ganze Zeit lang anhalten, da wir erſt für den nächſten Tag due (fällig), d. h. zur Ankunft beſtimmt waren und unſer Platz am Quai noch beſetzt war.

Mit der hereinbrechenden Dunkelheit glitten wir fast lautlos in den stillen Hafen hinein. Ich saß an der Spitze des Schiffes, in das Dunkel der Nacht hinausspähend, während die übrigen Passagiere in lautem Geschwätz den letzten Abend des Zusammenseins in der Kajüte feierten.

Noch einmal ergriff mich jenes Gefühl sehnsüchtiger Wehmuth nach der Heimath, noch einmal durchzitterte mich jene halb freudige, halb bange Erwartung des Unbekannten, und mein Blick richtete sich mit dankbarem Herzen nach oben, dankbar dafür, daß ich bis hierher glücklich geleitet worden, und bittend, daß auch unter diesem Himmel eine gütige Vorsehung mich beschützen möge.

Vor mir flimmerten in tausend kleinen Lichtern bergauf und bergab an riesigen dunklen Schattenwänden die Umrisse Kapstadts, zu meinen Füßen lag glatt und unergründlich das Wasser der Tafel-Bai. Ueber mir spannte sich der helle südliche Himmel, dessen kleine Sternchen in nervöser Unruhe erzitterten, hier aufblitzend und dort verblassend, bald in riesigen Sternschnuppen mit fast greifbarer Klarheit langsam am Himmel niedergleitend, bald röthlich gelb, bald grünlich weiß erscheinend. Auch das südliche Kreuz, die Sehnsucht aller Reiselustigen und das Paradestück der Reisebeschreibungen, thronte am Firmament, aber es trägt seinen stolzen Namen und seinen phantastischen Ruf mit Unrecht. Es ist klein und unbedeutend und erweckt, wie so Vieles, nur Enttäuschung in der erwartungsvollen Brust des Reisenden, sowie überhaupt die blasse Farbe und das unstäte Geflimmer, wie das regellose Durcheinander der unzähligen Sternchen niederer Ordnung sich mit der majestätischen Ruhe, der schönen Anordnung, der großen Klarheit und der tiefen Farbe des nördlichen Himmels gar nicht vergleichen läßt.

Wenn sich der gläubige Mensch den Himmel als Sitz des höchsten geistigen Wesens denkt, so ist der nordische Himmel allein ein solcher erhabener Palast, während der südliche mir wohl so vorkommt, als könne er nur der Freudensaal einer vielköpfigen Götterfamilie sein.

So sank zum ersten Male die afrikanische Nacht auf mich herab, und als regungslose Stille herrschte, die wohlthuend die Gemüther nach langer Reise und bangen Sorgen umfing, als noch einmal das halb gesungene „all is well“ von den Wachtmatrosen durch die Nacht geklungen war, da begab auch ich mich zur Ruhe.

Zweites Kapitel.

Kapstadt und Walfischbay.

In der Tafel-Bai. — Ein Spaziergang durch Kapstadt. — An Bord des „Nautilus“. — Die ersten Klagen. — Port Nolloth. — In Walfischbay. Das Territorium und seine Bewohner.

Kommandorufe, Schreien und Laufen, das Trampeln bloßer Füße, welche schwere Lasten trugen, über mir und neben mir, das rasselnde Arbeiten des Dampfkrahns und das Rollen von Wagen weckten mich aus tiefem, wohlthuendem Schlummer. Als ich hinaustrat, bot sich mir ein herrliches buntes Bild in strahlendem Sonnenscheine.

Blauer Himmel mit kleinen, dicken weißen Wölkchen, grünes Wasser mit unzähligen Segel- und Ruderbooten, dort drüben in blendender Weiße und buntem Flaggenschmuck ein spanisches Kriegsschiff, hier neben uns ein mächtiger, gelber Passagierdampfer der Castle-Linie, welcher sich zur Heimfahrt rüstet. Zu unserer Rechten der Quai, an welchem wir angelegt haben, dahinter flache langgestreckte Kohlenschlepper, Alles schwarzgrau und schmutzig; links hinauf eine kalkweiße Straße, auf der im scharfen Trabe die einspännigen Miethswagen ab- und zufahren und schwere Lastwagen entlang rumpeln. Weiterhin Brücken, Eisengehänge, die Trockendocks mit ihren riesigen offenen Bäuchen, Schaaren schwarzer, mit dem Ausbau des Hafens beschäftigter Arbeiter. Hinter einer kahlen, sanft ansteigenden Fläche ein Konglomerat weißer Häuser, bald einstöckig und flach, bald zweistöckig mit hohen Giebeldächern, bald einfach und neu, so daß man ihnen Billigkeit und Schnelligkeit in der Herstellung ansieht, bald alt, grau und würdig, weder für das Klima, noch für das Ende dieses Jahrhunderts passend, aber ein steinernes Denkmal für den festen Sinn und das schlichte Wesen, welches die holländischen Einwanderer in Südafrika seit drei Jahrhunderten kennzeichnet; bald luftig

und hoch mit Galerien und Balkons, mit Markisen und bunten Fensterläden, ein Zeichen rührigen Unternehmungsgeistes. Dann wieder kleine Villen, in Gärtchen an der Seeseite gelegen, eckig und winkelig mit Erkern und Thürmchen, welche mit ihren blank geputzten Fensterscheiben und ihrer tadellosen Reinlichkeit das Wahrzeichen sind, daß Alt-England auch hier neben guten Geschäften sein „home, sweet home“ zu pflanzen strebt. Im Vordergrunde sieht man nur Häuser und Häuser, dann weiter den Tafelberg hinan drängen sich einige Bäume und Gärten dazwischen, und schließlich krönt ein dichtes Grün, aus dem nur einzelne Häuschen hervorlugen, den oberen Rand der Berglehne. Wie ein Dom ohne Kuppel erhebt sich schroff der Tafelberg mit seinem langgestreckten, flachen Firste, graugrün und ernst, wie ein Vater schützend die Kapstadt im flachen Bogen umlagernd, als Schlußstein und Hintergrund dieses Amphitheaters.

So ist die Lage von Kapstadt eine selten liebliche zu nennen, und wenn nicht die scharfen Winde und der entsetzliche Staub wären, welche beide auf Gesundheit und Reinlichkeit nachtheilig wirken, so würde die Kapstadt ein herrlicher Wohnort für Gesunde und Kranke sein. Unter diesen Umständen jedoch hat die Bevölkerung es vorgezogen, die kleineren Leute, die Malaien und nur die unentbehrlichsten Kaufleute in der eigentlichen Stadt wohnen zu lassen, während alle Wohlhabenderen, die sogenannten oberen Zehntausend, sich in den Vorstädten Kapstadts Claremont, Rondebosch, Newlands, Mowbray, Wynberg und anderen, welche mit Kapstadt durch eine halbstündig gehende Eisenbahn verbunden sind, angesiedelt haben. Und sie thaten recht daran, denn so hübsch wie Kapstadt selbst auch ist, so viel reizvoller sind diese Vororte mit ihren Eichenhainen und Kaktushecken, ihren rauschenden Bächen, ihren grünen Hängen und vor allen Dingen ihrer ungestörten Ländlichkeit.

Aber nun zu dem Bilde zurück, welches mir am Morgen des 26. Januar vom „Trojan“ aus vor Augen lag!

Auf unserem Schiffe hatten sich eine Menge dunkler halbbekleideter Gestalten eingefunden, welche theils unter Aufsicht eines Schiffsoffiziers beim Ausladen mit dem Dampfkrahn beschäftigt waren, theils auf tief gekrümmtem Rücken schwere Lasten über schwanke Bretter schleppten. Ebenso wie vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz jede Schattirung der Hautfarbe, so war auch jede Farbe in der Kleidung vertreten. Neben dem Blau der Schiffsangestellten schimmerten die weißen Anzüge

und die bunt umwickelten Hüte der Kapstädter Agenten, welche mehr den Dandies eines europäischen Seebades als afrikanischen Handelsleuten ähnlich sahen; neben den grellbunten Tüchern und Fetzen auf schwarzen und gelben Leibern und um schmutzige, schweißtriefende Gesichter drängten sich in gesteiften frischen Leinenröcken, weiß und roth, blau und gelb, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen und großen schwarzblauen Augen, die malaiischen Wäschermädchen, welche kamen, um sich der Wäsche der Passagiere zu bemächtigen.

Kein Wunder war es, daß mit diesem Farbengemisch und Menschengewimmel sich ein betäubender Lärm verband, in welchem das Geschrei der sich anbietenden Droschkenkutscher nicht das geringste war. Wir ließen uns aber nicht erweichen, und nach kurzem Abschiede mit Händedruck von den Mitreisenden, mit klingender Münze von den Bediensteten kehrten wir dem „Trojan" den Rücken und schlenderten der Stadt zu. Ohne Aufenthalt kamen wir durch die Zollgrenze und marschirten die lange staubige Straße, welche sich im Bogen am Hafen entlang zieht, dahin, bogen dann in die Stadt hinein, wo links eine Straße aus einzelnen in großen Zwischenräumen stehenden, neuen Häusern und rechts ein wüster mit Steinen bedeckter freier Bauplatz war.

Wenn man Kapstadt durchwandert, so merkt man gleich, daß es nur eine Straße ist, welche den Namen einer städtischen Straße und das Interesse des Beobachters überhaupt verdient.

Hundert Schritt vom Wasser entfernt stehen zu beiden Seiten dieser kurzen, breiten Straße hohe Häuser, links das Zollhaus, der Bahnhof und die Standardbank. Am oberen Ende verengt sich die Straße und gestattet nur noch den Durchblick auf einen Theil des Abgeordnetenhauses und den bei demselben beginnenden öffentlichen Garten.

Auf dieser Straße, welche den Namen Adderleystreet führt, spielt sich das ganze geschäftliche Leben des ungeheuren Verkehrs ab, welcher in Ein- und Ausfuhr zwischen der Kapkolonie und ihrem britischen Mutterlande hin- und herfluthet. Hier werden Passagiere für die Heimreise gesucht und Frachten angenommen, große Waarenmengen, die Erzeugnisse englischer Industrie aufgestapelt, an Unterhändler verkauft oder den Filialgeschäften im Hinterlande zugesandt; hier werden Millionen in Aktien der Diamantenfelder und der Goldgruben des Transvaal umgesetzt, neue Minen, die noch gestern und vielleicht auch noch heute eine unbekannte Stelle in der Wildniß sind, reell oder

schwindelhaft finanzirt; hier wird rothes Gold und nebelhafter Kredit hingegeben und eine Handvoll sogenannter „scrips“, vielleicht Millionen werth oder auch nur Makulatur, dafür genommen, ein Besitz, welcher oft durch falsche Nachrichten und durch Sucht nach dem Spiel in 24 Stunden einen Bettler zum Krösus und in den nächsten Minuten einen Krösus zum Bettler macht. Hier wurde auch einer der größten Checks der Welt ausgestellt, durch welchen die „De Beers Consolidated Mines“, die reichsten Diamantengruben der Welt, für eine Million Lstrl. an ihre jetzigen Besitzer verkauft wurden.

Nur wenige Stunden, von 9 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags, dauert in Kapstadt die fieberhafte Thätigkeit des Geschäfts. Bis 9 Uhr Todtenstille, kein Mensch auf der Straße! doch mit dem Schlage 9 läuft der erste Zug aus den Vororten ein, dem eine Unzahl frischer, junger Leute mit hellen Augen, sonnverbrannten Gesichtern und kräftigen aufrechten Gestalten entsteigen, ein Jeder mit einer kleinen Handtasche versehen, und nun mit einem Male wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen auf dem Bahnhofe, auf der Straße und in den Häusern. Die Fenster fliegen auf, die Jalousien auf der Sonnenseite werden herabgelassen, Niemand geht mehr, sondern Alle rennen, als ob jede Sekunde Gold werth wäre. Das geschäftliche Leben hat begonnen, und das „time is money“ regiert. Selbst die faulen Droschkenkutscher, meist träge Malaien, werden aufmerksam und sehen sich eifrig nach einem eiligen Geschäftsmanne um, welcher ihnen für eine schnelle Fahrt den doppelten Preis zahlen wird.

Die Gebäude der Standardbank, des Bahnhofes und eines neuen Hotels sind einer jeden europäischen Stadt würdig; alle anderen Häuser erinnern durch ihre auch äußerlich erkennbare leichte Bauart an die Gebäude eines kleinen Badeortes von vorgestern. Auch alle Gegenstände, welche in den Schaufenstern ausgelegt sind, machen den Eindruck alter Ladenhüter und zeugen von geringer Werthschätzung des Publikums seitens seiner Lieferanten.

Wie ich schon oben sagte, liegt an dem Bergabhange im Hintergrunde der Adderleystreet das Abgeordnetenhaus, ein hübsches, sauberes roth und weißes Gebäude, zu welchem jeder Stein und jeder Nagel aus England gekommen war, in einem kahlen Garten. Auf der einen Seite jedoch führt eine schöne Allee aus dichten Laubbäumen, weiter bergauf sich allmählich in einen Park mit mehreren Laubgängen und

Rasenplätzen erweiternd. Zwischen dem Abgeordnetenhause und diesem Parke liegt das lange niedrige Gouvernementshaus, die Wohnung des Gouverneurs der Kapkolonie, Sir Henry B. Loch. Eine breite tiefschattige Veranda läuft an demselben entlang, und vor dieser sind dann wiederum riesige Boskets tropischer Blattpflanzen geschmackvoll gruppirt. Auf der anderen Seite der Allee liegt die öffentliche Bibliothek, der Stolz der Kapstädter, und der botanische Garten.

Oberhalb des öffentlichen Parkes ziehen sich Villenstraßen dahin, in denen winzige in Gärtchen gebettete indische Bungalows mit Häusern englischen Stils und jenen leichten, von Galerien umgebenen Tropenwohnhäusern abwechseln. Zwischen diesen liegt auch das International-Hotel, durch seine gesunde, ländliche Lage berühmt, in welchem ich meine Wohnstätte aufschlug, nachdem ich dem Hansa-Hotel, einem kleinen deutschen Gasthause, welches mich nur eine Nacht zu fesseln vermocht hatte, den Rücken gekehrt hatte.

Kein Wölkchen trübte den Sonnenschein meines zwölftägigen Aufenthaltes in diesem Hotel. Das Essen war gut und reichlich, und der Preis von 10 Schilling Pension für den Tag nicht zu hoch.

Meinen ersten Ausflug in die Umgegend von Kapstadt machte ich zu Pferde und ritt auf einer staubigen Landstraße in der Richtung der Villenvororte hinaus. Zuerst war weder die Umgebung noch die Fernsicht im geringsten reizvoll, aber als wir den ersten Vorort erreichten und eine tiefschattige Allee von hohen Eichen betraten, als wir die dicken Kaktushecken auf der einen und ein sanft ansteigendes grünes Hügelland auf der anderen Seite hatten, da erfaßte uns der eigenartige Zauber, den die Vereinigung unseres alten urdeutschen Baumes mit den üppigen Pflanzen der Tropenwelt hervorbringt. Der dunkelrothe Sand des Bodens wurde in leichten Wolken aufgeblasen und legte sich wie ein Hauch auf die Blätter, so daß die ganze Natur wie im Scheine einer blutroth untergehenden Sonne erglühte. Wir sahen schlanke modische Landhäuser, die lachend in eben erst angelegten Gärten weiß schimmernd standen, alte ehrwürdige, aber finsterblickende holländische Häuser mit hohen Giebeldächern, kleinen Fensterscheiben mit breiter quadratischer Holzeinfassung, riesigen eisernen Thüren mit blank geputzten Messingbeschlägen; weiterhin lugten die kleinen Häuschen bescheidenerer Besitzer, von hoher Mauer umgeben, aus einem Walde von Obstbäumen und Blumen hervor.

In Newlands überschritt die Straße mit einer malerischen Steinbrücke einen Bach, welcher sprudelnd aus einem kleinen Thale kam, dessen Gehänge grüne Matten bildeten. Durch den Schatten hoher Eichen fielen einzelne Sonnenstrahlen auf eine Menge buntfarbig gekleideter, schwatzender, malaiischer Frauen, welche am Wasser saßen und wuschen, und auf die blauen, weißen, rothen und gelben Wäschestücke, die zum Trocknen auf dem Rasen und auf kleinen Büschen ausgebreitet waren. Dabei erfüllte ein Zwitschern, Summen und Surren von Vögeln, Bienen und Schmetterlingen, ein Duft frisch erstandenen Grüns die drückend heiße Luft.

So ritt ich hinaus durch Claremont, Rondebosch und Newlands, durch ein dichtes Gewühl von Gärten, Hainen und Weinpflanzungen, nach Wynberg hin, wo ich von hohem Hügel herab auf die lachenden Hänge von Konstantia blickte, wo in einem Meer von Sonne die herrlichen Trauben reifen, die mit Recht der Stolz des Kapländers und ein edler feuriger Trank auf der Tafel des europäischen Sybariten sind. Wahrlich, wenn man hier steht und seine Augen über die Erfolge holländischer Arbeit gleiten läßt, dann schwillt einem die Brust voll freudiger Hoffnungen auf die Zukunft deutscher Kolonien, und man verspricht sich heilig, auch seinerseits mit ernstem Fleiße dem zuzustreben, was andere Kolonisten in mehrhundertjähriger Arbeit geschaffen haben.

Ein anderer Ausflug in die Umgegend Kapstadts führte mich nach der entgegengesetzten Seite als der, von welchem ich soeben gesprochen habe. Der kleine Ort Seapoint liegt eine halbe Stunde vor Kapstadt am Meere, durch eine fortlaufende Reihe von Häusern, eine Pferdebahn und eine Lokaleisenbahn mit der Hauptstadt verbunden. Die Gegend ist kahl und felsig, aber sie hat ihren Reiz in der schönen Küste, dem glitzernden Meere und der hohen Felswand, welche sich in dem großen Block des Löwenkopfes unmittelbar vom Meer aus erhebt. Am Fuße des Felsens liegt das kleine Queens-Hotel, reinlich und einfach und in gesundester Lage, von wo aus sich eine Fahrstraße um den Löwenkopf herum und weiterhin an der Küste entlang zieht. Diese Straße ist von seltener Schönheit und weit und breit berühmt. Hat man den Löwenkopf umgangen, so kann man sich von der Küste abwenden und durch ein bewaldetes Thal in halbstündigem Spaziergang nach Kapstadt zurückkehren.

Auch an geselligen Vergnügungen hat es mir in Kapstadt nicht gefehlt, da ich durch die Freundlichkeit zweier Londoner Bekannten mit Empfehlungsbriefen an den Gouverneur, Sir Henry Loch, versehen war, welcher mich ebenso wie der General Sir Gordon Cameron mehrfach nach seinem Landsitz einlud.

Der Verkehr in einem alten ehrwürdigen holländischen Hause bot mir mehrmals Gelegenheit, die Schätze alten Delfter Porzellans und schweren Silbers, welche vor zweihundert Jahren aus dem Stammlande mit herübergebracht worden waren, zu bewundern. In Kapstadt selbst wurde mir noch das am Hafen gelegene Zuchthaus Breakwater Convict Station gezeigt. Dasselbe war mir darum interessant, weil es mir Gelegenheit bot, nahezu alle Rassen Südafrikas, Kaffern, Hottentotten und Mischlinge, zu sehen. Die Gefangenen der Anstalt rekrutiren sich hauptsächlich aus den Diamantfeldern der Kolonie, meistens sind es Diamantendiebe oder sogenannte I. D. Bs., d. i. Illicit Diamond Buyers, unerlaubte Diamantenkäufer. Es senden fast alle Eingeborenenstämme Südafrikas Arbeiter in die Diamantminen von Kimberley, woselbst diese Leute während ihrer Arbeitszeit, welche eine gewisse Zahl von Monaten dauert, vollkommen als Gefangene von aller Welt abgeschlossen gehalten werden. Es geschieht dieses, damit ein Diebstahl von Edelsteinen möglichst vermieden wird. Wenn die Arbeiter auch ganz nackend in der Mine beschäftigt werden und unausgesetzt unter schärfster Aufsicht stehen, so gelingt es ihrer Habgier und ihrem erfinderischen Geiste dennoch, die Diamanten an den merkwürdigsten Stellen ihres Körpers zu verstecken. Ein beliebtes Mittel ist das Verschlucken von Steinen, wogegen die Verwaltung der Minen ein bekanntes Gegenmittel zur Anwendung zu bringen pflegt. Gegen die eben erwähnten I. D. Bs. hat das Kap-Parlament ein Gesetz gegeben, welches erstens nur den Kauf registrirter und genau beschriebener Diamanten, welche somit stets ein obrigkeitliches Nationale haben müssen, gestattet und zweitens jeden Käufer oder Verkäufer anderer roher Diamanten mit einer Zuchthausstrafe von zwei bis zehn Jahren bedroht. Trotz dieses ungeheuer scharfen, ja eigentlich unerhörten Gesetzes soll noch immer ein Drittel der aus der Mine geförderten Diamanten auf unerlaubtem Wege beseitigt werden.

Ich muß sagen, daß mir die prächtigen Gestalten dieser doch immerhin leichten Verbrecher sehr gefielen und mir mehr Mitleid mit ihrem romantischen Verbrecherthum als Verachtung einflößten. Besonders die

riesigen, breitschultrigen Zulus mit ihrem freien, lachenden Blick waren mehr geeignet, Achtung zu gebieten, als abzuschrecken. Die Bekleidung, Beköstigung und Behandlung der Gefangenen, für deren Reinlichkeit die besten Einrichtungen getroffen sind, schien mir eine höchst menschliche zu sein.

Mit der Beobachtung dieser vielen interessanten Momente ging die Zeit von 14 Tagen in Kapstadt angenehm dahin, und wenn die Hitze auch groß war, was bei der Sommerzeit nicht Wunder nehmen konnte, so kühlte doch die Seebrise an jedem Nachmittage angenehm ab. Der übel berüchtigte Sturmwind, der wegen seiner luftreinigenden Eigenschaft der Kap-Doktor genannt wird, war auch zu vorübergehend, um der Annehmlichkeit des Klimas Abbruch zu thun.

Ehe ich jedoch von Kapstadt Abschied nehme, möchte ich meinen Lesern, welche sich unter Afrika ein Land der Greuel und unter den Afrikanern hartherzige Menschen vorstellen, eine kleine Geschichte erzählen. Ein junger deutscher Matrose, welcher von dem in der Tafel-Bai ankernden Kriegsschiff Urlaub erhalten hatte, gerieth mit einem Kapstädter in Streit und zog, von einer Uebermacht angegriffen, in Selbstvertheidigung das Messer. Der Kapstädter blieb auf dem Platze, und unser Landsmann wurde von einem wohl nicht ganz unparteiischen Gerichtshofe zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurtheilt. Eine ältere holländische Dame aus dem uralten Geschlecht de Wet, welches seit mehreren Jahrhunderten in Südafrika sitzt und seiner neuen Heimath ihre tüchtigsten Diener geschenkt hat, die Wittwe eines Deutschen, Namens Koopmanns, der in den 50er Jahren mit der hannoverschen Legion nach Südafrika kam, nahm sich unseres Matrosen an und erwirkte nach einjähriger unabläßiger Arbeit, daß der damalige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Herkules Robinson, in außerordentlicher Kabinetssitzung den deutschen Matrosen am 90. Geburtstage unseres hochseligen Kaisers begnadigte. Für diese schöne That dankten der edlen Frau die Offiziere und Kameraden des Befreiten, dessen alte Mutter, deren rührenden Brief ich selbst gelesen habe, und nicht zum mindesten der Befreite selbst; ich möchte aber auch den Dank aller meiner Landsleute für die hochherzige Frau mit dem warmen Herzen und echt deutschem Sinn in Anspruch nehmen und setze ihr mit diesen Worten ein Denkmal.

Die letzten Tage in Kapstadt waren den Vorbereitungen zur Reise entlang der Westküste nach Walfischbay gewidmet. Der kleine

256 Tonnen-Dampfer „Nautilus“ lag im inneren Hafen zur Abfahrt bereit und sollte, wie die Besitzer des Dampfers, Webster u. Co., Adderley-street, Kapstadt, ansagten, Sonnabend, den 7. Februar, mittags 12 Uhr abfahren.

Meine Vorbereitungen hatten sich hauptsächlich darauf erstreckt, mir die Erlaubniß zur Mitnahme meiner Gewehre und der Munition zu erwirken, und diese Angelegenheit kostete mich Mühe genug. Die deutsche Regierung hatte sich nämlich seit mehreren Jahren die Unterstützung der englischen Regierung zur Kontrole der Munitionsausfuhr nach Walfischbay und Angra Pequena, welche gleichbedeutend mit der Einfuhr auf dem Wasserwege in das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika ist, gesichert. Infolge hiervon wurde dem „Nautilus“ nur gestattet, Waffen und Munition mitzunehmen, welche entweder nur nach Walfischbay bestimmt oder mit einem Einfuhr-Erlaubnißschein der deutschen Verwaltung im Schutzgebiete versehen waren. Bei mir traf zwar Beides nicht zu, aber ich erzielte die Erlaubniß zur Mitnahme meines Eigenthums nach vielem Hin- und Herreden dennoch. Hiernach zu urtheilen, wird wohl die englische Verwaltung auch in einigen anderen Fällen durch die Finger sehen. Die Deutschen des Schutzgebietes behaupten zwar, daß die Einfuhr deutscher Staatsangehöriger scharf kontrolirt werde, und daß ihnen gegenüber das Verfahren der Kap-Regierung an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lasse und keine Ausnahme kenne, dagegen werde die Ausfuhr englischer Unterthanen mit sehr nachsichtigem Auge betrachtet oder vielmehr in der Regel auf Grund der Fürsprache eines einflußreichen Beamten oder eines Abgeordneten ganz übersehen.

Es war Sonnabend Nachmittag um 4 Uhr, und ich hatte mich reisefertig an Bord begeben, aber immer noch lag der „Nautilus“ wie ein träger Alligator in der Sonne und rührte sich nicht. Erst nach einer halben Stunde kamen eine Anzahl lärmender Männer und der Kapitän des Schiffes an Bord, der „Nautilus“ fing an sich zu regen, und um 6 Uhr dampften wir langsam aus dem Hafen.

Von der stürmischen Rotte waren nur noch drei übrig geblieben, und diese forderten mich sofort auf, an einer Libation theilzunehmen. Wir verfügten uns in den Salon, welcher auf Deck lag, vier Schritte breit und sechs Schritte lang war und unbeschreiblich nach Oelfarbe und Kautschuk roch, und setzten uns hier zu einem Glase Bier nieder. Meine beiden neuen Freunde waren Engländer und betrieben beide ein

Handelsgeschäft in Damaraland, der eine, Mr. Tatlow in Omaruru, der andere, Mr. Stevenson in Omburo. Nr. 3 war ein Mulatte mit sehr braungelber Hautfarbe, strähnigem, glänzendem schwarzen Haar und langem Vollbart. Er durfte, da er erstens Passagier 2. Klasse und zweitens Mischling war, nicht mit uns zusammen sitzen, sondern zierte das ferne Ende des Tisches, so daß sich meine Unterhaltung auf die beiden Erstgenannten beschränkte.

Ich erfuhr, nachdem ich über den Zweck meiner Reise spärliche Andeutungen gemacht hatte, daß Tatlow und Stevenson Kleidungsstücke und Lebensmittel einführten und dafür von den Eingeborenen Rindvieh, Straußfedern und Felle eintauschten, daß aber bei diesem Geschäft nichts zu verdienen wäre, da die Eingeborenen unglaublich frech und diebisch, die deutsche Regierung aber unausstehlich wäre. Hiermit waren wir anscheinend auf das richtige Thema gekommen, und da ich meine Beziehung zu der Behörde des Schutzgebietes nicht ausgesprochen hatte, so überboten sich meine Zechgenossen in absprechenden Aeußerungen über dieselbe. Da hieß es: Die Regierung verlangt Abgaben für den Handel mit Munition und Getränken, sie beantwortet Anfragen und Gesuche gar nicht oder nur abschlägig, sie macht uns Schwierigkeiten und gewährt uns keinen Schutz. Sie verhandelt und verkehrt nicht mit den Eingeborenen, und wenn diese uns um Aufklärung angehen, welche wir ihnen zu geben gezwungen sind, falls wir nicht als Feinde betrachtet und boykottirt werden wollen, so wirft man uns vor, daß wir die Eingeborenen aufwiegeln. Die Regierung verlangt, daß wir den Letzteren nichts sagen und nicht mit ihnen über politische Dinge sprechen, aber sie kennt eben die Eingeborenen nicht und weiß nicht, daß wir uns diesen Anfragen und Antworten nicht entziehen können und — sie gewährt uns keinen Schutz!

Eine jede dieser langen Auseinandersetzungen endigte mit demselben Ausspruch: We have no protection! und jedes Mal echote der Mulatte im Hintergrunde mit rollenden Augen und heiserer Stimme: We have no protection!

Allmählich wurden meine beiden Engländer recht erregt, denn wir waren inzwischen vom Bier zum Whisky übergegangen, und wie die Stimmen rauher und die Köpfe heißer wurden, so wurden auch die Worte nicht mehr auf die Wagschale gelegt. Beide rückten mir immer näher zu Leibe, und ich saß in drangvoll fürchterlicher Enge zwischen

dem Tisch vor mir und Tatlow rechts, Stevenson links von mir in der Sofaecke eingekeilt, von blauen Dunstwolken ihrer kurzen Pfeifen eingehüllt, in einer Atmosphäre von Bier, Whisky, Rauch, Oelfarbe, Kautschuk und heißem Athem, rettungslos meinen Nachbarn preisgegeben. Tatlow behauptete in etwas prahlerischer Rede, daß er so und so viel tausend Pfund in seinem Geschäft stecken habe und daß er Alles, was die Regierung verlange, bezahlt hätte und bereit sei, noch mehr zu zahlen, aber er sage nur das Eine: dann verlange er auch Schutz.

Stevenson, dessen Mittel hinter denen seines Konkurrenten zurückzubleiben schienen, hatte mit höhnischem Grinsen und verächtlichem Achselzucken zugehört. Er platzte jetzt damit heraus, daß es gar keine Kunst wäre, ein Geschäft mit viel Geld zu führen; die Kunst bestände nur darin, es gut zu führen, eine Bemerkung, mit der er augenscheinlich Tatlows Geschäftsführung herabsetzen wollte. Mir selbst war die Unterhaltung dieser beiden Damarahändler sehr lehrreich, wenn ihre Eröffnungen mich auch gerade nicht mit freudiger Hoffnung erfüllten.

Die folgenden 36 Stunden, welche wir auf See zubrachten, bis wir Port Nolloth erreichten, waren wenig genußreich. Es war unmöglich, auch nur ein Fenster zu öffnen, da die Wellen hoch über unser kleines Schiff hinwegspritzten; wir waren somit genöthigt, in dem scheußlichen Dunst übelriechender, kleiner Räume zu verharren. Dabei rollte und schlingerte der „Nautilus“ so entsetzlich, daß man kaum ohne Lebensgefahr und niemals, ohne sich den Kopf und die Ellenbogen blau und braun zu schlagen, die Treppe hinauf- oder hinabsteigen konnte. Mir wurde zum Glück niemals ganz übel, aber — was eigentlich noch viel schlimmer ist — ich befand mich während der ganzen Fahrt in der Erwartung, im nächsten Moment vor einem neuen Angriff der Seekrankheit kapituliren zu müssen. Die Küche des „Nautilus“ war recht gut, aber selbst der Kapitän, welcher stets mit dem Unwohlsein kämpfte, war nicht im Stande, ihr Ehre anzuthun. Es ging das Gerede, daß das Rollen des „Nautilus“ die beste Einnahme seines Kapitäns wäre, und da derselbe für jeden Passagier und Tag 15 Schilling für Verpflegung erhielt, aber mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, daß Niemand für mehr als 2 Schillinge zu essen vermochte, so mag diese Behauptung ihre Richtigkeit haben.

Gegen Mittag des 9. Februar warfen wir auf offener See, weit draußen vor Port Nolloth Anker. Eine kleine Dampfbarkasse, welche

ein breites Frachtboot im Schlepptau führte, kam an den „Nautilus“ heran und versuchte, das Frachtboot längsseit zu legen. Der Seegang war jedoch so stark, daß der „Nautilus“ sich tief von der einen auf die andere Seite neigte, und wenn das Frachtboot ihn auf einen Augenblick berührte, so war es auch schon im nächsten wieder mehrere Meter entfernt. Wir Passagiere hockten auf Deck in gebückter Stellung, festgeklammert am Gitter oder sonst an einem wohlbefestigten Gegenstande, und erwarteten sehnsüchtig den Augenblick, wo wir unseren Fuß auf festen Boden setzen konnten. Zur Ausschiffung aus den großen Fahrzeugen wurde hier ein Korb benutzt, in welchem ich mit Freund Stevenson mit Lebensgefahr in das Landungsboot hinabgelassen wurde.

Als wir uns Port Nolloth näherten, sahen wir einen rosig leuchtenden Küstenstreifen vor uns, welcher flach und ohne Abwechselung in gähnender Langeweile dazuliegen schien, und nur einige wenige grell weiße Häuser deuteten auf den Aufenthalt von Menschen. Ueber die starke Brandung dahin tanzend, fuhren wir durch eine schmale Pforte, die einzige zwischen den unter dem Wasser liegenden Felsbänken, in die kleine Bucht ein und legten an einem kurzen Landstoß an. Kaum ein Mensch war sichtbar, als wir den Strand betraten, und geblendet von der grellen Beleuchtung, welche die weißen Häuser, der röthliche Sand und die blinkenden Wellen wiedergaben, schlugen wir den Weg zu Dreyers Gasthaus ein. Eine Anzahl niedriger Häuser, von Holz erbaut und mit Veranden umgeben, lag wie ausgestorben an dem Strande entlang, während dahinter sich rothgelbe Dünen von Flugsand erhoben und Port Nolloth ebenso vom Lande abschlossen, wie es das Meer von der anderen Seite that. Kein Baum, kein Strauch war zu sehen, nur blauer Himmel, Sand und Meer — ein trostloses Bild!

Wir suchten unseren Trost in Dreyers Hotel und fanden ihn auch an einer recht gut besetzten Tafel, bei freundlichen Wirthsleuten und vor allen Dingen darin, daß wir festen Boden unter den Füßen hatten. Port Nolloth ist der Hafen für ein sehr schwach bevölkertes Hinterland, welches Klein-Namaland heißt und wohl das dürrste und schlechteste der Kapkolonie ist. Trotzdem ist der Hafen von Port Nolloth von großer Bedeutung, da über ihn die reichen Erträge der Kupferminen Okieps ausgeführt werden. Diese Minengesellschaften haben auch den Hafen angelegt und ihn durch eine schmalspurige Eisenbahn mit Okiep verbunden, welche über die Dünen hinweg mit Maulthieren bewegt wird.

Im Hafen stehen die Maschinenhäuser, Werkstätten, Lagerräume, Beamten- und Arbeiterwohnungen, aber Alles ebenso klein und niedlich wie die Eisenbahn selbst. Diese ist das reine Kinderspielzeug, und die kleinen Wagen, in denen immer nur 2 Personen nebeneinander sitzen können, sehen mehr komisch aus als wie eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts. Trotzdem ist der Verkehr auf dieser kleinen Bahn ein sehr reger, und die verschiedenen Geschäftshäuser, unter denen das der Deutschen Vollmer und Dominikus eins der größten ist, beziehen ihre Waaren über Port Nolloth. In den Orten hinter diesem Hafen wohnen eine ganze Anzahl von deutschen Landsleuten, welche zum Theil durch den Handel, zum Theil durch die rheinische Mission, welche in diesen Gegenden thätig ist, hierher gekommen sind.

Die Postverbindung von dem Kap nach Ookiep geht über Land mit der Postkarre, und auch die Telegraphenverbindung ist neuerdings auf diesem Wege gesucht worden, da der bisherige Anschluß von Port Nolloth an das oceanische Kabel als zu theuer aufgegeben werden mußte.

Nach 24stündigem Aufenthalte in Port Nolloth schifften wir uns wiederum auf dem schwankenden „Nautilus“ ein und setzten unsere Reise nach Walfischbay fort.

An der Bucht von Angra Pequena vorbei glitt unser Schiff unter unaufhörlichem Rollen und Schwanken gegen Norden. Am 12. Februar gegen Mittag suchten wir sehnsüchtig nach dem sogenannten Pelikan-Point, der Spitze des die Bucht von Walfischbay umrahmenden Landstreifens. Der Steuermann hatte mir gesagt, daß wir bereits um 10 Uhr vormittags in Walfischbay sein würden, aber jetzt war es schon 11 Uhr, und noch war nichts von der Küste zu sehen.

„Nun, Steuermann“, fragte ich ihn, „Ihre Prophezeiung ist nicht eingetroffen.“ „Kein Wunder“, antwortete er spöttisch lachend, „er ist ja schon längst an der Bai vorbeigefahren. Ich sage es ihm jedes Mal, er solle mich nur steuern lassen, ich werde »sie« schon sicher hineinbringen. Aber er will ja nicht hören, und schließlich muß er mich doch rufen. Aha! da ruft er schon! In einer Stunde sind wir vor Anker, was gilt die Wette?“

Der Steuermann war auf die Kommandobrücke gerufen worden und ging dahin. Der in seiner Rede mehrfach erwähnte „er“ war natürlich der Kapitän, und „sie“ war der „Nautilus“, quasi seine Gattin. Die

Ehe schien jedoch keine sehr glückliche zu sein, denn wenn der Kapitän auch schon seit Jahren zwischen Kapstadt und Walfischbay fuhr und alle Monat ein- bis zweimal diese Strecke zurücklegte, so konnte er doch niemals den Eingang zur Bucht finden. Dieses ist übrigens gar nicht so leicht, denn die Küste ist ganz flach, und ebenso flach ist die Landzunge, welche die Bucht einschließt. Die einzige Erhebung von irgend welcher Bedeutung sind die 25 englische Meilen nördlich von Walfischbay gelegenen Nanoasberge, welche vom Meere aus leicht sichtbar in der Nähe der Tsoachaub-Mündung liegen. Infolgedessen fahren alle Schiffe, welche Walfischbay nicht finden können, weiter nach Norden, bis sie die Nanoasberge in Sicht haben, und steuern von dort aus nach Süden in die Bucht hinein. Unser Steuermann fand sie an diesem Tage im glänzenden Sonnenschein leicht, und so fuhren wir um Mittag in die Walfischbay, unseren letzten Hafen auf dieser Reise, ein.

Da lag sie nun, diese vielumstrittene Perle des Westens!

Man denke sich im Hintergrunde einen Kranz rothleuchtender Dünen, davor eine weite Fläche schmutziggrauen Sandes mit einem Strande, bedeckt mit übelriechenden Fischresten und verwitterten Walfischknochen, über dem in endlosem Zuge kleine schwarze Taucher, Pelikane und rosenrothe Flamingos dahinziehen, und auf der Strandfläche ein paar niedrige Holz- und Wellblechbaracken. — Das ist Walfischbay!

Der Anker war ausgeworfen, die Maschine hatte aufgehört zu stampfen, eine wohlthuende Ruhe verbreitete sich wieder einmal, und der „Nautilus“ lag leise schaukelnd in der stillen Bucht. Unsere Seereise hatte ihr Ende erreicht.

Vom Lande her näherte sich ein weißes Boot, an dessen Steuer ein Europäer in der schwarzen, mit breitem Bande besetzten Uniform eines englischen Polizisten saß, während sechs gelbe, unschöne Eingeborene in dunklen Matrosenanzügen die Ruder führten. Als dieses Boot längsseit des „Nautilus“ angekommen war, erhob sich ein Herr von behäbiger Fülle, das frische Gesicht von einem blonden Vollbart umrahmt, und fragte, den Kapitän unseres Schiffes begrüßend: „All well on bord?“ Als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, kam er an Bord und wurde uns als der britische Magistrat, der einzige Beamte in Walfischbay, vorgestellt. Mr. Cleverly, so hieß er, war ein sehr liebenswürdiger Herr, welcher von Allen, die ihn kennen, sehr geschätzt

wird, und dem auch ich in den kommenden drei Jahren viel Freundlichkeit zu verdanken hatte. Außer diesem Herrn waren mit einem anderen Boote ein kleiner dicker Mann, der sich uns als der Landungsagent und Vertreter der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, Ludwig Koch, vorstellte, und ein anderer, größerer, blonder von echt germanischem Gepräge, Herr Mertens von der Firma Mertens und Sichel, angekommen. Der Letztere begrüßte mich überaus freundlich und theilte mir mit, daß ich bei Herrn Koch in einem Zimmer der Kolonialgesellschaft wohnen und auch mit den anderen unverheiratheten Herren dort speisen werde.

Darauf begaben wir uns in dem Boote des Herrn Koch nach dem Lande. Da weder ein Steg noch ein Landstoß anderer Art vorhanden war und die Küste sehr seicht ist, so wurden wir, ein Jeder auf einem oder zwei spärlich bekleideten Hottentotten reitend, aus dem Boot auf den trockenen Strand getragen. Da standen wir nun auf dem Boden der Verheißung und sollten für drei Jahre unsere liebe alte Welt und alle Kultur zurücklassen! Ich musterte noch einmal aus der Nähe die Gebäude und fand, daß sich links am Ende der Reihe ein reinliches, langgestrecktes Holzhaus befand, welches gar nicht so übel aussah, sondern sogar einen recht wohnlichen Eindruck machte. An einer Flaggenstange vor diesem Hause flatterte eine Unzahl grellbunter Fahnen und Wimpel, gekrönt von dem im blauen Felde roth und weiß durchquerten Union-Jack, der Flagge Großbritanniens, lustig im Winde. Hier war die Wohnung des Magistrats, und auf der Treppe, welche von der Veranda auf einen sorgfältig gehaltenen Tennisplatz herabführte, stand eine Dame, umgeben von einer Schaar hübscher blonder Kinder, deren frisches Aussehen bezeugte, daß das Klima der Walfischbay doch wohl ein gesundes sein mochte. Rechts von diesem obrigkeitlichen Gebäude stand ein anderes, ebenfalls niedriges und langgestrecktes Holzhaus, welches an dem biblischen Spruch über der Thür leicht als die Wohnung des Missionars kenntlich war, und an dieses wieder reihte sich ein zweistöckiges freundliches Haus mit breitem Balkon, das des Landungsagenten Herrn Ludwig Koch. Rechts von den genannten stand als letztes in der dem Meere zugekehrten Reihe ein winkliges Wohnhaus mit einem großen Schuppen aus Wellblech. In diesem war der sogenannte englische Store, das Kaufhaus des Händlers John Gunning. Etwas im Vordergrunde stand ein gelbes Kirchlein mit niedrigem Thurme.

Die Wohnung des Herrn Mertens lag in der zweiten Reihe und bestand aus einem Holzgebäude, welches ein Wohn-, zwei Schlafzimmer und einen Verkaufsraum enthielt und außerdem in einer kleinen Wellblechhütte seine Küche hatte. Sobald wir das freundliche Wohnzimmer, welches mit Hörnern, Fellen, Straußeneiern und Waffen geschmückt war und an dessen mittlerer Wand das Bild unseres Kaisers prangte, betreten hatten, fühlte ich mich ganz zu Hause, und noch mehr war dies der Fall, als es hieß: „Wilhelm, bring Bier!“ Also Bier gab es hier auch! Damit war also schon eine schwerwiegende Frage beantwortet und Aussicht auf eine gewisse Gemüthlichkeit vorhanden.

Wir saßen denn auch bald ein Jeder vor seinem Kruge. Eine trauliche Unterhaltung entspann sich, bei der haarsträubende Geschichten erzählt wurden, die jedoch erst dann ihren Höhepunkt erreichten, als Stevenson, Tatlow und andere durstige Seelen, welche aus dem Hinterlande gekommen waren, theils um nach Kapstadt zu fahren, theils um ihre gesunkenen Lebensgeister an den Bierquellen von Walfischbay neu zu beleben, sich hinzufanden.

Nach einiger Zeit führte mich Herr Mertens auch in mein Brettergehäuse, welches sich als ein recht anständiges und reinliches Zimmer mit Bett, Waschtisch und Schreibtisch herausstellte. Nach kurzer Waschung ging es zum gastlichen Tische der Familie Koch. Hier war im Eßzimmer des Erdgeschosses eine lange Tafel aufgeschlagen, an welcher unter dem Vorsitze des Hausherrn die sechs oder sieben Junggesellen des Ortes sich niederließen. Bei Tische gab es nichts als Wasser zu trinken, denn in Walfischbay hat nur die Firma Mertens und Sichel die Erlaubniß, Getränke zu verkaufen, so daß man bei Herrn Koch geistige Getränke nur trinken darf, wenn man dieselben selbst mitbringt. Aber auch dieses wird im Hause Koch nicht gern gesehen, da die engen Beziehungen desselben zur Mission große Mäßigkeit oder gar Enthaltsamkeit bedingen.

Nach dem Mittagessen wurde ein Besuch bei der Missionarsfamilie gemacht. Das würdige, schon ergraute Ehepaar Böhm, welches vor 30 Jahren aus Deutschland nach Südwestafrika kam und seitdem die Heimath nicht wieder gesehen hat, ist ein seltenes Beispiel von Selbstverleugnung und Hingabe an die Sache Christi — und an seine Kinder. In großen Mühsalen und Gefahren haben sie früher zwischen ihren Pflegebefohlenen, den Zwartbooi-Hottentotten gelebt, Jahrzehnte hindurch

unstet und flüchtig umherziehend, kaum jemals im Genusse einer friedlichen Heimstätte und eines Hauses, bis sie endlich vor ungefähr 10 Jahren an dieser trostlosen Küste einen Ruhepunkt fanden, an welchem sie wohl in Frieden ihre schwere und entsagungsvolle Laufbahn beschließen werden. Bei allen diesen Sorgen war das Ehepaar glücklich genug, sechs gesunde und begabte Kinder zu besitzen und dieselben einer frohen Zukunft entgegenführen zu können.

Die Erziehung der Kinder der Missionare wird durch die segensreichen Einrichtungen der rheinischen Mission, welche in Deutschland Institute für die Söhne und in Stellenbosch ein ebensolches für Mädchen unterhält, sehr erleichtert. Das letztere ist besonders erwähnenswerth, da der dort gebotene Unterricht, wenn auch englisch geleitet, ebenso vorzüglich wie die Unterbringung und Verpflegung ist. Der Nachtheil dieser englischen Erziehung ist für die Eltern durch die leicht mögliche Entfremdung der Kinder ein großer, dagegen haben die zu Erzieherinnen herangebildeten jungen Mädchen den großen Vortheil, daß sie in Südafrika sehr gesucht sind und sehr gut bezahlt werden. Man kann sich aber denken, welche pekuniären Opfer die Eltern noch neben den gewährten Vergünstigungen bringen müssen, und wie schwer ihnen diese fallen mögen, erhellt daraus, daß ihre eigene Einnahme nicht mehr als 2000 bis 2400 Mark beträgt. Und wie klein müssen uns diese materiellen Sorgen doch erscheinen neben dem ungeheuren Schmerz, dem tiefen Weh, welches das Herz eines Vaters und einer Mutter durchzittert, wenn sie ihr zehnjähriges Kind in die weite fremde Welt hinausschicken müssen, um durch Zeit und Raum so unendlich weit von ihm getrennt zu sein. Welche Stärke des Gottvertrauens, welche Kraft der Selbstverleugnung und welches tiefsinnige Gebet mag in dem letzten Kuß und in den letzten Worten der Eltern liegen: „Gott schütze Dich, mein Kind!“

Jawohl, es giebt Dinge auf dieser für die meisten Menschen so rund und so glatt erscheinenden Welt, vor deren rauher Wirklichkeit das Herz schaudernd erbebt, dessen Glaube und Hoffnung nicht tief in Gott wurzelt. Allen denen aber, welche mit leichtem Spott und mit Geringschätzung über die Leistungen dieser Sendlinge des Wortes Gottes hinweggehen, möchte ich das Bild dieser grauen Eltern vor Augen führen, ergraut in harter Pflicht und Entsagung, aber nicht hart geworden, sondern voll von weicher Güte und Herzlichkeit und reger Theilnahme für die Leiden und Freuden ihrer Mitmenschen.

Frau Missionar Böhm ist ein Engel an Güte, und keine Enttäuschung, keine schlechte Erfahrung hält sie davon zurück, mit vollen Händen den faulen und nichtsnutzigen Hottentotten zu geben und zu arbeiten und zu sparen, um wieder und wieder geben zu können. Sie spricht die Namasprache, welche die der Hottentotten ist, in der Vollendung, während ihr Gatte dieselbe weniger beherrscht und daher sowohl holländisch predigt als unterrichtet.

Ich will bei dieser Gelegenheit gleich auf einen Gottesdienst in Walfischbay eingehen, da er der originellste war, welchen ich in Südwestafrika kennen lernte.

Die Kirche ist von Holz und klein, ungefähr 6 Schritt breit und 12 Schritt lang, und hellblau in Oelfarbe gestrichen. Altar und Kanzel sind einfach, aber würdig und hübscher ausgestattet als in manchen heimathlichen Dorfkirchen. Am Sonntag Vormittag um ½10 Uhr läutet die kleine Glocke laut und anhaltend, denn sie soll die Eingeborenen, welche 5 km von der Niederlassung der Weißen entfernt wohnen, herbeirufen. Bald sieht man auch einen langen Zug hell und reinlich gekleideter Männer, Frauen und Kinder daherkommen. Sie sind wirklich rein und hell gekleidet, besonders die Frauen, welche weite glatte, sehr gestärkte bunte Kattunkleider und helle Tücher um den Kopf tragen. Die Männer, deren Anzüge aus werthvolleren Wollstoffen gemacht sind, haben wohl Flicken auf den Knieen und an den Ellenbogen, aber sie sind reinlich und ordentlich, ebenso wie die Kinder, welche meistens barfüßig laufen und oft nur mit einem Hemde bekleidet sind. Ueber die körperliche Reinlichkeit will ich mir kein Urtheil erlauben; nur so viel sei gesagt, daß sie am Sonntag gewaschen sind.

Bei einem zweiten Läuten um 10 Uhr nehmen alle Kirchgänger ihre Plätze ein, die Männer rechts, die Frauen links, auf den vorderen Bänken die Europäer, und im Vordergrunde rechts und links vom Altar hocken die Kinder auf der Erde. An ein Harmonium setzt sich eine Tochter des Missionars, und der Gesang beginnt mit mehreren Strophen eines in die Namasprache übertragenen Gesanges. Eine Menge heller Stimmen setzt schmetternd ein und singt mit einer Lebendigkeit und einem Ausdruck, dem man anmerkt, daß die Hottentotten Verständniß und Liebe für Musik haben. Die Eigenartigkeit der Namasprache eignet sich zum Vortrage durch Musik sehr wenig, da die vielen Kehl-, Gaumen- und Schnalzlaute und der Mangel an Vokalen schon

das Aussprechen der Worte erschwert, wie vielmehr das Singen. Die Schnalzlaute, oder wie man sie auch nennen kann, Klixe und Klaxe, je nachdem sie vorne an den Zähnen oder hinten am Gaumen ausgeführt werden, sind das Charakteristikum der Sprache. Im Uebrigen scheint dieselbe, soweit man sie zu ergründen vermag, eine geregelte und logische, wenn auch keine sehr reiche zu sein. Ich selbst habe es nie über ein paar Worte hinausbringen können, hauptsächlich, da es fast unmöglich ist, aus dem Wirrwarr klug zu werden, welchen die Eingeborenen auf eine Frage bezüglich ihrer Sprache antworten. So ist man denn auf das Auffangen einzelner Worte angewiesen.

In der Kirche wird nach dem Namaliede ein Choral aus dem holländischen Gesangbuch gesungen, indem der Missionar die Worte der einzelnen Strophen vorliest, welche die Gemeinde sodann singt. Epistel, Evangelium und Gebet werden ebenfalls in holländischer Sprache verlesen und ebenso wie die Predigt nach jedem Satze von dem Schulmeister in das Namaqua übertragen.

Dieser Schulmeister, durch seine Eigenschaft als Uebersetzer eine wichtige Persönlichkeit, war ein schlanker mittelgroßer junger Mensch in der ersten Hälfte der Zwanziger mit hellgelber Gesichtsfarbe und geistvollen Augen, feinen Gesichtszügen und einem in jeder Beziehung einnehmenden Wesen. Die ganze Geschmeidigkeit, welche dem Geist und dem Körper solcher Naturrassen eigen ist, der schnelle Blick, die Menschenkenntniß, kurz die instinktive Findigkeit eines Spürhundes zeigte sich an diesem Jungen, indem er, der als „Wilhelm" bei Mertens und Sichel Bierjunge gewesen war, sich in Zeit von einem Jahre in „Traugott", den perfekten Uebersetzer, den strengen Schulmeister und den an Verstand und Gemüth wie an Wissen merkwürdig gebildeten Menschen umformte. Zwar hatte Traugott seine Rückfälle in die Zeit seines sündigen Heidenthums und griff hin und wieder zur Flasche, aber immer wieder verzieh ihm Herr Böhm und vertraute ihm seine Zöglinge an; wußte er doch zu gut, was er an dem klugen und eifrigen Menschen hatte.

Also dieser Traugott übersetzte die Predigt seines Lehrmeisters mit seltener Gewandtheit. Er sprudelte, kochte, zischte und schnalzte die Worte heraus, und sein Mienenspiel, der Ausdruck seiner Augen, sein Tonfall und seine Bewegungen waren die eines Josef Kainz. Wollte der Missionar eine Belehrung oder Ermahnung ertheilen, so sprach Traugott so eindringlich wie ein Vater; sollte die Gemeinde gebeten

werden, so flehte er in rührendem Tone; wurde eine gefühlvolle Geschichte erzählt, so wurde Traugott so warm und herzlich, bei einer anderen bald ernst, bald drohend, und immer begleitete er seine Worte mit lebhaften Gesten, indem er den vor ihm stehenden Stuhl bald heranzog und fest umklammerte, bald verächtlich von sich stieß oder bekräftigend auf die Erde drückte. Alles war natürlich und deshalb eindrucksvoll. Zu bewundern war besonders die Schnelligkeit der Auffassung; denn Traugott übersetzte die Sätze, welche ihm in kurzen Abrissen vorgesprochen wurden, aus einer ihm doch nur theilweise bekannten Sprache in die seine, welche doch gewiß oft eine ganz andere Satzbildung verlangte, mit erstaunlicher Gewandtheit.

Bei allen diesen Absonderlichkeiten war der Gottesdienst in Walfischbay doch immer ein sehr feierlicher; neben der einfachen, aber klaren und herzerwärmenden Predigt des Missionars wirkte die gespannte Aufmerksamkeit und die Andacht der Eingeborenen sehr weihevoll. Inwieweit die Theilnahme der Zuhörer bloße Neugierde oder wahres Religionsbedürfniß war, wage ich nicht zu entscheiden.

Auch in das Haus des englischen Magistrats möchte ich meine Leser zu einem kurzen Besuche führen. Hier in diesen Räumen, klein wie Schiffskabinen, wo Alles in tadelloser Reinheit und geschmackvoller Einfachheit prangt, wohnt ein zufriedenes Elternpaar mit sechs reizenden frischen Kindern. Ihr ganzes Leben bewegt sich seit vier Jahren ohne Unterbrechung in diesen Räumen und auf dem vor dem Hause liegenden Tennisplatz. Aber sie sind glücklich, weil sie bescheiden sind. Das Klima ist gut, die Kinder sind von strotzender Gesundheit; das Leben ist regelmäßig und billig, und jedes hat seine Thätigkeit. Dem Hausherrn versüßt ein hohes Gehalt und eine Menge von Büchern die Einsamkeit; die Hausfrau hat alle Hände voll zu thun, um mit ihren eingeborenen Dienstboten das Haus und die Küche zu bestellen und für die Kleidung ihrer Sprößlinge, welche sie selbst anfertigt, zu sorgen. Die Kinder haben des Vormittags Unterricht bei einer Tochter des Missionars und vergnügen sich am Nachmittage mit Spielen am Strande. Die ganze Häuslichkeit athmet Gesundheit und Frohsinn.

In Walfischbay waren zur Zeit zwei Firmen thätig, die der Herren Mertens und Sichel, der sogenannte „deutsche Store", und die des erwähnten John Gunning, der „englische" genannt, von denen jedoch nur Mertens und Sichel ein namhaftes Geschäft machen. Sie betreiben

ein Handelsgeschäft im Hinterlande, bei welchem sie Rindvieh, Pferde, Kleinvieh, Häute, Felle, Hörner, Gummiarabicum und Straußenfedern gegen Kleidungsstücke und Lebensmittel eintauschen; in Walfischbay sind sie Kommissionäre, Agenten und Großhändler für die meisten Kleinhändler des Inlandes, denen sie auch die Waaren zum Tauschhandel en gros abgeben. Mertens und Sichel verkaufen von der Nähnadel und der Kaffeebohne bis zum Ochsenwagen im Werthe von 3000 Mark, von einer Herde von 1000 und mehr Ochsen bis zum einzelnen Pferde oder Schaf, Alles, was das Herz eines Weißen, Mischlings oder Farbigen in dieser Gegend begehren kann. Was nicht vorräthig ist, wird besorgt und zwar meistens zu billigeren Preisen, als man es selbst, wenn man nicht genauer Kenner des Kapstädtschen Marktes ist, besorgen kann. Ich weiß Kaufleute des Hinterlandes, welche, obgleich wohl in der Lage, selbst aus Deutschland oder England zu beziehen, es für zweckmäßiger erachteten, ihren Jahresbedarf bei Mertens und Sichel einzukaufen, was jedenfalls den Vortheil hat, daß sie ihre Waare vor dem Kauf prüfen und ihre Kosten genau berechnen können.

Ich selbst bedauere alle Einkäufe, welche ich außer Waffen und den nothwendigsten Kleidungsstücken zu Hause gemacht habe; denn ich hätte zweckmäßiger und sparsamer hier eingekauft. Sollte ich noch einmal jene glücklichen Ufer zu längerem Aufenthalte betreten, so würde es nur mit einer Handtasche geschehen — für das Uebrige sorgen Mertens und Sichel.

Im Anschluß an diese Besprechung von Walfischbay möchte ich noch einige Worte sagen, welche die Bedeutung dieses Hafens für das deutsche Hinterland beleuchten.

Das deutsche Schutzgebiet, nördlich des Kuisib-Flusses oder des Wendekreises Damaraland und südlich desselben Groß-Namaland genannt, ist im Norden und Süden durch die einzigen perennirenden Flüsse, den Kunene und den Oranje, begrenzt, im Nordosten durch die Sumpflandschaften des Okavango und der Zambesi-Zuflüsse, wie durch das Becken des Ngami-Sees, im Osten aber durch die Kalahari-Steppe von dem übrigen Afrika getrennt. Seine Ausdehnung in der Richtung der Küste ist im Allgemeinen eine sehr günstige zu nennen, dagegen hebt der Mangel an Häfen diesen natürlichen Vortheil wieder auf. Angra Pequena und auch der südlich von Walfischbay gelegene Sandwichhafen, sind wenn auch als Häfen günstig, so doch wegen ihrer schlechten, ja fast unmöglichen Verbindung mit dem Hinterland kaum als brauchbar zu

rechnen. Es bleibt demnach nur noch Walfischbay als wirklich sehr guter, in der Mitte der Küstenlinie gelegener und verhältnißmäßig leicht mit dem Inland zu verbindender Hafen übrig. In richtiger Erkenntniß dieser Verhältnisse haben die Engländer diesen Punkt besetzt und bis heute gehalten, womit sie den Schlüssel zu Damaraland in die Tasche steckten. Es muß nun die Aufgabe der deutschen Regierung sein, die Walfischbay einzuhandeln, oder kaufmännischer Unternehmungsgeist, große Geldassoziationen und die Mittel der neuesten Technik müssen es bewerkstelligen, daß an der Mündung des Tsoachaub ein brauchbarer Hafen gebaut wird. Diese Stelle ist in Bezug auf die Verbindung mit dem Hinterland die beste der ganzen Küste, denn die vom Oranjefluß bis an den Kuisib sich als unübersteiglich und von dort bis an den Tsoachaub als schwer passirbar erstreckende Flugsand-Region hört auf dem rechten Ufer des Tsoachaub auf, wodurch es Wagen und Viehtransporten möglich ist, ohne Mühe und Gefahr des Verdurstens die Küste zu erreichen, ebenso wie der Bau einer Eisenbahnlinie von der Küste aus landeinwärts auf hartem Boden weit geringere Kosten verursachen würde, als dieses bei der Ueberschreitung der Dünen der Fall wäre. Weiter nördlich des Tsoachaub ist die Küste noch nicht genau erforscht, dagegen kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß größere Buchten nicht vorhanden sind. Auch wäre ein weiter nördlich gelegener Hafen schon deshalb unzweckmäßig, da das Land je weiter nördlich desto breiter, also die Entfernung von der Küste nach dem anbaufähigen Inlande eine immer größere wird. Zudem hat sich jetzt die Regierung in der Mitte des Landes, in Windhoek niedergelassen, und die kürzeste Verbindung dieses Ortes mit der Küste trifft auf die Mündung des Tsoachaub.

So verlangen die natürlichen und politischen Verhältnisse gebieterisch die Anlage eines Hafens an der Mündung des Tsoachaub.

Ich schilderte bereits den Eindruck, den die Walfischbay-Niederlassung auf mich machte. Es benöthigt aber wohl noch einiger Worte über die geographischen Verhältnisse des kleinen Territoriums.

Die Niederlassung liegt auf einer breiten Fläche von ungefähr 4 engl. Quadratmeilen und ist mit einem 5 bis 10 engl. Meilen breiten Dünen-Gürtel umgeben. Das unmittelbar hinter diesen Dünen liegende Land ist für viele Jahre eine Wüste ohne Grashalm und ohne Strauch; nur hin und wieder fällt auch in dieser Gegend Regen, und

dann sprießt, dem Reisenden zum Staunen, dem hungernden Zugvieh zum Labsal frisches Gras hervor.

Wochen und Monate lagert ein dichter Nebel, der sich nur um Mittag auf wenige Stunden lichtet, über dem Küstensaum, und ein feiner Staubregen fällt nieder. Dann wieder kommt eine stürmische Jahreszeit, und von vormittags 10 Uhr ab fegt ein rasender Sturmwind den Sand der Küste zum Meere, in wenigen Stunden hohe Dünen abtragend und solche an anderen Stellen wieder aufbauend. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm; soweit das Auge reicht, nur Sand und die See. Sogar Blumen in Töpfen, auch wenn sie im Hause gehalten werden, gedeihen nicht, da der feine Flugsand die Poren verstopft und die Pflanze ertödtet.

Die Bai selbst ist durch die Mündung des Kuisib-Flusses gebildet, welcher auf dem Hochland südlich der Awasberge entspringt, ziemlich gerade von Ost nach West fließt und seinen unterirdischen Lauf in der Walfischbay beendet. Sichtbar führt der Kuisib, wie alle nur periodisch laufenden Flüsse dieser Gegend, nur während der Regenzeit und auch dann nur stunden- und tageweise Wasser. Bis nach Walfischbay selbst gelangt dieses jedoch nur alle 10 bis 20 Jahre ein einziges Mal.

Dies ist im Allgemeinen die Lage der Walfischbay-Niederlassung. Ein Ort in einer Sandwüste, der seine Existenz*berechtigung* nur dem Bedürfniß des etwas günstiger gestellten Hinterlandes, seine Existenz*möglichkeit* nur der Lage an dem völkerverbindenden Weltmeer verdankt. Andererseits birgt aber eben dieser Ocean wiederum in sich eine der wichtigsten Ursachen der Unwirthlichkeit des Küstenlandes. Die kalte Meeresströmung, die als Abzweigung der polaren Ostströmung die Küste Südafrikas begleitet, ist eins jener geographischen Momente, die wie ein Fluch der Schöpfung auf jener Küste lasten. Während im Osten die hohen Randgebirge Afrikas dem westlichen Küstensaume nur einen sehr bescheidenen Antheil an den reichen Niederschlägen der östlichen Luftströmungen gönnen, beraubt im Westen diese Strömung des Weltmeers die spärlichen westlichen Regenwinde ihrer Feuchtigkeit. Die Kälte des Meeresstromes verdichtet schon über dem Meere die Luftfeuchtigkeit zu den schweren salzigen Nebeln, die über der Küste lagern. Trocken erreichen die Winde das Festland, um nun ihr Spiel zu treiben mit dem Sande, zu dem der ewig währende Kampf zwischen Erhitzung und Erkältung die festen alten Gesteine des Küstenlandes zerreibt. Alles,

was treiben und grünen möchte im Bereiche der leichten Nebelregen der Küste, wird begraben unter einem Meer von Sand, und der Küstensaum wird eine Wüste wandernder Dünen.

Die Eingeborenen des Walfischbay-Territoriums sind Hottentotten, welche zu dem Stamme der Topnaars gehören. Die Männer sind meist klein, niemals über mittelgroß, von schmächtiger, beinahe zarter Gestalt, von gelber oder braunrother Hautfarbe mit schönen dunklen oder listigen graublauen Augen, sehr platten Nasen, winzigen knochigen Händen und Füßen und sehr gewandten Bewegungen. Die Frauen zeichnen sich dadurch aus, daß sie in ihrer Jugend, vielleicht bis zum 18. Lebensjahre, schlanke, zierliche Gestalten und oft recht hübsche Kindergesichter haben, soweit man ein Gesicht mit gelbem Teint und altklugen Augen hübsch und kindlich nennen kann, im Alter dagegen entweder sehr dick oder schrecklich mager werden. Nur eines verliert nie an Umfang und ist das Hauptmerkmal der weiblichen Hottentotten, nämlich das Gesäß. Dieses besteht aus einer ungeheuren Masse wackelnden Fetts und hat Dimensionen, welche der gewagtesten Pariser Mode genügen, wenn nicht sogar sie übertreffen. Man kann sich denken, mit welchem Stolz die Hottentottenschöne, einer Venus Kallipygos ähnlich, auf diesen Brennpunkt ihrer Reize blickt.

Diese Leute lebten in früheren Jahrzehnten im Innern des Landes von der Jagd, sind aber schon seit mehreren Generationen auf diese Küste beschränkt, da sie zu arm waren, um Pferde und Waffen zu kaufen, dem Wilde zu folgen, als es diese Gegend verließ, und sich gegen andere Hottentottenstämme und gegen die Hereros zu behaupten. So blieb ihnen nur die Wahl, bei den Mächtigeren in Knechtschaft zu leben oder an dieser Küste in den Dünen einen Schlupfwinkel zu suchen, wo sie elend, aber frei ihr Dasein fristen konnten. In früherer Zeit geschah dies nur sehr kümmerlich, da sie nur auf Fischfang und auf die einmalige Ernte der Narrafrucht angewiesen waren. Der Ertrag des ersteren ist stets ein sehr reicher, aber die Fische boten doch eine wenig nahrhafte Kost, da sie ohne Zuthaten gegessen werden mußten. Dagegen hat die Narra, welche als eine Kriechpflanze auf den Dünen wächst und eine stachelige runde Frucht von der Größe einer kleinen Melone zeitigt, wenn ihre Reife auch nur von kurzer Dauer ist, doch einen zweifachen Werth, indem ihr saftiges, rothgelbes, angenehm süßliches Fleisch gegessen wird und ihre unzähligen flachen, mandelgroßen Kerne

getrocknet und verkauft werden. Da die Ernte in manchen Jahren so reichlich ist, daß der Werth der auszuführenden Narrakerne an 500 Lstrl. beträgt, so ist die Einnahme der Hottentotten aus diesem Verkauf schon genügend, um sie für ein Jahr zu kleiden. Die Narrakerne werden von Walfischbay nach Kapstadt versandt, wo sie verzuckert an die naschhaften Boeren in der Kapkolonie verkauft werden.

Der Häuptling der Topnaars, Pietheibib, verkaufte das, was ihm nach der Annexion von Walfischbay durch die Engländer an Land noch übrig geblieben war, im Jahre 1884 an die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika für eine Rente von 5 Lstrl. monatlich. Dieses Gebiet lag zwischen Kuisib und Tsoachaub, im Westen durch die von den Engländern festgesetzte Ostgrenze der Walfischbay und im Osten durch das Gebiet Jan Jonker Afrikaners eingeschlossen. Diese letztere sehr fragliche Grenze wurde dadurch unwichtig, daß die Kolonialgesellschaft auch das ganze Gebiet Jan Jonkers zwischen dem Tsoachaub und Kuisib bis östlich an Windhoek hinan erwarb.

Die Topnaars leben in verschiedenen kleinen Niederlassungen, d. h. in kleinen Hütten aus Reisig, Blechstücken, alten Säcken und Resten von Brettern an den Wasserstellen, ohne Garten, ohne Feldbau und ohne andere Beschäftigung als das Trocknen der Fische. Diejenigen, welche bei den Weißen von Walfischbay als Diener, Viehwächter oder bei dem Magistrat als Polizisten angestellt sind, haben natürlich dort ihren Lohn und ihr Essen, Andere, welche gelegentlich Botendienste oder sonstige hin und wieder vorkommende Arbeit verrichten, haben nur gelegentlich eine bessere Kost, während alle Uebrigen außer Fischen und Narra nichts zu essen haben.

Die eben Erwähnten und alle diejenigen, welche als Bootsleute, Zimmerleute und Schmiede Verwendung finden, was natürlich bei der geringen Anzahl von Weißen nur sehr vereinzelt vorkommt, wohnen an dem Wasser Sandfontein, eine halbe Stunde von Walfischbay entfernt. Sandfontein ist eigentlich nichts, denn man sieht nur hohe Dünen rothgelben Sandes und, wo derselbe Thäler bildet, einige wilde Tabaksträucher mit ihren gelben Blüthen und einige kriechende stachelige, in der Form eines Heuhaufens gewachsene Narrasträucher. Nur in der Nähe einer Lache schmutzigen Wassers, die sich Fontein oder Quelle nennt, liegen ein paar elende Hütten von Reisig oder Resten, welche von den Weißen der Walfischbay verschmäht wurden. Wie armselig und wie öde dieses Bild ist, zumal wenn der Nebel

wochenlang darüber lagert und als leichter thauartiger Regen niederrieselt, läßt sich in Worten gar nicht beschreiben. Dann sitzen die armen, gelbhäutigen Jammergestalten, fröstelnd in alte Säcke gehüllt, um ein glimmendes Kohlenfeuer in ihrer Hütte und rauchen aus einem alten Knochen eine Masse, welche weniger Tabak als Unrath verschiedenster Art enthält. Nur drei oder vier Holzhäuserchen, so groß wie eine bescheidene Speisekammer, stehen in Sandfontein, von denen das eine dem Schulmeister Traugott, die anderen ehemaligen Dienstboten der Weißen oder Polizisten gehören.

Die Süßwasserquelle von Sandfontein wird von dem hier dicht unter die Oberfläche tretenden unterirdisch laufenden Wasser des Kuisib gebildet. Das Wasser verdient jedoch die Bezeichnung Süßwasser kaum, denn es ist leicht salzig, wie man hier sagt brak, so daß es selbst zum Mundausspülen unangenehm ist. Zum Trinken eignet es sich gar nicht, wenn man nicht bereits an den Genuß salzigen Wassers gewöhnt ist; dagegen läßt sich sehr gut damit kochen, und dem Kaffee verleiht es sogar eine besondere Güte. Die Quelle ist in einem Loch von vielleicht 20 qm ausgegraben und mit rohen Pallisaden umgeben, vor denen ein ausgehöhlter Baumstamm als Trog liegt. Einige der Eingeborenen halten diese Wasserstelle in Ordnung und schöpfen für das Vieh, wofür sie eine Bezahlung von 2,50 Mark für jedes Gespann Ochsen und für einzelne Thiere 25 Pfennig bis 50 Pfennig erhalten. Es sei jedoch bemerkt, daß sie sehr mit sich handeln lassen und für ein Stück Tabak, welches ihnen 50 Pfennig werth ist, uns aber kaum 15 Pfennig kostet, schon ein ganzes Gespann tränken.

Drittes Kapitel.

Landeinwärts durch Wüste und Steppe.

Aufbruch ins Innere. — Durch die Namib. — Die Bastards. — Geschichte des Witbooi-Stammes. — Usab und Salem.

Die vier Tage meines Aufenthaltes in Walfischbay verliefen sehr angenehm, und zum ersten Male erfuhr ich, daß in diesem gesegneten Lande die Eile und die Arbeit unbekannte Begriffe sind. Wohl kratzt die Feder und knistert das Papier in dem Büreau des Kaufmanns, solange die Post, welche der „Nautilus" zurück nach Kapstadt nimmt, noch nicht geschlossen ist; dann aber breitet sich eine behäbige Ruhe aus, und man sagt: „Nun haben wir wieder für vier Wochen Frieden!"

Ich hätte eigentlich genug zu thun gehabt mit der Verpackung der verschiedenen Gegenstände meiner Habe, die ich überdies nicht genau kannte, ich begnügte mich aber damit, einen dicken Corduroyanzug und meine Doppelflinte herauszusuchen, kaufte mir ein Paar bis an die Knöchel reichender sogenannter Kapscher Schuhe, welche aus sehr schlechtem Leder gefertigt sind und nur mit einer Blechöse geschlossen werden, und ließ meine civilisirten Kleidungsstücke wohl verpackt in dem Lagerraum der Herren Mertens und Sichel unterbringen. Alle anderen Kisten, über die ich schon anfing mich schrecklich zu ärgern — das zu ihrem Ankauf verschwendete Geld wäre mir hier für andere Sachen viel nützlicher gewesen — wurden auf einen Wagen verladen, welcher zwei Tage nach unserer Ankunft in Walfischbay eintraf. Derselbe gehörte mitsammt der Bespannung von 18 Ochsen der Schutztruppe und war von Usab, einer Wasserstelle im Tsoachaub-Flusse, wo er wartend gestanden hatte, durch einen Hottentottenboten bestellt worden, der gleich nach der Ankunft des Schiffes dorthin abgesandt worden war.

Aus dem grauen Nebel, welcher die Baifläche undurchdringlich bedeckte, löste sich das erste Ochsengespann ab, welches mein Auge je erblickte. Vorn ging ein nackter Hottentotte als Tauleiter, welcher die vordersten Ochsen führen mußte, und hinter diesem marschirten ernst und würdig die achtzehn paarweise an dem Zugtau angespannten Ochsen, und von vorne gesehen ragten ihre riesigen Hörner wie ein Wald von Stangen durcheinander. Die Thiere, fast alle schwarz oder wenigstens

Ein südafrikanisches Ochsengefährt.

nur mit geringen weißen Abzeichen, waren an 2 m langen Rundhölzern — Joche genannt —, welche über dem Nacken liegen und von senkrechten Schmalhölzern, den Jochscheiten, zu beiden Seiten eines jeden Halses durchschnitten sind, derart befestigt, daß eine gedrehte Strippe mit Schlaufen an beiden Enden in diese Jochscheite, unter dem Halse durchlaufend, eingehängt war. Alle Joche waren an dem aus Leder geflochtenen Zugtau befestigt, nur das Joch der Hinterochsen — der Achterossen — hing an dem Deichselbaum, da diesen Thieren die Aufgabe des Lenkens und Aufhaltens des Wagens beim Bergabfahren zufällt.

Hinter ihnen rollte schwer und unförmig der große hölzerne Ochsenwagen, über dem sich ein gerundetes, fest auf Bogen gespanntes Dach aus grauem Segeltuch wölbte. Auf der Vorderkiste, welche als Kutscherſitz diente, thronte ein kräftig gebauter, großer Mann mit wenig schwarzem Schnurr- und Knebelbart und lockigem schwarzen Haare, welches unter

dem breiten dunklen Filzhute hervordrängte. Seine Gesichtsfarbe war blaßgelb wie die eines Süditalieners, seine dunklen Augen zeugten von Verstand; der Körper war breit, knochig, aber gut gebaut, nur die Schultern fielen theils von Natur, theils durch nachlässige Haltung nach vorn ab. Dieser Mann war der Treiber des Gefährtes, seines Stammes ein Bastard, in dessen Adern das Blut eines holländischen Boeren und einer Hottentottin floß; er hielt als das Zeichen seiner Würde eine wohl 3 m lange Bambusstange, an welcher wieder eine noch längere, schier endlose Peitschenschnur befestigt war.

Langsam bewegte sich diese Karawane auf die Häuser der Walfischbay-Niederlassung zu und hielt endlich hinter dem Gebäude der Firma Mertens und Sichel. Die Ochsen wurden ausgespannt und liefen trägen Schrittes frei auf der Fläche umher, hin und wieder ein klagendes halblautes Gebrüll ausstoßend. Sie versuchten mehrere Male sich nach der Richtung, aus welcher sie gekommen waren, in Marsch zu setzen, aber jedes Mal wurden sie durch die Steinwürfe und den Anruf ihres Wächters, eines Schwarzen, welcher verschlafen aus dem Wagen gekrochen war, „gekehrt". Nachdem die Ochsen mehrfach zurückgeholt worden waren, legten sie sich einer nach dem anderen müde und hungrig nieder, um zu rasten. Müde und hungrig mußten sie wohl sein, denn ihr letztes Futter hatten sie vor 24 Stunden im Bette des Tsoachaub-Flusses genossen und seitdem waren sie unausgesetzt immer zwei bis drei Stunden im Marsch über die Sandwüste mit nur halb- bis einstündigen Pausen, also ungefähr 18 Stunden unterwegs gewesen. Allerdings waren auf dem Wagen einige Bündel gelben Grases vorhanden und ebenso drei Säcke sogenannter Anapullen, einer fingerlangen Schotenfrucht des im Tsoachaub in großer Menge wachsenden Anabaumes, aber diese Genüsse mußten in weiser Vorsicht bis kurz vor den Abmarsch aus Walfischbay aufgespart werden.

Das Personal des Wagens hatte sich unterdessen nach dem Store begeben, wo die Leute ihre Einkäufe machten. Dann wurde der Wagen ausgeräumt, und Herr Mertens, dem als Agenten der Regierung die Verfrachtung der Güter oblag, bezeichnete dem Treiber die verschiedenen Stücke, welche er zu verladen hatte. Sie wurden gewogen, da nur ein Gewicht von 2000 bis 6000 Pfund je nach der Leistungsfähigkeit des Wagens und der Ochsen geladen werden kann, und dann nach der Anordnung des Treibers hinaufgepackt.

Nach Erledigung aller Geschäfte war unser Gepäckwagen gegen Mittag zur Abfahrt bereit. Die Ochsen wurden wieder eingespannt, nachdem sie ihre spärliche Grasmahlzeit beendet hatten, der Treiber schwang seine Peitsche, und unter lautem Anrufen und Knallen setzte sich das Gefährt, schwerfällig durch den Sand dahingleitend, nach Sandfontein in Bewegung. Ich begleitete den Zug, um mir die Ueberschreitung der hohen Dünen, welche die Fläche bei Walfischbay von Sandfontein trennen, mit anzusehen. Diese Dünen lagen als röthlich leuchtende Hügelreihen vor uns, und obgleich sie alltäglich von mehreren 100 Füßen, von Eselkarren und Pferden, welche Holz und Wasser holen, überschritten werden, so ist doch kaum die leiseste Karrenspur oder ein Eindruck auf dem Sande sichtbar. Unausgesetzt fegt ein leichter Wind an den Dünen entlang und deckt die Spuren menschlicher Tritte wieder zu. Eine letzte Düne, welche eine Art von Wall bildet, ehe man in die Fläche von Walfischbay hinabsteigt, ist aber immer vorhanden. Sie wird im landesüblichen Holländischen als Onderbaatje, d. h. die Weste, bezeichnet, weil die Treiber der Ochsenwagen sich hier ihrer Weste entledigen müssen, um mit aller Kraft auf die Ochsen dreinschlagen zu können. So war es auch bei dieser Gelegenheit. Hoch vor uns thürmte sich die Düne, und wenn sie auch nicht so sehr steil war, so schwand doch der lose Sand so leicht unter den Füßen der Ochsen dahin, und der Wagen schnitt so tief ein, daß die Arbeit die Anstrengung aller Kräfte und große Geduld verlangte. Vor der Düne wurde einen Augenblick gehalten, um den Ochsen Gelegenheit zu geben, sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Dann knallte der Treiber mit der Peitsche, rief mit gellender Stimme: „Jü“ und „Hott“, alle Anderen fielen in den Ruf mit ein, dessen Ton ermunternd und anspornend wirken sollte, die große Peitsche fuhr zischend um die Ohren und klatschend auf die Rücken der Ochsen, der Ochsenwächter prügelte mit der Karbatsche, einer kurzen Peitsche, auf die Hinterochsen, diese legten sich ins Zeug, so daß sie bis an die Kniee im Sande steckten, die vorderen schwenkten bald rechts, bald links — bis endlich alle gleichmäßig anzogen und unter Schreien, Schlagen und Stöhnen der Kamm der Düne erreicht war. Nun wurde wieder gerastet, denn wenn auch die Arbeit kaum eine Viertelstunde gedauert hatte, so war die Anstrengung für Mensch und Thier doch eine ungeheure gewesen, und während der Bastard und die Eingeborenen den Schweiß von der Stirne wischten, standen

die armen Ochsen mit gesenktem Kopfe, heraushängender Zunge und kurz schlagenden Flanken ganz ermattet da.

Da lag nun das liebliche Sandfontein vor uns! Wirklich ein jämmerlicher Anblick, diese wenigen wilden Tabakstauden, diese erbärmlichen Hütten aus Reisig und Walfischknochen und diese braungelbe, schmutzige, „Quelle" genannte Wasserlache. Dazu ein Geruch nach Fischresten, Staub und der widerlichen, halbsauren, halbscharfen Ausdünstung des Tabaks, verbunden mit dem salzigen Nebel, der einen mit Schaudern und Ekel erfüllte!

Als die Ochsen getränkt und die Wasserfässer, welche hinten auf dem Wagen standen, gefüllt waren, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und entschwand in einer Staubwolke zwischen den glitzernden Dünen.

Am Morgen des nächsten Tages, des 16. Februar, war auch die Zeit unseres eigenen Aufbruches herangerückt. Herr Mertens stellte uns seine zweiräderige mit sechs Pferden bespannte Karre zur Verfügung, um die große Baifläche bis nach Usab am Tsoachaub zu überschreiten, und lieh uns außerdem drei Reitpferde, welche uns über die Dünen und durch den weichen Sand des Kuisib-Bettes tragen sollten. Damit war für den ersten Theil der Reise und zwar für den schwersten gut gesorgt, so daß wir erwarten konnten, daß derselbe in kurzer Zeit zurückgelegt werden würde. Unsere Reisegesellschaft sollte aus dem Major v. François, welcher zum Besuch seiner beiden im Schutzgebiete angestellten Brüder soeben eingetroffen war, dem zur Abholung seines Bruders aus dem Hinterlande herzugereisten Lieutenant v. François und aus meiner Wenigkeit bestehen. Als Kutscher war ein Mann der Schutztruppe, der Reiter Meiburg, ein kleiner kräftig gebauter Altmärker, ausersehen, und zur Bedienung begleitete uns ein winziger neunjähriger Hottentottenjunge mit großen dunkeln Augen und altklugem Gesichtsausdrucke, Timotheus genannt. Da unser Wagen nur gerade genug Raum für vier Personen bot, so mußte unser Gepäck auf das Allernöthigste beschränkt werden, und wir machten aus, daß ein Jeder von uns nur ein Bündel mitnehmen solle. Ich wählte ein Plaidpacket aus braunem Segeltuch, in welchem mehrere Taschen waren, und welches nach Aussage des „Waarenhauses für Armee und Marine" wasserdicht sein sollte, eine Behauptung, die sich allerdings als sehr trügerisch dem heftigen Gewitterregen dieser Zone gegenüber herausstellte. Ich packte in dasselbe einen Schlafanzug

aus leichtem gelben Wollstoff, ein Paar leichter Schuhe, ein Handtuch, welches leider sehr wenig gebraucht werden konnte, einen Schwamm und ein Stück Seife, Beides anscheinend unentbehrliche, aber in der Praxis auch überflüssige Stücke.

Mein Plaidpacket wurde um 4 Uhr mit den anderen Gepäckstücken und einer Jägerschen Decke hinten auf die Karre geschnallt, in den Sitzkasten wurden unsere Lebensmittel gepackt, Timotheus kroch auf den Bock, und die sechs wohlgenährten Schimmel des Herrn Mertens setzten sich, von Meiburg gelenkt, im Galopp in Bewegung. Nachdem wir unsere Reitpferde mit Kopfschütteln, nämlich ob ihrer Leistungsfähigkeit, und mit Neugier wegen des an dem Sattel befestigten Gewehrschuhs betrachtet hatten, begaben wir uns zum Frühstück, stürzten mit jenem auch in Europa so bekannten Reisefieber unseren Kaffee hinab, steckten mit Dank an Frau Koch ein Butterbrot in die Tasche, nahmen von unseren freundlichen Wirthen Abschied und waren reisefertig.

Wir bestiegen nun unsere Pferde, welche sich wider alle Erwartung als ganz feurig herausstellten, und in kurzem Galopp ging es über die 4 km breite Strandfläche den Dünen zu. Der Morgen war feucht und nebelig, so daß man weder das Meer hinter uns, noch die Dünen vor uns sehen konnte, und auch die Häuser von Walfischbay verschwanden nach wenigen Minuten im grauen Nebel. Es war 6 Uhr morgens, als wir aufbrachen, und in die etwas wehmüthige Stimmung, welche uns beim Verlassen dieser letzten Kulturstätte erfüllte, mischte sich ein Gefühl freudiger Erwartung auf das uns bevorstehende Unbekannte. Zu unserer Seite ritt Maccaroni, ein schiefmäuliger älterer Hottentotte, auf einer ganz kleinen, aber sehr lebendigen Fuchsstute. Er war der Pferdewächter des Herrn Mertens und galt als ein sehr zuverlässiger Biedermann. Von Wesen war er ungemein freundlich und faßte jede, auch die ernsteste an ihn gerichtete Bemerkung als einen Witz auf, denn er grinste fortwährend und beantwortete Alles mit einem „Ja, Mynheer!“

In Sandfontein, welches wir bei der Frische unserer Pferde nach 20 Minuten erreicht hatten, wurde getränkt. Die traurige Villenkolonie Sandfontein schien wie ausgestorben, und ich bemerkte zum ersten Male, daß die Eingeborenen, und die Hottentotten nicht am wenigsten, Langschläfer sind. Ich hatte bisher diese Eigenthümlichkeit für eine Prärogative der Besitzer von Eiderdaunen und Sprungfedern gehalten, während ich mir vorstellte, daß diese Naturvölker mit dem ersten Sonnenstrahl

aus ihren luftigen Hütten und von ihrem harten Lager sich erheben müßten. Ich sah aber, wie unrecht ich hatte, denn kein lebendes Wesen war sichtbar. Selbst die häßlichen mageren, dem Schakal ähnlichen Hunde stimmten ihr Gebell nicht an, denn sie waren zu dieser Morgenstunde noch auf eigenmächtiger Jagd begriffen.

Unser Weg führte jetzt zwischen den Dünen dahin und wand sich unaufhörlich bald nach rechts, bald nach links, stets die tiefste Stelle des Kuisib-Bettes suchend. Unter unseren Füßen war tiefer loser Flugsand, welcher bei jedem Schritt unserer armen Pferde nachgab und sie um die Hälfte dessen zurückgleiten ließ, was sie eben im Schritt genommen hatten. Es war unmöglich zu traben, Schritt für Schritt mußte dem unbeständigen Boden die Vorwärtsbewegung abgerungen werden. Wir waren jetzt in das richtige Flußbett des Kuisib gelangt, womit ich diejenige Rinne meine, in welcher das Wasser zuerst seinen Weg nach dem Meere sucht, wenn es durch den durstigen Sand bis hierher gelangen kann. Zu beiden Seiten des Weges stehen die zwei bis drei Meter hohen Dave-Büsche, welche dem bei uns bekannten Lebensbaum sehr ähnlich sind und wohl eine Tamariskenart darstellen. Sie haben keinen Blattwuchs, sondern nur harte wie gepreßt aussehende moosartige Stengel von bläulichem Grün, die, wenn man sie reibt, einen Geruch, welcher dem des Lebensbaums fast gleich ist, verbreiten. Eine Menge alten Reisigs abgestorbener Bäumchen und anderer kleiner Büsche stehen und liegen umher, und ein Labyrinth kaum sichtbarer Spuren und Pfade zweigt sich nach allen Seiten ab. Aber man hüte sich wohl, diesen Wegen zu folgen, denn sie führen nach keinem Orte und nach keiner Wasserstelle. Hierher schicken die Ansiedler von Walfischbay ihre Eselgespanne und lassen auf kleinen Wagen oder Schlitten ihren Holzbedarf herbeiholen. Nur zwei Wege giebt es, welche einem wirklichen Ziele zuführen. Der eine derselben zweigt sich ungefähr eine halbe Stunde hinter Sandfontein im spitzen Winkel nach rechts ab und führt nach einer weiteren Stunde aus dem Kuisib-Bette hinaus auf das nördliche Ufer und von dort nach dem drei Stunden aufwärts im Kuisib liegenden Orte Rooibank; der andere war der Weg, welchen wir zu nehmen hatten, um in direkt nördlicher Richtung das rechte Kuisib-Ufer zu erreichen.

Der Uferrand, den wir um 8 Uhr erstiegen, war ein leichter Hügel, auf welchem eine 5 m hohe Stange als Wahrzeichen für die Reisenden

aufgerichtet war, da seit langen Jahren in der Nähe dieser Stange als an einer vor dem Winde geschützten Stelle der beste Eingang in den Kuisib war. Dieser Punkt, an dem wir das Thal verlassen mußten, heißt allgemein die „Pluim", ein Name, welcher von der Bedeutung des holländischen Wortes Pluim — Daune oder Feder — in Anbetracht des weichen, vom Wind gefiederten Dünensandes abgeleitet zu sein scheint.

Als wir die Uferhöhe erreicht hatten, wandten wir den Blick zurück. Wir sahen in das Bett des Kuisib hinab, welches aus unzähligen bewaldeten Maulwurfshügeln zu bestehen schien. Am Horizonte erblickten wir den Nebel der Küste in dicken grauen Streifen hängen, unter welchem wiederum sonnenbeglänzt sich die Niederlassung von Walfischbay als ein kleines Pünktchen darstellte. Ein schmaler silberner Streifen zeigte das uns von unserer Heimath trennende Meer, welches uns mit dumpfem Grollen den Scheidegruß herübersandte. Einen wehmüthigen Blick warfen wir hinaus auf die ferne See, einen Gruß an die Heimath! Aber es nützt nichts, sich das Herz mit neuen Scheidegedanken schwer zu machen, wir müssen vorwärts!

Langsam wandten wir also unsere Pferde. Wir hatten die Region des Flugsandes verlassen, um nun die sogenannte Namib, eine leicht gewellte Fläche, welche mit körnigem Quarz- und Granitkies bedeckt war, zu betreten. Zu unserer Linken, gegen Westen, begleiteten uns in immer größer werdender Entfernung die hohen, röthlich schimmernden Dünen des Flugsandgebietes, dessen Breitenausdehnung je weiter nach Norden, nach dem Tsoachaub-Flusse zu, desto geringer wird. Vor uns in endloser Ferne zeigte sich ein oben abgestumpfter Kegel, und Maccaroni sagte, indem er die Augen zusammenkniff und mit dem linken Arm auf den besagten Kegel deutete: „Daar staan de waag! Daar staan de Rooikop!"

Damit war der „Rooikop", d. h. „rother Kopf" genannte Berg als unser Ziel bezeichnet, und sobald wir den schweren Boden verlassen hatten, trabten wir munter darauf los.

Trapp, trapp, trapp ging es über die Ebene dahin, eine kleine Welle hinauf und wieder hinab, einen leichten Bogen nach rechts oder links, um den Stellen mit loserem Sand auszuweichen, und nur hin und wieder fielen wir in Schritt, damit die Pferde sich etwas verschnaufen konnten. Unter den Hufen der Pferde klapperten die kleinen Steine, und im Sonnenschein glitzerten und blitzten die weißen Quarz-

stückchen und die rothen mit Glimmer durchsetzten Granitkiesel. Zuweilen trabten wir über große, ein wenig gewölbte Granitplatten, welche dumpf erklangen, als ob wir eine Brücke überschritten. Diese Platten erstreckten sich oft mehrere 100 m weit und waren, wenn auch nicht ganz eben, so doch der schönsten Kunststraße an Härte gleich. Kein Baum, kein Strauch war sichtbar, soweit das Auge reichte — und dieses reichte sehr weit, denn erst im fernen Norden zeigte sich in unsicheren, bläulich dunstigen Umrissen ein Gebirgsstock, welcher nach der Karte schon auf dem jenseitigen Ufer des Tsoachaub-Flusses liegen mußte. Ueberall war die Bedeckung des Bodens dieselbe, nämlich nichts und wieder nichts. Nur an einigen wenigen Stellen standen kleine, knorrige Büsche, etwa zwei Faust hoch, mit holzigen Stengeln und fetten succulenten Blättern, und vereinzelte Stiele vertrockneten, moosartigen Grases, alles Andere war Gerölle und nichts als Gerölle.

Gegen Mittag waren wir dem Rooikop näher gekommen, und dieser zeichnete sich als ein unförmiger, stumpfer, violettrother Kegel von dem blaßblauen Himmel ab. Wir erreichten hier die Grenze des Walfischbay-Territoriums und betraten das deutsche Schutzgebiet. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Uebergang in dieses afrikanische Appendix meines Vaterlandes sehr erhebend war, denn weder ein schwarz-weiß-rother Grenzpfahl, noch ein Stein, noch ein Graben bezeichnete diesen Abschnitt, und ich glaube, daß mein Gefühl in diesem Augenblick im tiefsten Innern mehr Sympathie für die gastliche Walfischbay als für die neue unbekannte Heimath hegte.

Am Rooikop hielt unsere Karre mit Timotheus und den sechs Schimmeln. Wir bestiegen dieselbe, und beide Herren v. François setzten sich auf den hinteren Sitz und nahmen den Hottentottenbengel zwischen sich, während ich mich neben Meiburg, dem Kutscher, niederließ.

Unser Wagen rollte nun bald im Trabe, bald im Galopp über den harten Boden dahin, und Meiburg hatte alle Mühe, die sehr flotten und frischen Pferde, welche seit mehreren Monaten nicht eingespannt worden waren und den Weg nach ihrem gewohnten Weideplatz im Tsoachaub nur zu gut kannten, in der Hand zu behalten. Er gab sehr bald seine lange Peitsche an mich ab und machte mich so zu seinem Handlanger. Maccaroni folgte mit unseren Reitpferden, da er diese und die Wagenpferde von Usab aus wieder den Tsoachaub abwärts an ihre Weidestelle bringen sollte.

Die Oede der Gegend, welche wir durchfuhren, die den Athem beklemmende Sonnengluth, der schimmernde Sand, Alles blieb sich gleich, und ich glaube, wir wären gelähmt vom Stillsitzen und ermattet von dem blendenden Lichte allmählich eingeschlafen, wenn nicht die bleichen Gerippe vieler gefallener Ochsen uns daran erinnert hätten, daß es galt, diese Wüste so schnell als möglich zu überschreiten, wenn wir nicht demselben Schicksal verfallen wollten. In großen, weißen Haufen lagen rechts und links unserer Fahrt die Gerippe der unglücklichen Ochsen umher, und die langen Hörner ragten einsam von den abgenagten Schädeln in die Luft.

Gegen $2^1/_2$ Uhr erreichten wir mit noch immer frischen Pferden den Dubasberg, einen dem Rooikop ähnlichen, flachen, der Gneisfläche aufgesetzten Granitkegel. Ursprünglich wohl ein kompakter riesiger Granitblock, ist der Dubas jetzt zu einem Haufwerk gewaltiger Granittrümmer aufgelöst worden. Zwar hat die Kraft des stets mit scharfen Quarzkörnchen beladenen Wüstenwindes den einzelnen Blöcken die abgerundeten, wie von Menschenhand geglätteten Formen gegeben und so das einstige Bild des ganzen Komplexes erhalten, aber Spalten und Schluchten, ja sogar Thäler haben den Zusammenhang der Kuppe völlig zerstört. An vielen Stellen ist das Gestein an der Oberfläche nur geborsten, oft aber zeigen sich tiefe Risse, welche bis in das Innere des Berges zu gehen scheinen. Diese Zerklüftung des ursprünglich so festen Gesteins ist das Werk der wechselnden Temperaturverhältnisse des Landes. Am Tage spannt sich in der Regel ein heller klarer Himmel über der Baifläche aus. Den ganzen Tag hindurch bis zum späten Abend sendet das Tagesgestirn seine stechend heißen Strahlen auf den kahlen Felsboden hinab und macht ihn fast erglühen. Die glatten Felsflächen dehnen sich erhitzt über dem tieferen kühleren Kern aus. Stößt man dann mit einem Stocke auf den Boden, so hört man stets einen hohlen Klang, und ebenso erweckt, wie ich schon früher erwähnte, das Rollen des Wagens über die gelockerte Schale des Bodens den Eindruck, als ob man über eine Brücke fahre. Wenn dann in der Nacht der klare Nachthimmel die intensive Ausstrahlung der aufgespeicherten Tageswärme in den kalten Weltenraum gestattet, dann zieht sich die äußere Gesteinsrinde zwar wieder zusammen, aber der täglich sich wieder erneuernde Wechsel zwischen Erhitzung und Abkühlung lockert den Gesteinszusammenhang allmählich derart, daß endlich eine dicke

Felsplatte vom Boden abplatzt. Dies ist die Ursache der plattenförmigen Absonderung der Granit- und Gneismassen, die ich so oft bemerken konnte; so entstehen auch aus kleinen, unmerklichen Rissen die senkrechten, das Gestein durchsetzenden Spalten und Klüfte, die dann, vom Sande und gelegentlich wohl auch vom Wasser bearbeitet, endlich zu richtigen Thälern werden.

Man hat übrigens bei den Fahrten durch die Stein- und Kiessteppe nicht selten Gelegenheit, den oben geschilderten Vorgang mit eigenen Augen und Ohren zu beobachten. Wie am Tage häufig vor den Füßen der Reisenden ein erhitzter Kiesel mit scharfem Knalle zerspringt, so kann man auch in der ersten Hälfte der Nacht ein Getöse wie von einer fernen Schlacht vernehmen. Unheimlich wie Gewehrknattern und das Dröhnen von Geschützen schallt dann der Ausbruch elementarer Gewalten durch die sonst todtenstille Nacht.

Südlich des Dubas-Kopfes, welcher bis dahin unser point de vue gewesen war, schlängelt sich in einer flachen, ungefähr 100 m breiten Furche das Bett des Dubas-Flusses von Osten nach Westen, um schließlich in den Sanddünen zu verschwinden. Wohl höchst selten führt der Dubas in seinem mit Gerölle bedeckten Bett Wasser dem Meere zu, aber die Bildung seines Laufes ist jedenfalls so zu denken, daß die Abflüsse der östlich liegenden flachen Steppe und die sich nach Westen wendenden Gewässer der Witwaterberge sich in der Dubas-Rinne als der tiefsten Linie dieser Gegend sammeln und dem Meere zustreben.

An Futter für unsere armen Thiere war nicht ein Halm vorhanden, und als wir am Dubas-Berge unsere Schimmel ausspannten, mußten wir ihnen auf einer Decke, welche auf der Erde ausgebreitet war, eine kleine Ration mitgenommenen Hafers vorwerfen.

Wir waren von der Karre gestiegen und hatten uns auf die glühend heißen Platten der Dubas-Ausläufer gesetzt, während Timotheus flink wie ein Affe einen kleinen Haufen getrockneten Ochsenmistes zusammentrug und, platt auf der Erde liegend, denselben mit Papier und Zündhölzern in Brand setzte. Man bedient sich nämlich in Ermangelung von Brennholz, welches an sehr vielen Stellen, die der Reisende hier zu Lande passiren muß, gänzlich fehlt, des trockenen Mistes als Feuerungsmittel, und wenn dieses auch nicht besonders verlockend erscheinen mag, so ist es doch eine Hülfe in der Noth und nebenbei ein Reinigungsmittel für die sonst mit Kothhaufen dicht bedeckten Ausspannplätze. Bald stand

auch unser Kessel auf dem glimmenden Feuer. Timotheus röstete eine Hand voll Kaffeebohnen auf einer kleinen Pfanne, suchte sodann einen großen platten und einen zwei Faust großen runden Stein zusammen und begann den gerösteten Kaffee in dieser primitiven Art zu „mahlen". Natürlich ließ die Feinheit des Kaffees viel zu wünschen übrig, und eine ganze Menge Sand und Staub wanderte mit in den Kaffeekessel hinein, aber das störte uns nicht, sondern erhöhte vielmehr den Reiz dieses ersten Mahles in der Wildniß.

Wir schritten dann au dem Dubas-Berge entlang und sahen mit Staunen und Ekel die Massen von Ochsengerippen, welche in den Klüften und Schluchten umherlagen. Es scheint, daß diese Thiere, wenn sie ihr Ende herannahen fühlen, die schützenden Wände der Dubas-Schluchten aufsuchen, um hier ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Nach den Spuren, welche noch ganz frisch sichtbar waren und sich als zwei große und zwei kleinere, voreinander gestellte Hundespuren zeigten, war zu urtheilen, daß auch die Hyänen diesen Ort nur zu gut kannten und fleißig besuchten.

Nach einstündiger Rast wurden die Pferde wieder eingespannt, und unsere Karre setzte sich in Bewegung. Die Sonne schien noch in unverminderter Gluth, und unsere Augen waren geblendet und unsere Haut erhitzt und gespannt von diesem ersten Tage unaufhörlichen blendenden Lichts und schattenlosen Daseins. Noch immer lag in scheinbar endloser Ferne vor uns das bläuliche Gebirge am Norduser des Tsoachaub, vor welchem sich in langer Reihe von Ost nach West braunrothe Höhenzüge lagerten, an deren Fuße wiederum kleinere hellrothe Spitzkegel wie Zuckerhüte aufgesetzt erschienen. Wir nahmen jetzt den Kopf von Usab zu unserem Zielpunkte und fuhren ziemlich gerade darauf los, da die Fläche kaum mehr eine Welle zeigte. Infolgedessen glich der Zug der vielen Spuren der Ochsenwagen auch nicht mehr einer Straße, sondern dieselben zweigten sich weit auseinander, da einzelne Frachtfahrer etwas unterhalb Usab in den Tsoachaub hinabsteigen, andere dagegen, wenn ihre Ochsen besonders frisch sind, sich hier mehr nach rechts wenden, um sogleich einen den Tsoachaub weiter aufwärts erreichenden Weg zu wählen. Der Kopf von Usab ist von Weitem dadurch zu erkennen, daß er sich als der höchste des diesseitigen Randgebirges des Tsoachaub abhebt. Auf dem ebenen harten Boden fuhr es sich ganz ausgezeichnet, und unsere Pferde schienen so frisch zu sein wie am frühen Morgen. Maccaroni, welcher entweder kein Frühstück in der Tasche gehabt oder

unseren Halt am Dubas für eine Zeitverschwendung erachtet hatte, war uns vorausgeeilt. Er hatte uns die Weisung hinterlassen, daß wir die „blauen" Pferde — wie man hier die Schimmel nennt — in Usab nur laufen lassen sollten, dann würden sie den Weg zum Fluß hinab schon von selbst finden.

Zwischen Dubas und Usab begegneten uns vier Ochsenwagen, Bastards von Rehoboth gehörend, welche leer nach Walfischbay fuhren, um Fracht zu holen. Sie fuhren in breiter Front und hatten ein Jeder ein schönes Gespann gleichfarbiger Ochsen, welche ungeleitet auf der ihnen wohlbekannten Straße munter einherschritten. Auf den Wagen saßen einzelne Frauen und Kinder und als Treiber der Besitzer des Gefährts. Diese sprangen herab und traten grüßend auf uns zu, als die Wagen anhielten. Es waren mächtige, breite Gestalten, von Gesundheit und Kraft strotzend, mit frischen dunkelblauen oder braunen, von langen Wimpern beschatteten Augen, lockigem, schwarzbraunem Haar, welches auf die Stirne und in den Nacken herabhing; das gelbliche, von der Sonne nachgebräunte und gesund gerötheten Gesicht war von wenigen Barthaaren eingefaßt. Sie standen so aufrecht und stramm wie altgediente Soldaten, die rechte Hand hatte die Peitsche in Schulterhöhe erfaßt, und die linke stemmte sich lose auf die Hüfte. Wirklich man konnte diesen markigen Gestalten mit dem freien Blick, dem lachenden Auge und den frischen Farben ansehen, daß sie die Nachkommen eines Heldengeschlechtes waren, und auch der germanische Ursprung war unverkennbar. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Elterväter dieser Bastards von Rehoboth jene holländischen Boeren germanischer Rasse waren, welche vor 200 Jahren am Kap der guten Hoffnung ausgesetzt wurden, um seitdem Schritt für Schritt jenes große Reich der Wildniß und ihren Schrecken abzuringen und in stetem Kampfe jedes Glied ihrer Familie den Einfällen der blutdürstigen Kaffern und Hottentotten gegenüber mit der eigenen Brust zu schützen.

Daß diese Leute ihren riesigen Körperbau kraftvoll erhalten und fortgepflanzt haben, daß sie nichts von dem Muth und der Entschlossenheit ihrer Ahnen eingebüßt, daß sie ihre Sprache, die Einfachheit ihrer Sitten, die Reinheit ihres Gemüths und den Glauben ihrer Väter bis in diese Zeit heilig gehalten haben, zeugt wohl von einem starren Sinn, aber auch von einer urwüchsigen Kraft und von einer geistigen Gesundheit, auf die wir stammesverwandten Deutschen mit Recht stolz sein

dürfen. Wohl ist das Blut der Bastards mit Hottentottenblut verdünnt, aber auch als Mischlinge haben sie die Sitten ihrer germanischen Väter beibehalten und sich untereinander fest zusammen-, gegen weitere Vermischung mit Eingeborenen dagegen ganz abgeschlossen, wenn auch das Mißtrauen gegen den reinen Weißen, der Wankelmuth und eine gewisse Mangelhaftigkeit der Moral ihre Verwandtschaft mit Eingeborenen verräth.

Unsere neuen Reisebekannten waren nicht sehr gesprächig, sondern richteten nur die Frage an uns: „Was giebt es Neues?“ Diese Frage ist für Südafrika typisch, und wohin man auch kommt, gleichviel ob zu weißen Farmern, zu Boeren, zu Kaffern oder zu Hottentotten, immer heißt es: „Was giebt es Neues?“ Ein Reisender, welcher eine Boerengegend durchzog, erzählte, daß er an hundert Reisetagen wohl tausendmal gefragt worden wäre: „Was giebt es Neues?“

Wir erzählten unseren wißbegierigen Bastards, was wir aus den neuesten Zeitungen entnommen hatten. Als wir von der soeben begonnenen Okkupation von Mashonaland südlich des Zambesi sprachen, waren die Leute höchlichst interessirt, denn sie hatten diese Vorgänge schon länger genau verfolgt. Auch Nachrichten vom Deutschen Kaiser, von Bismarck und Moltke wollten sie wissen.

Wir unsererseits erfuhren auf die Frage nach etwas Neuem, daß Hendrik, womit der im Kriege mit den Hereros, den Kaffern des Damaralandes, begriffene Häuptling eines Hottentottenstammes, Hendrik Witbooi, gemeint war, in Damaraland eingefallen und mit einem Raub von mehreren Hundert Rindern abgezogen war.

Diese Geschichte wurde mit einer gewissen Schadenfreude erzählt, nach welcher man wohl annehmen konnte, daß Fama nicht ganz Unrecht hatte, wenn sie behauptete, die Bastards wären im Geheimen Hendrik Witboois Freunde. Aber auch schon der nicht zu bestreitende Umstand, daß die Bastards die Hereros hassen, genügt wohl, um ihr geringes Mitleid mit diesen zu erklären, besonders da sich die Spitze des Krieges nur gegen die Kaffern und ihre Viehherden richtet.

Ich erfuhr im weiteren Verlauf unserer Fahrt in großen Zügen, um was es sich bei dem sogenannten Kriege zwischen Hottentotten und Kaffern handelte, und gebe es hier, wo uns der Name des berüchtigten Hottentottenhelden zum ersten Male entgegentritt, zum besseren Verständniß wieder.

Ein kleiner Hottentottenstamm, welcher sich, wie alle aus der Kapkolonie nach Norden wandernden Gelbhäute, Orlam nannte, überschritt zu Anfang dieses Jahrhunderts unter der Führung Kido Witbooi's den Oranje-Fluß und setzte sich, allmählich nordwärts ziehend, auf Gibeon, ein wenig südlich des Wendekreises fest. Der Stamm brachte einige Gewehre mit, war gekleidet und hatte schon in seiner früheren Heimath das Christenthum kennen gelernt, aber wenn auch nicht von reinem Hottentottenblut, so waren die Witbooi's doch mit allen Fehlern dieser Rasse behaftet: sie waren Nomaden, jeder Arbeit abhold, liebten die Jagd und den Krieg, den Raub und den Hinterhalt und waren verderbt in Charakter und Sitte. Der alte Kido verbrachte sein Leben mit Raub und Mord, und wenn er auch auf seine alten Tage getauft wurde und als Christ starb, so hatte er doch als echter Heide gelebt.

Die Orlamstämme waren einst als Schützer ihrer Stammesverwandten im Namalande nach Norden gezogen, gerufen von dem Häuptlinge derselben, der sich aus eigener Kraft der vom Damaralande nach Süden drängenden Ovaherero nicht zu erwehren vermochte. Dem Häuptling der bedeutendsten dieser Horden, dem großen Jonker Afrikaner, dem Sohne des aus der Geschichte der Kapkolonie berüchtigten Jager Afrikaner, war es wohl gelungen, das mächtige, reiche, viehzüchtende Hererovolk zu unterwerfen, aber auch den eingesessenen Hottentotten überlegen, war es ihm leicht gewesen, sich zum allmächtigen Herrn des ganzen Landes aufzuwerfen.

Solange Jonker lebte, gab es nur einen Herrn und einen Willen von Oranje bis zum Kunene, und sein starker Arm hatte inneren Hader und offene Zwistigkeiten unter den Orlamhäuptlingen niederzudrücken vermocht. Als Jonker aber im Jahre 1861 starb und der schwache Jan Jonker sein Erbe antrat, zerrissen Krieg und Raub von Neuem das Land. Die Ovaherero schüttelten das Joch der Afrikaner ab, diese legten sich auf den Viehdiebstahl. Der offene Krieg wurde zum Raubwesen: der Orlam bestahl den Nama, der Nama den Orlam und Beide den Herero, so daß weder Leben noch Gut im Lande sicher war. Im Stamme der Witbooi's war Moses auf Kido gefolgt, und wenn auch ein Missionar auf Gibeon wohnte, so blieb doch das alte Unwesen dasselbe. Zu Beginn der 80er Jahre trat eine Spaltung im Stamme ein, indem Moses' Sohn Hendrik, der bisherige Schulmeister auf Gibeon, sich von seinem Vater trennte, um im Frieden zu leben und nichts mehr mit den

Räubereien des Moses zu schaffen zu haben. Hendrik behauptete, einer göttlichen Eingebung zu folgen, welche ihm wie ein Licht seinen Weg anzeigte, und wollte zuerst mit den Hereros, dem alten Erbfeind seiner Nation, Frieden schließen, um sodann im fernen Norden ein Land zu suchen, wo er friedlich und gottselig leben könnte. Nicht Blut oder Gut sei es, was er von den Hereros wolle, sondern Frieden und Eintracht. Viele Leute behaupten zwar, daß Hendrik schon damals auf die Rinder der Kaffern abzielte und nur in seiner verschlagenen Art den Frieden zum Vorwand benutzte, um sich den Hereros zu nähern. Wie dem aber auch gewesen sein mag, so viel ist sicher, daß Hendrik im Laufe der Jahre zum Räuber und nicht zum Friedensstifter wurde.

Im Jahre 1884 zog er zum ersten Male nach Damaraland und ließ den alten Häuptling Maharero Katjamuaha um eine Unterredung ersuchen. Diese wurde ihm auch gewährt. Hendrik lagerte mit einem nur kleinen, aber wohl bewaffneten und gut berittenen Haufen bei Osona, einem lieblichen Fleck im Thale des oberen Tsoachaub mit grünen Matten, schattigen Bäumen und saftiger Weide, nur wenige Meilen von Okahandja, dem Hauptort der Hereros, entfernt, als Maharero mit einigen Hundert Mann erschien und sich ihm gegenüber niederließ. Es folgten lange Berathungen, bei denen Maharero fragte: „Kommst Du mit Frieden oder mit Krieg?“, worauf Hendrik Witbooi ihn seiner friedlichen Absichten versicherte, aber zu einer Verständigung zwischen beiden Parteien kam es nicht. Sei es nun, daß das Mißtrauen zwischen den feindlichen Rassen zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, oder daß Maharero sich nicht entschließen konnte, sich mit Hendriks Gefolgschaft auch einen Feind im Rücken zu schaffen, sei es, daß der indolente, verschlossene Charakter der Schwarzen das freche Wesen und die kühne Sprache der Hottentotten fürchtete, genug, die Verhandlungen verliefen resultatlos, und ein Gewehrfeuer begann, dessen Ursache noch heute nicht ganz aufgeklärt ist, mit welchem jedoch die zehn Jahre lange Plage der Hendrikschen Raubzüge für die Damaras ihren Anfang nahm.

Das erste Geplänkel bei Osona wurde noch, ehe es zu offenem Kampfe kam, friedlich abgebrochen, aber im nächsten Jahre erschien Hendrik von Neuem mit großem Troß und erlitt bei demselben Osona eine schwere Niederlage. Aber weder diese noch spätere Verluste schreckten Hendrik zurück. Sein Ansehen wuchs als ein Schrecken für die Hereros und als ein Hort für die Hottentotten. Hendrik vergaß seine göttliche

Mission als Friedenstifter und wurde zum gemeinen Räuber; wenigstens hat er gegen die Hereros niemals einen Vernichtungskrieg geführt, sondern hat sich stets mit ihren Ochsen begnügt.

Um den Weg nach Damaraland frei zu haben, vernichtete Witbooi die Selbständigkeit des Afrikanerstammes, nahm einen Theil desselben bei sich auf und ließ Jan Jonker, den geflüchteten Häuptling, zu Ende der 80er Jahre in den Gamsbergen erschießen. Auch die rothe Nation unter Manasse Noreseb wurde von Hoachanas vertrieben, und andere Hottentottenstämme wurden unterjocht, so daß Hendrik Witbooi der alleinige Herr unter der rothen Nation war und sich nicht mit Unrecht den König von Groß-Namaland nannte. Um 1888 verlegte Hendrik sein Feldlager von Gibeon nach Hornkranz am Fuße des Gamsberges, um den Viehherden der Damaras näher zu sein. Er hatte an 250 waffenfähige Leute um sich versammelt, welche theils Bastards, theils unreine Hottentotten, theils echte Hottentotten und Buschleute und auch Bergdamaras waren, lauter Gesindel, welches nur Lust hatte, von Raub und Gewaltthat zu leben. Für sie, die in der Wildniß geboren und als Jäger aufgewachsen waren, hatte der Krieg keine Schrecken, und war der Raub nur ein Recht, welches sie ausübten. Ein Gewehr in der Hand und ein flinkes Pferd unter dem Leibe, bei der Nacht geritten, im Morgengrauen geraubt und geschossen, dann einen Springbock gehetzt und des Abends am Feuer geschmaust und geplaudert, das war ihr Element! Was sollte ihnen ein träges Leben und friedliche Zeiten, da sie ihnen doch nur Hunger und Arbeit brachten, zwei Dinge, die sie mehr haßten als Alles auf der Welt. So führten sie ein frisches, fröhliches Räuberleben, welches für sie alle Reize der Freiheit und des Wohllebens brachte, dessen Nachtseiten sie aber nicht kannten und nicht achteten. Das geraubte Vieh verschaffte ihnen Kleider und Decken, Kaffee, Tabak und andere Lebensmittel, Pferde, Gewehre und Munition in Hülle und Fülle, und die letzteren waren ja im Stande, das Kapital wieder zu erneuern oder gar zu verdoppeln. Eines nur hielt Hendrik in weiser Vorsicht seinen Leuten fern, nämlich den Branntwein. In dieser Maßregel beruht wohl das Geheimniß der großen Macht, welche Hendrik über seine Leute ausübte, so zwar, daß die Mannszucht sich nicht nur auf dienstliche Befehle, sondern auch auf das Privatleben der Stammesangehörigen bezog. Das Christenthum, zu welchem sich alle Unterthanen Hendriks bekannten, kann wohl

unter den obwaltenden Umständen nur ein äußerliches gewesen sein; zweifellos wurden aber die Gesänge fleißig geübt und gemeinsam gebetet, so daß die Lehre und das Prophetenthum auch ein Zuchtmittel in der Hand des Häuptlings gewesen sein mag.

Von 1888 bis zum Beginn des Jahres 1891 war Hendrik unausgesetzt in das Damaraland eingefallen und hatte Rinder geraubt, doch nahm er Gefechte nur an, um den Rückzug seines Raubes zu decken oder um den überraschten Feind zu verscheuchen. Im Februar 1891 waren noch alle Gemüther von dem Kampfe erfüllt, welcher vor fünf Monaten auf Otjimbingue und auf der Plaatklip sich abgespielt hatte und welcher einen der hervorragendsten Momente in dem Kriege zwischen Hendrik und den Damaras darstellt.

Hendrik war mit seinen Leuten an Tsaobis vorbei auf Omaruru geritten, hatte bei Karibib mehrere Posten abgeschossen, d. h. die Wächter erschossen und das Vieh geraubt, und wollte sodann den Rückweg an Otjimbingue vorbei nehmen, als ihn die Kunde erreichte, daß die dortigen Hereros sich rüsteten, um ihm den Weg zu verlegen. Da Hendrik seiner Beute einen Vorsprung gewähren mußte und eine Verfolgung durch die Hereros von Omaruru erwartete, entschloß er sich schnell, mit dem zunächst liegenden Feinde abzurechnen, und warf sich kurz entschlossen auf Otjimbingue. Ein heftiger Kampf entbrannte auf dem Platze selbst, dessen eine Seite Hendrik besetzt hielt. Die Hereros beschränkten sich auf die Vertheidigung, während die Hottentotten alle Hütten niederbrannten und ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhielten, bis sie ihre Beute in Sicherheit glaubten. Dann erst zogen sie in einem Bogen um den Ort und in der Richtung auf Tsaobis davon. Hendrik hatte an diesem Tage den Feind in der Front und im Rücken, denn von Omaruru war wirklich eine Abtheilung hinter ihm hergejagt, welche sich jedoch durch einige Schützen Hendriks abhalten ließ, weiter vorzudringen und sich an dem Gefecht zu betheiligen.

So war der schlaue Hottentotte aus der Falle entkommen und glaubte sich nun wohl geborgen. Aber er hatte sich geirrt. Unter Führung des sehr energischen Unterhäuptlings Elias jagten die Hereros dem flüchtigen Räuber nach, erreichten seine Nachhut bei Plaatklip zwischen Tsaobis und Otjimbingue und zwangen diese zum Gefecht. Witbooi sah ein, daß er eines weiteren Vorsprunges für seine Beute benöthigte, und nahm das Gefecht an, welches er nun aber mit der ihm

eigenen Thatkraft mit seiner ganzen Macht beinahe angriffsweise durchführte. Der Kampf war ein äußerst hartnäckiger: Elias und an 30 Hereros fielen, und Spuren ihres Blutes sollen noch heute in dunklen Flecken auf den Granitplatten und im Sande sichtbar sein. Die Verluste der Hottentotten waren geringer — ungehindert als Sieger zog Hendrik von dannen.

Solche Züge, wie den eben beschriebenen, hatte Hendrik in den letzten Monaten des Jahres 1890 allmonatlich unternommen, und jedesmal war er mit mehreren Hundert, ja zuweilen mit 2000 Rindern zurückgekehrt. Kein Wunder, daß die Hereros, denen der geeignete Führer fehlte, und die jeder Thatkraft entbehrten, von Angst und Schrecken erfüllt waren und ihre Augen hülfesuchend auf die deutsche Schutzherrschaft richteten. Aus diesem Grunde und aus diesem allein hatte der Oberhäuptling die deutsche Schutzherrschaft angenommen; denn was konnte sich der einfache Sinn des Kaffern unter dem deutschen Schutze Anderes vorstellen als die Vertheidigung gegen seinen nächsten Feind. Mögen auch spitzfindige Juristen in dem versprochenen Schutz nur die internationale Vertretung gegenüber England, Portugal oder den den Damaras verhaßten Boeren bezeichnen, für die Hereros war und blieb der Schutz gegen Hendrik das einzig Nöthige und von der deutschen Regierung Erwartete.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß zu Beginn des Jahres 1891, als ich das Schutzgebiet betrat, die Erbitterung gegen die deutsche Herrschaft mit dem Entsetzen vor Korta, d. h. dem Kurzen — die Bezeichnung der Hereros für den klein gewachsenen Hendrik Witbooi —, gleichen Schritt gehalten hatte.

Wie ein böser Geist tauchte Hendrik mit seinen Reitern bald hier, bald dort aus dem Morgengrauen auf, und ehe die Wächter den Schlaf recht aus den Augen wischen konnten, noch ehe der Sonnenball über den östlichen Horizont ragte, waren die Herden, der einzige Reichthum und das einzige Nahrungsmittel der Ovaherero, entführt. Was half es, daß die Kaffern wohlbewaffnet waren und daß sie Posten ausstellten, mußten ihre großen Viehmassen doch weit im Felde zerstreut ihr Futter suchen, und waren doch die gelbhäutigen Reiter Witboois schnell!

Da faßten sich denn die riesigen Schwarzen in Ergebenheit, sie klagten nicht, sie thaten auch nichts gegen diese Geißel ihres Volkes; ernst und wortkarg sahen sie vor sich hin, aber in ihrem Innern gärte

die Wuth gegen die Wortbrüchigkeit der Deutschen und gegen die thatenlose Schutztruppe. — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand als ein glühend rother Ball über den Kuppen der westlichen Berge, über welchen der Abendnebel vom Meere heraufstieg. Die ganze Landschaft erglänzte in Schattirungen von verschiedenem Roth, vom blassen Rosa auf der östlich vor uns liegenden Fläche bis zum tiefen Karmin der im Schatten liegenden westlichen Abhänge. In der Ferne vor uns sahen wir immer noch die violetten Umrisse jenes Gebirges auf dem rechten Ufer des Tsoachaub, welches noch immer weit von uns entfernt schien; davor thürmten sich die gigantischen Massen gelbrothen Gesteins auf, welche in Spitzkegeln, in flachen Kuppen und in ungeheuren Felsblöcken schroff über die beiden Ufer des Tsoachaub aufragten.

Als die Sonne eben hinter den Bergen untertauchte, fuhren wir zwischen den ersten kleinen Uferhügeln in eine kahle Fläche ein, auf der ein einziger, krummer und stümperhafter Dornbaum stand. Der Wagen hielt. „Das ist Usab!“ sagte Meiburg, unser Rosselenker, indem er vom Bock stieg und die Pferde abzuschirren begann. „Was?! das soll Usab sein?!“ riefen wir aus, „Usab, welches wir uns als einen Ort, eine Niederlassung, oder wenigstens als ein Haus vorgestellt hatten, sollte nichts weiter sein als ein krummer Baum zwischen Sand und Stein?!“ Wir waren empört, denn obwohl Keiner von uns Neulingen einen bestimmten Begriff von Usab hatte, so hatten wir Alle doch entschieden etwas mehr erwartet. Unsere nächsten Fragen waren also, wo denn die Weide für die Pferde und das Wasser wäre, worauf wir zur Antwort erhielten, daß Beides $^3/_4$ Stunde bergabwärts im Flusse zu haben sei. Kopfschüttelnd halfen wir beim Abschirren der Pferde, welche, sobald sie frei waren, im munteren Schritt ihren Weg zwischen den Bergen abwärts suchten, während wir selbst rathlos, was wir mit uns anfangen sollten, auf dem öden Platze standen. Obgleich wir schon wieder gründlichen Hunger verspürten, war unsere Neugierde nach dieser ersten Scenerie von Südwestafrika zu lebhaft, als daß wir uns hätten ruhig hinsetzen können, um die zwei Stunden Aufenthalt, welche wir hier haben sollten, zu verplaudern. Unsere eben ausgespannten Pferde sollten nämlich durch ihr Eintreffen im Flußbette des Tsoachaub, wohin sie den Weg selbständig nahmen, den Wächter unserer Relaispferde benachrichtigen, daß wir angekommen und daß es Zeit für

ihn wäre, die frischen Pferde hinaufzutreiben. Da dieser Vorgang ungefähr zwei Stunden in Anspruch nehmen sollte, hatten wir somit Zeit genug, uns zu Fuß in den Fluß zu begeben.

Wir traten daher unsere Wanderung an, welche flußabwärts durch ein etwas mehr als 100 m breites, sich allmählich senkendes Thal dahin führte. Zuerst waren es flache Rücken, Vorberge des den Tsoachaub begleitenden Gebirges, einzelne kleine Kuppen und quer vorgelagerte Riegel, welche das Thal begrenzten und es zwangen, sich bald nach rechts, bald nach links zu winden. Weiterhin schlossen sich diese Berge enger zusammen, so daß das Thal oft nur zwanzig Schritt breit war; die Felswände wurden steiler, und die Berge ragten riesenhoch zu beiden Seiten auf. An den Abhängen klebten vielarmige Exemplare des Kandelaberkaktus, welcher sich in seiner Wurzel schon in eine Menge aufwärts strebender, scharfkantiger Stengel theilt, und hier und dort sahen wir die Aloë dichotoma mit kahlem Stamme und kugeligem Blätteraufsatze einsam zwischen den Felsen emporragen. Einzelne riesige Steinblöcke lagen so unvermittelt und anscheinend lose am Abhange oder in der Schlucht, daß man hätte glauben können, sie wären von Cyklopenhänden dorthin geschleudert. Der Boden unter unseren Füßen war tiefer, körniger Sand, in welchem wir Mühe hatten, vorwärts zu kommen.

Als wir um eine letzte Ecke bogen, sahen wir die Kronen dicht belaubter Bäume vor uns, überragt von den violett gefärbten Felsen des jenseitigen Ufers, über denen wieder röthliche Bergkuppen herüberleuchteten. Noch 100 m weiter, und wir betraten ein breites Thal, dessen Boden mit einem saftig grünen Grasteppich bedeckt war. Große breitästige Bäume standen in Gruppen umher, und ein silberhelles Bächlein zog sich hindurch. Pferde und Vieh weideten friedlich durcheinander und belebten das Bild, welches uns Allen einen Seufzer der Erleichterung und Genugthuung entlockte. In Wahrheit! wir konnten uns bei dem Anblick dieser riesigen, schattenspendenden Ana-Akazien, welche in Form und Größe unseren mächtigsten Eichen ähnlich sind, dieses üppigen Graswuchses und klaren Wassers nicht verhehlen, daß hier Kräfte schlummerten, deren Weckung nur auf die Intelligenz und die Arbeitskraft des Kulturmenschen warten, um dem Menschengeschlecht dauernd nutzbar zu werden.

Der Tsoachaub ist hier 200 bis 300 m breit, sein Bett bald steinig, sandig und trocken, bald eine Wiesenfläche mit Gruppen dichter

Bäume, von denen die Ana-Akazie in allen Stadien der Entwickelung, vom kleinen Busch bis zum riesigen Schattenbaume am häufigsten vorkommt. Die Ufer werden durch hohe Granitfelsen gebildet, welche zuweilen in starren Wänden dicht an den Fluß herantreten, bald durch breite, aber steil ansteigende Schluchten gegliedert sind. Diese zu den Uferhöhen anstrebenden Thäler sind anfangs mit Gras bewachsen, weiter hinauf dagegen, wo sie sich verengen, sind sie nur mit Sand und Gerölle bedeckt. An denjenigen Stellen, wo das Flußbett bewachsen ist, tritt auch das Wasser zu Tage, theils in kleinen Bächen fließend, theils durch Menschenhand aufgegraben und in sogenannten putsen — wohl dasselbe Wort, wie unsere deutsche Pfütze — in Löchern von einem bis mehreren Metern Durchmesser nur wenige Centimeter unter dem bewachsenen Boden sichtbar. Die vorher als Gras bezeichnete Bedeckung stellt sich bei näherer Betrachtung als die lockere Vereinigung kleiner bis 25 cm hoher, stacheliger, grüner Büsche dar, welche zusammen mit einer Binsenart, dem sogenannten Riedgras, in Klumpen oder Stühlen beieinander stehen, so daß man beim Gehen von einem dieser faustthohen Klumpen zum anderen schreiten muß, um nicht zu stolpern. Dieses Gras und dieser Busch werden von dem Rind und von dem Pferde, ebenso wie von dem Kleinvieh gern gefressen und haben einen salzigen, saftigen Geschmack. Das Thal des Tsoachaub ist mit seinem Futter ein großes Labsal für die nach Walfischbay gehenden oder von dort kommenden Ochsen, ja es ist eine Lebensfrage für den Frachtverkehr nach der Küste, da es ohne diese Weideplätze im Tsoachaub kaum möglich wäre, die Ochsenfuhren lebend hin und her zu bringen. Wenn erst in einigen Jahren eine Eisenbahn diese Wüste durchqueren und damit den Beginn des Gütertransportes weiter landeinwärts in die grasreicheren Gegenden verlegen wird, dann wird die Menschheit sich kaum denken können, mit welchen Schwierigkeiten der Eintritt in das Damaraland einst verbunden war.

Doch nun zurück zu unseren Erlebnissen. Ich hatte schon gesagt, daß im Flusse Pferde und Vieh friedlich durcheinander weideten. Auf die Rufe des jüngeren Herrn v. François jagte ein dürrer gänzlich unbekleideter schwarzer Junge, mit Namen Kotzebue, mit Steinwürfen und Zurufen vier Pferde aus der Herde heraus und trieb sie dem Eingang der Schlucht, welche wir herabgekommen waren, zu. Aber was waren das für schreckliche Klepper! Mir ahnte nicht Gutes, wenn ich daran dachte, daß wir den besseren Weg hinter uns hatten

und vor uns ein dreimal so weiter Weg mit theilweise tiefem Sande und steilen Höhen lag. Dabei war unsere Karre schon an und für sich schwer und obendrein noch mit vier Menschen beladen.

Wir machten uns nun auf den Rückweg zum oberen Ausspannplatze, wo wir von dem Spaziergange erfrischt, aber auch von dem vielen Steigen im tiefen Sande ermüdet gegen 8 Uhr eintrafen.

Meiburg hatte uns einen Kessel Kaffee gekocht, und wir tranken eine Tasse und genossen ein Stück trockenen Brotes dazu. Es ist eigenthümlich, wie man hier im Lande zu jeder Tages- und Nachtzeit Kaffee trinkt; gleichviel, ob die Sonnengluth noch so heiß, der Durst und das Verlangen nach kühlendem Getränk noch so groß ist, stets wird heißer Kaffee getrunken, und ich glaube wirklich, daß er den Durst löscht, wenn man sich an diesen Genuß gewöhnt hat. Dann ging es wiederum ans Einspannen. Wir bestiegen den Wagen, nahmen unsere Gewehre zwischen die Kniee und fuhren um 8 Uhr, diesmal mit vier Pferden, von dem kahlen Usab fort.

Unser Weg führte aus der Senke, in welcher der Ausspannplatz lag, wieder auf die Ebene hinaus, die im blassen Mondlicht so weiß erschien, als ob sie mit glitzerndem Schnee bedeckt gewesen wäre. Unsere Pferde trappelten flott durch die Nacht dahin, sobald es bergab ging und der Wagen ihnen auf die Hacken zu rollen drohte, ging es jedoch bergan, so ließ ihr Muth bedeutend nach. Ich merkte sehr wohl, daß sie wenig Kraft zuzusetzen hatten, und sah mich bereits im Geiste die Hälfte der Reise auf „Schusters Rappen" zurücklegen. Durch die grelle Beleuchtung wurde es allmählich sehr schwer, den Weg oder vielmehr die Spuren der vor uns gefahrenen Ochsenwagen zu erkennen, und wir mußten zu mehreren Malen absteigen, um uns aus der Nähe zu überzeugen, wo die Hauptspuren liefen. Was uns bei Tage als äußerst mühelos und einfach erschienen war, da die Spuren so offen und deutlich sichtbar wie nur möglich vor uns lagen, war jetzt plötzlich zu einer großen Schwierigkeit und Mühsal geworden. Allmählich gewann ich die Ueberzeugung, daß wir den Weg verloren hatten. Auch Meiburg war ob des Weges unsicher geworden. Wir schleppten uns nun langsam und schwerfällig durch tiefen, körnigen Sand dahin, und während die Brüder François hinten im Wagen eingenickt waren, wachten Meiburg und ich mit bangen Gefühlen. Zu verschiedenen Malen wurde Timotheus, der aufrecht sitzend schlief, gefragt, ob wir auf dem richtigen Wege wären;

er antwortete aber auf eine bloße Frage gar nicht, sondern erst als dieselbe von einigen Püffen begleitet war, fuhr er auf, starrte ins Leere und behauptete, wir wären nicht auf dem richtigen Wege. Meiburg und ich schenkten ihm erst keinen Glauben, sondern hielten ihn für verschlafen; endlich jedoch ergriff ich den jungen Herrn am Kragen und setzte ihn aus dem Wagen heraus auf die Erde. Timotheus war so erstaunt und empört, daß er mir aus seinen großen, schwarzen, altklugen Augen einen Blick zuwarf, ja, einen Blick, in dem sich so viel Zorn und Verachtung ausdrückten, daß ich hätte zittern können, wäre der Besitzer dieser Augen nicht ein solcher Knirps gewesen. Völlig erwacht und im Bewußtsein der Lage bequemte sich Timotheus doch, unseren Führer zu spielen. Er trabte an die Spitze der Pferde und schritt mit seinen kleinen Beinchen flink über die Ebene dahin. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich einen Schatten, der unserem Wagen folgte, und erkannte den Pferdewächter Kotzebue, welcher ganz nackend mit nur einem Fell über dem Rücken hinter uns hergetrabt war, eine recht achtenswerthe Leistung, da wir den ersten Theil des Weges in sehr flottem Tempo zurückgelegt hatten.

Das Ziel, welchem wir von nun an wesentlich beruhigt zustrebten, war Gawieb, wie Usab ein traurig öder Ort mit einem einzigen Baum in einer kahlen Fläche, mit dem auf den Ausspannplätzen üblichen Ochsenmist, ohne Wasser und ohne Gras.

Gegen 11 Uhr hatten wir dies Dorado — als solches mußte es dennoch unseren ermüdeten Leibern erscheinen — erreicht und sanken matt von unserer Karre herab. Unsere Kräfte reichten noch gerade, um die Pferde auszuspannen, ihre Vorderfüße an die Fesseln zu koppeln und sie dadurch am Fortlaufen zu verhindern und sodann unser Gepäck vom Wagen zu schnallen. Als die Decken aber ausgebreitet waren, fielen wir schon halb im Schlafe auf dieselben nieder. Noch einmal wurden kurz die Erlebnisse dieses ersten Tages besprochen, dann trat der Schlaf in seine Rechte.

Die Nacht war erfrischend, aber nicht kühl, so daß ich einen Theil der leichten Schlafdecke wohl gebrauchen konnte, ohne ihn jedoch nöthig zu haben. Der Himmel war klar und wolkenlos. Bald war ich eingeschlafen.

Am anderen Morgen (17. Februar) wurde mit Sonnenaufgang wieder zum Abmarsch gerüstet. Das Zeichen hierzu gab Meiburg,

welcher den Kopf unter seiner Decke herausstreckte und rief: „Kotzebue, loop en haal de paarden!“ Darauf entpuppte sich Kotzebue, nackend wie er war, aus einem Haufen, in welchem er mit Timotheus zusammengeringelt am Feuer gelegen hatte, und schwankte in der Richtung der Berge davon. Seine Toilette hatte darin bestanden, daß er sich mit der Hand über den Kopf fuhr, um den Sand aus der Wolle des Hauptes zu entfernen; daß er ferner sein Schurzfell, welches von ungemein bescheidenen Dimensionen war, zurecht zupfte und sich sodann mit den Knöcheln beider Hände durch die Augen wischte. Damit war Herr Kotzebue gewaschen, frisirt und angezogen gewesen. Wie wenig Zeit und Mühe diese Naturmenschen doch auf die Pflege ihres Aeußern, diese Hauptbeschäftigung ihrer kultivirten Brüder, verwenden!

„Timotheus, maak de eisa!“ rief Meiburg jetzt, und Timotheus begann, ohne sich zu erheben, das halberloschene Feuer durch Blasen anzufachen. Nachdem einige trockene Ochsenfladen darauf gelegt waren, loderte das Feuer bald wieder auf; der Kaffeekessel, welcher nur einen Schritt davon stand, wurde darauf gesetzt, und Timotheus lagerte sich auf untergeschlagenen Beinen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, hielt die Hände vor das Feuer und machte mit dem zur Seite gewendeten Kopf ein furchtbar blasirtes Gesicht. Nach fünf Minuten war der Kaffee warm, nach weiteren fünf Minuten kam Kotzebue mit den Pferden, wir packten unsere Sachen zusammen, Meiburg schirrte die Pferde an — wir waren reisefertig!

Die Landschaft, welche gestern Abend wie eine gleichförmige Ebene erschienen war, zeigte sich in den ersten Sonnenstrahlen wieder als leicht gewellt zu unserer Rechten, während links von uns grauweiße Berge in mehreren Reihen hintereinander lagerten. In ihnen hatten wir wiederum das Ufergebirge des Tsoachaub erreicht. Vor uns lag eine hohe Masse von Bergen, welche sich bis in weite Ferne auszudehnen schien und das Witwater-Gebirge genannt wird. In direkt östlicher Richtung hatten wir die Rothen Berge vor uns und in nordöstlicher Richtung senkte sich ein erst breites und dann sich allmählich verengendes Thal dem Revier des Tsoachaub zu. Dieses Thal fuhren wir hinab und fanden das linke Ufer des Flusses hier sehr viel flacher, als es bei Usab gewesen war.

Der Thalzug stellte sich als ein wohl 600 m breiter Streifen einer aus herrlichen Wiesenflächen mit prächtigen Baumgruppen bestehenden

Parklandschaft dar. Das jenseitige Ufer war von steil ansteigenden, rothen Granitfelsen gebildet, riesig, massenhaft und kahl, nur von einzelnen Aloën bestanden. Diese Aloë, eine andere als die bei Usab erwähnte Aloë dichotoma, welche hier auch vorkommt, muß als eine typische Pflanze der felsigen Abhänge des Damaralandes bezeichnet werden, denn sie ist überall und meistens in großer Menge zu finden.

Abhang mit Aloës.

Den Eindruck, den diese Aloë macht, ist der einer Zierpflanze, welche auf eine Säule gestellt ist. Ihr mit Schuppen besetzter 1 bis 2 m hoher Stamm erscheint von ferne gesehen wie eine Säule von etwa 25 cm Durchmesser; auf dieser sitzt dann eine breite, sich nach oben verjüngende Krone aus dicken stachligen Blättern, und aus dieser Blätterkrone wiederum wächst an einem langen Stengel eine wie ein mehrarmiger Leuchter nach oben strebende Blüthe, welche leuchtend roth oder zuweilen auch gelb blüht. Man kann sich denken, wie hübsch solche Abhänge erscheinen, an denen zwischen frischem Grün und glänzend weißen Quarzstreifen unzählige rothe Blüthen der Aloë leuchten.

Nach einer anstrengenden Fahrt durch den tiefen Flußsand erreichten wir das jenseitige Ufer und damit die Wasserstelle Ried. Diese

liegt nicht auf den rechten Uferhöhen, sondern noch im Flußbette zwischen einigen Anabäumen, in einem Hain der schon erwähnten Cypressenbüsche, auf dem mit Riedgras dicht bewachsenen Boden. Es war 9 Uhr, und wir spannten aus, um den Pferden eine Stunde Rast zu gönnen und sie zu tränken.

Um 10 Uhr wurde weiter gefahren an dem nördlichen Ufer entlang, wo der Weg in tiefem Sande unmittelbar unter den steilen Bergabhängen dahinführte. Rechts vor uns lag das breite grüne Flußbett, in welchem einzelne Gruppen dichter Bäume standen, und hinter diesen, am linken Flußufer, erhob sich das Gelände wieder allmählich, bis es von flachen Kuppen in spitze Kegel überging.

Wir überschritten dann wieder den Tsoachaub an einer Stelle, wo die Ränder des Flußbettes mit hohem Schilf und Dave-Büschen bestanden waren, die Mitte aber in einer Breite von 200 m aus tiefem Kiessande mit großen zerstreut liegenden Steinen bestand, durch welchen wir nur mit Anstrengung hindurchwateten. Um so schöner war das jenseitige Ufer. Ein dichter Hain von wilden Ricinusstauden mit röthlichen Stengeln und Blüthen, von breitblätterigem, blaugrünem Tabak mit hellgelben Dolden, überragt von einem herrlichen, schattenspendenden Baldachin breitästiger Anabäume, darunter ein saftig grüner Rasenteppich und ein Gärtchen, welches zwar verwildert aussah, aber doch mit dem Schmuck einer hohen, schlanken Dattelpalme bezeugte, daß Menschenhand und Schönheitssinn vor Zeiten hier gewaltet hatten! Wir hatten Salem erreicht, und es war Zeit, daß Schatten und Kühle uns umfing, denn es war Mittag geworden, und die Sonne, welche uns vom frühen Morgen an ungehindert beschienen hatte, war so glühend heiß, daß wir wie in Schweiß gebadet waren. Die Sehenswürdigkeiten von Salem waren nicht besonders erhebend, sondern bestanden nur in einigen halb zusammengefallenen Eingeborenenhütten aus Stroh und Reisig und einem Hause, dessen Wände vielleicht 5×3 m umschlossen, dessen Dach jedoch kaum noch eine Erinnerung genannt werden konnte. Es war das sogenannte Missionshaus, in welchem vor zwölf Jahren der uns aus Walfischbay bekannte Missionar Böhm gewohnt hatte. Als Seelsorger einer versprengten Schaar Zwartbooi-Hottentotten hatte er hier einige Jahre gelebt, bis seine kleine Gemeinde sich weiter nach Norden in das Kaokofeld zog. Die Spuren seines Waltens sind die friedliche Dattelpalme und die verwilderten Reste von Ricinus und

Tabak. Salem ist durch die Menge seiner riesigen Anabäume, durch sein frisches Gras und sein stets offen fließendes Wasser einer der hübschesten und fruchtbarsten Theile des Tsoachaub. Von kleinen Felskuppen umrahmt, erweitert sich das Thal am linken Ufer um etwa 200 m und ist nur sehr wenig über das Niveau des Flußbettes erhoben; der Boden ist, wo nicht Riedgras und jenes schon erwähnte Kraut wächst, mit losem Sande bedeckt. Durch die tiefe Lage des Flußthales zwischen hohen Gebirgen ist das Klima von Salem ein sehr warmes und mag wohl auch hin und wieder Fieber erzeugen; desto günstiger ist es jedoch für den Anbau aller solcher Pflanzen, welche wie Baumwolle und Tabak, Datteln und Mandeln, Apfelsinen und Weintrauben einer hohen Temperatur und geschützter Lagen bedürfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle eben genannten Pflanzen hier gedeihen und auch einen sehr selten und auch dann ganz gelinde auftretenden Frost vertragen würden; die Versuche des Anbaues dieser Gewächse sind, wenn auch vereinzelt, so doch mit Erfolg an anderen Stellen gemacht worden. Ich will hier nur kurz erwähnen, daß eine Berieselung, wie sie in diesen regenarmen Gegenden unbedingt nöthig ist, bei Salem leicht zu erreichen wäre, indem man das Wasser einige Hundert Meter oberhalb sammelte, im spitzen Winkel vom Flusse ab auf das Seitengelände leitete und von hier aus durch senkrecht oder diagonal laufende Gräben die eigentliche Berieselung des bebauten Landes vornähme. Auf alle Fälle könnte die Wildniß von Salem mit wenig Arbeit in ein ertragreiches Paradies umgewandelt werden. Aber wann wird das geschehen?

Ach, wie wohlig streckten wir die Glieder im Schatten der Anabäume aus, wie herrlich war die Kühle nach dem fast vierstündigen Marsche in der Sonnenhitze und in tiefem Sande! Auch unseren Pferden war eine Ruhe von drei Stunden gegönnt, die sie gewiß mit dankbarem Herzen annahmen, während wir die letzte Büchse Frankfurter Würste angriffen, den letzten beiden Flaschen Bier den Hals brachen und dann wieder zu dem schwarzen Kaffee übergingen. Durch einen kurzen Schlaf in dem kühlen Schatten wunderbar erquickt, machte ich mich um 3 Uhr auf, um durch einen Spaziergang dem Wagen einen Vorsprung abzugewinnen.

Der leidlich gut zu erkennende Weg führte mich zuerst am Tsoachaub entlang und bog dann nach rechts über rothe Granitplatten in ein breites Thal hinein, welches, zu beiden Seiten von hohen Felsen begleitet, in

südöstlicher Richtung lief. Die Sonne stand schon etwas hinter mir und beleuchtete grell den Granit, auf welchem die Glimmerplättchen glitzerten, die Streifen weißen Quarzes, die an den Wänden hinauf- und hinabstiegen, schneeig glänzten. Dunkelblaue Schatten warfen die Kegel auf die der Sonne abgewandte Seite, und ihre riesigen Formen sowie ihre grellen Farben wurden hierdurch noch mehr herausgehoben. Mein Pfad führte hinauf und hinab über gewölbte Platten, bald rechts an die Berglehne herantretend und dann mit weiß und rothem Gerölle bedeckt, bald wieder sich in das tiefsandige Rinnsal senkend und in diesem einige Hundert Schritte entlanglaufend. Allmählich aber wurde das Thal immer enger, die Wände steiler und der Schatten dunkler; ich mußte nun unaufhörlich in tiefem Kiessande waten, ohne daß die Aussicht auf das Ende dieser Wanderung nahe gewesen wäre. Gegen 7 Uhr mit der eintretenden Dunkelheit erreichte ich nach einem letzten steilen Anstiege wieder die Hochebene und damit harten Boden.

Ich erwartete hier die Karre und bestieg dieselbe in der Annahme, daß unsere Pferde kaum müder sein konnten, als ich es war. Wir kamen auch auf ebenem Boden noch im leichten Trabe und bergab im Galopp vorwärts, aber bergauf war die Fahrt für uns eine Pein und für die Thiere eine Quälerei. Der im Allgemeinen ebene und harte Weg war durch eine Unzahl von Thälern und Schluchten durchschnitten, deren steile, mit Geröll bedeckten Gehänge zuweilen mit scharfen Biegungen hinab und hinauf befahren werden mußten. Die Pferde waren nicht mehr im Stande, die Karre aufzuhalten, und liefen daher, so schnell sie nur konnten, um die unangenehme Berührung der Fesseln mit dem Wagen zu vermeiden. Kamen wir also an einen Abhang, so gab es einige Sekunden Zeit und einen kräftigen Ruck mit den Zügeln, um die Richtung, die wir nehmen wollten, zu entscheiden und die Pferde dorthin herumzuwerfen, — dann ging die wilde Jagd den Abhang hinab. An ein weiteres Lenken war nicht mehr zu denken, wir waren rettungslos dem Zufall preisgegeben. Wir setzten uns daher fest nieder, hielten uns mit beiden Händen am Sitze, legten den Oberkörper nach hinten über und klemmten unsere Gewehre zwischen die Oberschenkel. So flogen wir über Stock und Stein, einmal mit einem heftigen Krach seitwärts an einen Felsblock geschleudert, ein anderes Mal mit einem Rade hoch über einen Stein rollend, so daß wir glaubten, umschlagen zu müssen; dann wieder sprangen die Räder mit einem fürchterlichen Ruck einen

Absatz von einem halben Meter Tiefe hinab. Endlich war der tiefste Punkt erreicht, und die Karre stak im tiefen Sande, aber die athemlosen Pferde mußten sofort weiterziehen, da es ihnen einige Minuten später viel schwerer geworden wäre.

Der Mond leuchtete und der Himmel war sternenklar, die Luft durchaus nicht drückend, denn ein leichter Windhauch zog über uns dahin. Es war todtenstill, noch immer war kein Baum und kein Busch zu sehen, dessen Zweige und Blätter der Abendwind hätte bewegen können. Die Gegend war jetzt ein breites Thal, aus welchem zu beiden Seiten bald auf 100, bald auf 1000 m Entfernung hohe Berge unvermittelt aufstiegen. Erst waren es einzelne Kuppen gewesen, und gegen Norden hatte sich die Ebene leicht gesenkt, um in Thälern nach dem Tsoachaub zu verlaufen, dessen Flußbett man wie einen schwarzen Schattenstreifen zwischen den diesseitigen und jenseitigen Gebirgszügen angedeutet sah. Weiter hinauf verschwanden aber die Kuppen zu beiden Seiten unseres Thales, und zusammenhängende Höhenrücken, rechts südlich die Roode-Berge, links die den Tsoachaub begleitenden Felsen zogen in gleicher Richtung mit uns gegen Nordost.

Nach einer kurzen Rast, die wir den durch die häufige Wiederholung der anstrengenden Thalfahrt ermüdeten Leuten und Pferden gegönnt hatten, fuhren wir auf etwas besserem Wege weiter. Wir waren Alle, Mensch und Thier, sehr ermüdet, so daß wir Reisenden, wohl nur mit Ausnahme des Kutschers, dem Schlafe nachgaben. Mit Freude begrüßten wir um 12 Uhr ein etwas besseres Grasfeld — wir spannten aus, und sofort sank Mensch und Thier auf den harten Boden in den unwiderstehlichen todähnlichen Schlaf der Ermattung.

Viertes Kapitel.

Von Tsaobis nach Otjimbingue.

Die Wilhelmsfeste von Tsaobis. — Die Eingeborenenstämme des Schutzgebietes. — Hendrik Witbooi und die Truppenhunde. — Nach Otjimbingue. — Im Kommissariat. — Zur Geschichte der deutschen Schutzherrschaft. — Bei Hälbichs. — Ein Besuch bei Zacharias Zerana.

Am Morgen des 18. Februar wurde früh aufgebrochen, und mit den letzten Kräften der Pferde erreichten wir nach zweistündiger Fahrt einen quer vor uns liegenden Gebirgsriegel, welcher wieder aus riesigen Blöcken rothgelben Granits zusammengesetzt erschien. Diesen durchschritten wir auf engem, gewundenem und steinigem Pfade und blickten sodann in eine weite Landschaft hinaus. Rechts setzte sich das Gebirge, weit zurücktretend, fort, links begrenzte die Fernsicht das Khusgebirge auf der nördlichen Seite des Tsaochaub, dessen Thalweg man jetzt bei Tage an den grün belaubten Kronen seiner Bäume erkannte, während sich in nordöstlicher Richtung ein zerrissenes Gebirgsland, in der Ferne in eine Hochebene auslaufend, erstreckte. Vor uns lag ein von Süd nach Nord dem Tsaochaub zulaufendes trockenes Flußbett, an dessen jenseitigem Ufer eine gleichmäßig sanft ansteigende Fläche sich erhob.

Meiburg deutete mit der Peitsche auf einen dunklen Punkt an diesem Hange, welcher sich über den Kronen einiger Bäume abhob, und sagte zu mir: „Das ist Tsaobis!“

Wie vor Usab, konnte ich nur fragen: „Was?“; denn mir diesen dunklen Punkt als Tsaobis vorzustellen, war mir wiederum nicht möglich.

Daß Tsaobis ursprünglich auch nichts Anderes gewesen war als eine Wasserstelle, das war mir wohlbekannt; dagegen wußte ich auch,

daß die Kaiserliche Schutztruppe, welche seit dem Juli 1889 im Schutzgebiete weilte, sich seit dem Oktober 1889, also seit fast 1½ Jahren, hier festgesetzt hatte. Ich konnte doch nicht annehmen, daß dieser Fleck das einzige Wahrzeichen achtzehnmonatlicher Thätigkeit von fast 50 Mann sein sollte. Aber Geduld! Schon wurde auf dem besagten dunklen Fleck etwas Weißes sichtbar! Wie ich hörte, war dieses das Banner des Deutschen Reiches, welches uns seinen Willkommensgruß entgegenflatterte.

Voller Erwartung trabten wir die Anhöhe hinan und sahen denn auch wirklich eine Art von Ansiedlung, die aus einigen Bienenkorbhütten und Dornenhecken, welche als Viehgatter hier Kraale genannt werden, bestand, und einen Garten zu unserer Linken, in welchem einiges Gemüse üppig gedieh. Unter hohen Bäumen hindurch, über das sandige Bett eines kleinen Flusses fuhren wir eine Anhöhe hinauf, wo auf kleiner Plattform die sogenannte Wilhelmsfeste, die Burg von Tsaobis, stand. Ein Haufen roher, unverbunden aneinandergeschichteter Felssteine, ein Gebäude, roh, unregelmäßig und gedrückt in der Form und unfreundlich — denn außer einer Thüre hatten die Wände nur winzige Schießscharten —, aber fest, sehr fest, so war diese erste deutsche Zwingburg im fernen Süden. Ein Kritikus hat diesen Bau einmal als eine Räuberhöhle bezeichnet und dadurch den Zorn der Erbauer auf sich geladen, aber ich muß sagen, daß, wenn mit dieser Benennung auch keine Schmeichelei verbunden war, so doch der Nagel auf den Kopf getroffen wurde. Auch ich hatte beim ersten Anblick der Feste von Tsaobis Gedanken, welche sich kurz in dem Ausdruck „Räuberhöhle" hätten zusammenfassen lassen.

Als wir auf der kahlen Fläche vor der Feste hielten, kam der Unteroffizier der Schutztruppe Kallweit, welcher früher bei den Gardes du Corps gedient hatte, auf den Lieutenant v. François zu und meldete diesem die Besatzung von sechs Mann. Es waren lauter große und kräftige Leute, welche mit wenigen Ausnahmen in der Garde gedient hatten. Sie strotzten alle von Gesundheit und waren tiefbraun verbrannt, aber man könnte nicht behaupten, daß ihre Kleidung reinlich oder gefällig ausgesehen hätte.

Nach diesem dienstlichen Empfange auf der Wilhelmsfeste zu Tsaobis betraten wir das Innere der Feste, einen kleinen Hof, auf welchen die Thüren der einzelnen Wohnräume mündeten. Hier liefen die Hühner und

eine Unmenge großer und kleiner Hunde umher, während in einer Ecke eine kleine Menagerie eingerichtet war, welche einen grauen Schakal, einen Luchs, ein Stachelschwein, eine Eule und einen Falken aufwies. Diesem wilden Gethier entsprechend, war denn auch der Geruch in der Feste dem in einem Raubthierhause nicht unähnlich. Trotzdem war unser Appetit rege, und wir begrüßten mit Freuden den Blecheimer, in welchem uns ein Reiter der Schutztruppe dicke Reissuppe brachte. Und wie beglückt waren wir erst durch eine Pfanne deutscher Beefsteaks! Dazu gab es Kaffee und frisch gebackenes Brot, soviel man haben wollte. Ein besonderer Genuß war für uns die Milch, welche zwar in sehr geringer Menge vorhanden war, aber doch eine sehr willkommene Abwechselung bot, nachdem wir auf der Reise nur schwarzen Kaffee genossen hatten. Zum ersten Male trat mir die befremdende Thatsache entgegen, daß in diesem Lande der Viehzucht, wo man unwillkürlich an einen Ueberfluß von Milch und Butter glaubt, diese Erzeugnisse gerade zu den seltenen Artikeln gehören. Später erfuhr ich es selbst, daß man wohl 100 Kühe besitzen kann, aber doch kaum Milch für den Kaffee, geschweige denn zum Buttern übrig hat.

Als wir nach unserem Mittagsmahle uns gründlich gewaschen und die zweite Garnitur Leibwäsche angezogen hatten, machten wir einen kleinen Rundgang. Da war erstens am Fuße des Hügels, unmittelbar an der Quelle, ein ungefähr ein Morgen großer Garten, in dem zwischen Gemüsen aller Art der Opuntien-Kaktus und ein Oleanderbusch üppig gedieh; besonders schön und reichlich waren die Tomate und alle Kohlarten vertreten. In der Nähe der Quelle lagen auch die Werften einiger Bastards, unter ihnen die des Lukas Beukes, eines braunen, untersetzten Fünfzigers mit krausem, leicht ergrautem Haar und Knebelbart. Lukas besaß einen Ochsenwagen, zwei Gespanne zu je 16 Ochsen, annähernd 100 Rinder und an 200 Ziegen und Schafe, dazu eine ungeheuer dicke Frau, mehrere lebenslustige Töchter und, wie die böse Welt behauptete, sehr viele Schulden. Er war sehr schlau, ungemein witzig und hatte ein recht manierliches Wesen, welches er sich durch seinen häufigen Umgang mit Europäern angeeignet hatte. In früheren Jahren, als die Jagd noch einträglich war, war Lukas alljährlich ins Jagdfeld gezogen und hatte Elefanten und Strauße in Mengen abgeschlachtet, jetzt war er ruhiger geworden, und der ganze Rest der Herrlichkeit jener Tage waren ein paar gute Pferde. Wir besuchten Lukas auch in seiner Laubhütte,

deren ganze Einrichtung in einer Wagenkiste und der sogenannten Kattel bestand. Diese Kattel dient fast bei allen Einwohnern des Landes als Bettstelle und Matratze und besteht aus einem Holzrahmen von 2 m Länge und 1 m Breite, welcher mit Ochsenriemen bespannt wird. Zur Reise im Ochsenwagen wird diese Kattel im vorderen Theile des Wagens, auf den Seitenbrettern ruhend, angebracht, während man sie in der Hütte oder im Hause auf Kisten legt. So besteht die Einrichtung eines Bastards ebenso wie die eines umherziehenden Weißen meist nur aus der Kattel, der Vorderkiste des Wagens, ein oder zwei selbstverfertigten Stühlen, dem Handwerkszeug und dem Kochgeräth.

Vor der Hütte war ein kleines Feuer angemacht, neben welchem die Frau des Lukas in ihrer ganzen umfangreichen Behäbigkeit hockte. Hinter der Hütte stand der Wagen, und rechts und links befanden sich die Viehkraale — das war Alles, was Lukas Beukes sein eigen nannte.

Lukas hat ebenso wenig wie die anderen auf Tsaobis wohnenden Bastards irgendwelche Gartenanlage gemacht, sondern ist reiner Viehzüchter geblieben. Die Eingeborenen, gleichviel ob Mischlinge, Damaras oder Hereros, setzen wohl einmal kurz vor der Regenzeit einige Maiskörner oder Kürbiskerne in den leicht aufgeworfenen Boden; wenn aber nach drei Monaten geerntet worden ist, hört jede Gartenarbeit auf, und Mais und Kürbis sind in wenigen Wochen vertilgt. Es wäre leicht, das ganze Jahr über Kartoffeln, Zwiebeln, Mais und alle Gemüsearten zu ziehen, wenn man nur die nöthige Mühe und Sorgfalt darauf verwendete, aber alle Mischlinge und reinen Eingeborenen sind hierzu zu träge, und die Leute der Schutztruppe wechseln zu oft ihren Posten, als daß das dauernde Interesse, zu pflanzen und zu ernten, vorhanden sein könnte. Zur Anlage von Feldern ist das Gelände bei Tsaobis ganz ungeeignet, da die Hügel nur steinigen Boden mit spärlichem Gras besitzen und das Flüßchen in seiner Thalmulde nur ganz schmale Streifen nutzbarer Erde bildet.

Die Quelle von Tsaobis ist das zu Tage tretende Wasser eines unterirdischen Sammelbeckens, welches im Boden des Flußlaufes durch eine Felsbarre gebildet wird. Erfahrungsmäßig versiegt diese an der Oberfläche 1 qm weite und wenige Centimeter tiefe Wasserlache bei reichlichem Verbrauch von Wasser schnell, so daß eine Ansiedelung von mehreren Familien mit größeren Viehherden unmöglich erscheint, solange

nicht die Tiefe des Sammelbeckens fachmännisch untersucht und die Ausnutzung durch Pumpwerke oder Aufarbeitung sichergestellt ist.

Auf der anderen Seite der Feste von Tsaobis liegt die Werft der Berg-Damaras, welche bei der Truppe als Arbeiter und Viehwächter angestellt sind. Auch hier sieht man die bienenkorbartigen, Pontoks genannten Hütten aus Zweigen, welche mit Laub und Gras bedeckt sind.

Berg-Damara-Hütte.

Im Innern fehlt selbst die Kattel und die Kiste, welche den einzigen Hausrath der Bastardhütte bilden, und nur ein kleines Säckchen aus dem Fell einer geschlachteten Ziege birgt die Schätze der Bewohner.

Es mag hier am Platze sein, einige erläuternde Worte über die verschiedenen Eingeborenenstämme des Landes zu sagen, da ich deren Namen bereits alle mehrfach erwähnt habe.

Ich beginne mit den Berg-Damaras, als den nach allgemeiner Anschauung ältesten Einwohnern des Landes. Dieselben sind wahrscheinlich Neger, welche der großen Familie der centralafrikanischen Neger entstammen, aber durch Jahrhunderte der Abgeschiedenheit von

diesen, durch schlechte Ernährung und dadurch, daß sie von den Hottentotten Generationen hindurch unterjocht waren, ihre ursprünglichen Stammeseigenthümlichkeiten verloren haben. So sprechen die Damaras jetzt die Sprache der Hottentotten, das Khoin-Khoin, wie die Sprachforscher es nennen, und Namaqua, wie man allgemein im Lande sagt, eine Sprache, welche in ihrer Zusammensetzung und mit ihren vielen Schnalzlauten so eigenartig ist, daß es kaum denkbar ist, daß zwei so verschiedene Rassen, wie die rothen Hottentotten und die tiefschwarzen Berg-Damaras es sind, ursprünglich dieselbe Sprache zu eigen gehabt haben sollten.

In früheren Zeiten, welche genauer zu bestimmen, die Geschichte Afrikas nicht alt genug ist, waren die Berg-Damaras die Herren des Landes und lebten von Viehzucht und Jagd in dem heutigen Damaraland zwischen dem Tsoachaub und dem Kunene, bis die Hereros, ein Bantustamm von naher Verwandtschaft mit den Zulukaffern und Matabeles und daher auch jetzt noch vielfach Kaffern genannt, in großen, kriegerisch organisirten Horden aus dem Nordosten kamen und die Berg-Damaras nach dem Süden verdrängten. Die Flüchtlinge zogen in das heutige Groß-Namaland, wo sie dann von den mit Feuerwaffen aus der Kapkolonie nach Norden ausweichenden Hottentottenstämmen unterjocht und ihres letzten Eigenthums sowie ihrer Rasseeigenthümlichkeiten beraubt wurden. Dieser Zustand völliger Knechtschaft muß schon längere Zeit gewährt haben, denn sonst wäre es nicht möglich, daß auch die geringste Spur der eigenen Mundart unter den Berg-Damaras verloren ging. Im Laufe der Zeit haben sie sich sodann ganz zersplittert und wohnen jetzt vereinzelt auf hohen unzugänglichen Bergen, wie dem Erongo-Gebirge westlich von Omaruru, dem Brandberge am Ugab-Flusse, in dem Kuisib-Gebirge und den Awas-Bergen, bei Windhoek und endlich in den Flächen nördlich des Hererolandes. Nur eine einzige Stammesniederlassung auf einer Missionsstation giebt es, nämlich in Okombahe am Omaruru-Flusse, wo die Berg-Damaras unter ihrem Häuptling Cornelius fleißig und in guter Zucht und Sitte sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuen. Alle übrigen sind im Lande zerstreut und dienen als Hausssklaven bei den Hereros, den Hottentotten und den wenigen Weißen und Mischlingen. Aeußerlich sind die Berg-Damaras von mittlerer Größe, kräftigem Wuchs, tiefschwarzer Hautfarbe, von stumpfem, theilnahmlosem Ausdruck des Gesichts, in dem die platte Nase

und die wulstigen Lippen den echten Neger verrathen. Weder Frauen noch Männer zeichnen sich durch Schönheit aus, nur die kraftvollen Gestalten der Männer erregten hier und da meine Aufmerksamkeit; dagegen findet man oft eine geradezu affenartige Häßlichkeit, welche besonders bei den mageren, runzeligen Körpern der alten Leute abschreckend wirkt, ohne daß jedoch die kleinen Kinder mit furchtbar dicken Bäuchen, einem Nabel, welcher mehrere Centimeter weit hervortritt, triefenden, verklebten Augen, sehr viel appetitlicher ausgesehen hätten.

Ebenso schwarz wie die Berg-Damaras, aber sehr viel größer, schlanker und besser gebaut sind die Hereros. Sie wohnen wohl 50 000 an der Zahl mit mehr als einer halben Million Rindern und Kleinvieh im Herzen des eigentlichen Damaralandes, von Tsoachaub bis an den Water-Berg, im Westen von dem Kaoko-Felde, in dem sie allerdings nur vereinzelt vorkommen, im Osten bis an den Einfluß des Omuramba-Omatako in den Okavango und bis an die Ostgrenze der Omaheke. Sie treiben Viehzucht in großem Stile und üben die Jagd nur gelegentlich aus, obgleich sie in früheren Jahren die großen Jagdzüge der Schweden Anderson und Ericson mitgemacht haben; in Wahrheit sind sie in allen ihren Neigungen friedlich und häuslich wie ein rechtes Hirtenvolk.

Die dritte reine Eingeborenen-Rasse im Schutzgebiet sind die Hottentotten, über deren Ursprung die Wissenschaft noch im Zweifel ist. Während nämlich die Einen behaupten, die Hottentotten wären Insulaner mongolischer Abkunft, worauf die rothgelbe Hautfarbe, die vorstehenden Backenknochen und die schiefliegenden Augen schließen lassen, halten sie die Anderen für die Ureinwohner Südafrikas. Soviel wir wissen, wurden sie von den holländischen Einwanderern am Kap der guten Hoffnung als die einzigen Eingeborenen angetroffen und sind wohl ein halbes Jahrtausend mit Bestimmtheit als dort heimisch anzusehen. Sie sind von kleiner schmächtiger Statur, oft jedoch sehr muskulös, von gelblicher Hautfarbe, welche bei denjenigen des Stammes, die ihr Gesicht durch einen breitkrämpigen Hut beschatten und Kleider tragen, bis zum europäischen Weiß erblaßt, aber niemals das rosige gesunde Aussehen der weißen Rasse zeigt, und welche andererseits bei den in ursprünglicher Nacktheit Umhergehenden sich bis zum Kupferbraun verdunkelt. Diese letztere Schattirung ist aber zweifellos dem Einfluß der Sonne und des Schmutzes zuzuschreiben, da in den Falten der Haut

Alter Berg-Damara.

und unter den Armen die Haut bedeutend heller ist. Der Schmutz dieser Hottentotten ist ekelerregend, und ich glaube nicht, daß das Waschen des Körpers bei ihnen bekannt ist.

Die Hottentotten werden in ganz Südafrika zum Unterschied von den Negern und Kaffern die rothe Nation genannt; als eine Abart von ihnen, welche mir stets von den Eingeborenen als versprengte Hottentotten bezeichnet worden ist, obgleich die Wissenschaft dies bestreitet, sind die Buschleute, ein äußerlich in Gestalt und Hautfarbe von den Hottentotten ebenso wenig wie in der Sprache verschiedener Stamm.

Ich komme im Verlaufe dieser Aufzeichnungen noch häufiger auf die ethnographischen Verhältnisse des Schutzgebietes und besonders auf die Hereros und die Hottentotten zurück und wende mich daher jetzt wieder unseren Erlebnissen auf Tsaobis zu.

Den Nachmittag des Tages unserer Ankunft in Tsaobis benutzte ich dazu, mir diese Burg der deutschen Herrschaft in Südwestafrika von außen und innen genau anzusehen und mich mit ihrem Bau und all den kleinen winkligen Räumen ihres Innern bekannt zu machen. Ich gewann sofort den Eindruck, daß dies für das Auge unschöne, kunstlose Bauwerk seinen Schöpfern alle Ehre macht. Der Bau ist zweifellos mit großer Mühe und großem Fleiße bewerkstelligt worden. Die großen Feldsteine, oft 1/4 qm umfassend, mußten mehrere Hundert Meter weit getragen werden. Unbehauen und ohne Bindemasse sind sie aufeinander gefügt worden. Ueber die bis 3/4 m dicke Mauer wurden Balken aus dem Holz der Giraffen-Akazie gelegt, und über diese wiederum eine Schicht von Schilfröhricht gedeckt. Die Fugen und Ritzen in den Mauern sind mit kleinen Steinchen ausgefüllt, über welche dann später eine Masse, aus Kuhdung und Sand gemischt, gestrichen wurde. Diese spinatfarbige Verzierung der Wände erhöht ihre Schönheit nicht und hat auch wohl wenig Zweck; aber der Kuhdung ist ebenso wie seine Lieferanten und Fabrikanten ein so wichtiger und beliebter Gegenstand in diesem Lande, daß man dem Enthusiasten wohl vergeben kann, wenn er den Theil, und sogar diesen Theil, für das Ganze verehrt. Der Kuhdung vertritt in diesem Lande der Ochsenvergötterung in manchen Häusern oder Hütten sogar das fehlende Parket, indem nämlich der Kuhdung aufgeweicht und mit Sand vermischt auf einen festgestampften Boden gestrichen wird, wo er sich durch die Trockenheit der Luft so erhärtet, daß er schließlich wie Cement ist.

Im Innern der Feste bestehen die Wände der an die Außenmauer angefügten Wohnräume aus dünneren Mauern, zum Theil sind sie sogar nur aus alten Kistendeckeln zusammengefügt. In den einzelnen kleinen Räumen, die den hier stationirten Mannschaften der Truppe zur Wohnung dienen, hatte ich überall Gelegenheit, den praktischen Sinn des deutschen Soldaten kennen zu lernen. Aus dünnen Brettern und Ochsenriemen

Gruppe von Reitern der Schutztruppe.

hatten sie sich Bettstellen, Tische, Schemel und kleine Wandschränke gezimmert. An den rohen, verschmierten Wänden waren spiralförmige Gehörne der Kudu-Antilope, die geraden fast 1 m langen Hörner des Gemsbockes und die kleinen lyraförmigen des Springbocks angebracht, dazwischen hingen Schlangenhäute und Leopardenfelle, während auf dem einen oder anderen Bette eine große Decke von 40 grauen Schakalpelzen, von den eingeborenen Frauen sehr kunstfertig zusammengenäht, lag. An sonstigem Zierrath waren eine Unmenge buntgedruckter Frauenköpfe, welche auf englischen, amerikanischen und deutschen Waaren vielfach als Reklame angebracht sind, und eine grellbunte Kattungardine, zur Um-

hüllung einer Garderobe, vorhanden. In den Vorrathsräumen standen Mehl-, Reis- und Kaffeesäcke, Biskuitfässer, große Ballen von Tuch und Kattun, Kisten mit fertigen Hemden, Stiefeln, Tüchern, Pfeifen und Tabak, welcher in der zu Platten gepreßten amerikanischen Form, Cavendish genannt, in ganz Südafrika am gangbarsten ist, und endlich eine große Auswahl von Lebensmitteln, wie dänische Büchsenbutter, am Kap verfertigtes Mus aus Früchten aller Art, jam genannt, Thee, amerikanischer Speck, Braunschweiger Wurst in Büchsen, Zucker, meist braun oder gelblich und grobkörnig, in Natal oder auf der Insel Mauritius gewonnen, Gemüsekonserven, amerikanisches Schweineschmalz in Blasen und kondensirte Milch in kleinen Büchsen. Auch die Auswahl in Getränken war reichhaltiger, als man an diesem entlegenen Punkte des Globus erwarten konnte, und ließ auf großen Durst und gute Bezahlung der Schutztruppe schließen. Hier waren an 100 Kisten des verschiedensten Flaschenbieres, daneben Kapscher Wein in Fässern und Flaschen, heimathlicher Mosel- und französischer Rothwein und Schnäpse vom dreisternigen Hennessy-Kognak bis zu dem im Lande sehr beliebten holländischen Gin und dem gewöhnlichen Rum.

Zum Einzelverkauf aller dieser Schätze war ein kleiner Laden hergerichtet, welchen besonders der weibliche Theil der Einwohner von Tsaobis gern aufsuchte, und in dem dann im Gespräch und Geschäker mit dem verkaufenden Reiter der Schutztruppe manches Viertelstündchen angenehm verstrich. Denn wahrhaftig! Langeweile mußten die Beschützer von Tsaobis haben, da wenig oder gar keine Arbeit zu verrichten war, nichts vorfiel, was die Eintönigkeit ihres Daseins unterbrach und die Eingeborenen sich mit Ausnahme einiger junger Schönen und des alten Lukas Beukes durchaus nicht zum Umgang eigneten.

Am Abend kamen die Viehherden blökend und meckernd zum Wasser und wurden sodann in den Kraal getrieben. Nachdem die Sonne gesunken war, begab sich Alles in der Feste und in der Hütte zur Ruhe. Auch wir Gäste kehrten, nachdem wir eine Weile einem nächtlichen Festtanze der Berg-Damaras zugeschaut hatten, in die Burg zurück, nahmen unser Abendbrot, bestehend aus einer Milchsuppe, Brot, Butter und kaltem Fleisch, auf Zinntellern an dem wackeligen Feldtisch ein und erzählten uns noch einmal unsere gegenseitigen Beobachtungen. Ich muß gestehen, daß mir dieser erste bewohnte Platz des Landes wenig Vertrauen einflößte. Draußen war Alles kahl, unfruchtbar und trostlos, im Innern der Feste war es so

ungemüthlich und wüst wie nur möglich. Die Räume, welche wir bewohnten, hatten den natürlichen Sandfußboden, die Wände zeigten die nackten Feldsteine, und über diese Wände waren als Dach Balken gelegt und mit Gras bedeckt. Zwischen den Balken und der Mauer war aber ein Zwischenraum von 25 cm offen geblieben, durch den der Abendwind einen leichten graugelben Sand hereintrug und über unser Essen und unsere Lagerstätten breitete. Auf den inneren Mauern nahmen die Hühner mit lautem Gegacker Platz, kratzten den Sand von oben herunter und setzten sich dann zum Schlafen nieder. Ich war todmüde; denn mehrere Tage in diesem grellen Sonnenlicht, an welches ich nicht gewöhnt war, ohne Schatten und Schutz auszuhalten, ermüdet die Augen und den Kopf, welche bei Tage in einer fortgesetzten Spannung gehalten werden. Sehr ermüdet, legte ich mich auf mein aus Eisen gebautes, mit Leinwand bespanntes Feldbett nieder und gedachte einen langen Schlaf zu thun, aber noch stundenlang hielt mich das Kratzen der Hühner und der immer von Neuem an mein Ohr schlagende melancholische Gesang der Berg-Damaras wach. Einmal wurde ich sogar gezwungen, mich zu erheben und mein Bett, welches mit dem Kopfende an der Wand stand, weiter in den Raum zu rücken, da die Hühner, welche mit dem Schwanzende über die Mauer hinausragten, einen gelblich-grünen Klex von rundlicher Form und wenig appetitlicher Beschaffenheit vom hohen Olymp herab unmittelbar neben mein Kopfkissen gesetzt hatten. Das war mir denn doch zu arg, und ich hätte die ganze Bande der unangenehmen Mitbewohner verjagt, hätte ich nicht befürchten müssen, die aus zehn Kehlen schnarchende Besatzung durch diese ungewöhnliche Handlung zu alarmiren. Endlich hatte ich mich auch an den monotonen Gesang der Berg-Damaras so gewöhnt, daß ich sanft einschlief. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich würde wohl bis in den Tag hinein geruht haben, wenn nicht ein schrilles Kikeriki mich schon in der ersten Dämmerung jäh aus dem Schlafe gerissen hätte. Der greuliche Hahn saß gerade über meinem Haupte; wahrscheinlich war er der freundliche Geber von gestern Abend und mir schon deshalb verhaßt. Ich jagte ihn auch gleich sammt seiner Brut zum Tempel hinaus, wofür ich eine Wolke Sand und einen Regen kleiner Steine ins Gesicht bekam und womit ich die ganze Feste aus dem Schlummer geweckt hatte.

Dann kam die herrliche Morgenwäsche aus einem winzigen Blechwaschbecken im Freien und der Morgenkaffee. Danach unternahm ich einen kleinen Spaziergang, zu dessen Schluß ich dann den besonders stark gebauten Eckthurm der Feste bestieg. Derselbe hat zwei Stockwerke und birgt in seinem unteren Raum die Vorrathskammern mit Gewehren und Munition. Auf dem oberen Theile, der unbedeckt von einer mannshohen Mauer umgeben ist, flatterte an einer sehr krummen Fahnenstange das Reichskriegsbanner.

Bei der Umschau von diesem erhöhten Standpunkte wurde es mir klar, daß diese Feste, wie sie durch ihren Bau ein Beweis für den Fleiß und die Geschicklichkeit der Leute der Schutztruppe ist, so auch durch ihre Lage ein Zeugniß für den soldatischen Blick ihres Führers liefert. Sowohl strategisch wie taktisch liegt die Burg Tsaobis an dem richtigen Punkte. Vom strategischen Standpunkte oder auch vom politischen ist Tsaobis deshalb der geeignete Punkt, weil hier mit der einzigen Ausnahme der nach Omaruru bestimmten fast alle von Walfischbay kommenden Frachtwagen passiren müssen, so daß diese Station für die Kontrole der Munitions-, Waffen- und Spirituosen-Einfuhr sehr günstig ist, ebenso wie seine Nähe bei Otjimbingue, dem Hauptplatze der Hereros und der Weißen, eine zweckmäßige ist.

In taktischer Beziehung liegt Tsaobis ebenfalls günstig. Das Schußfeld ist nach allen Seiten 400 bis 1000 m weit frei, so daß die nahe Wasserstelle gut unter Feuer genommen werden kann. Das Gebäude ist nach allen Seiten übersichtlich, und es dürfte wohl keinem Gegner gelingen, sich ohne ganz erhebliche Verluste der Feste zu nähern, selbst wenn dieser Thurm auch nur von 5 bis 10 Schützen besetzt wäre.

Die günstige Vertheidigungsstellung dieser Feste von Tsaobis hatte sich vor Allem bei Gelegenheit des oben erzählten Raubzuges trefflich bewährt und dem gefürchteten Witbooi Achtung eingeflößt. Ganz in der Nähe von Tsaobis hatte sich Hendrik bei Plaatklip den verfolgenden Hereros zu einem heftigen Rückzugsgefechte stellen müssen. Während des Kampfes kamen im Zustande völliger Erschöpfung die geraubten Viehherden, von einem Theile der Witbooi-Krieger zu Pferde begleitet und von nackten Buschmännern und Berg-Damaras angetrieben, vor der Feste von Tsaobis an und wollten Wasser trinken. Der Führer der Truppe, Hauptmann v. François, sandte ihnen jedoch einen Boten entgegen und ließ ihnen sagen, daß er auf sie schießen würde, sobald

sie sich der Wasserstelle näherten. Dieser Befehl hatte seinen guten Grund darin, daß Hauptmann v. François schon bei seinem ersten Erscheinen im Lande mit der kleinen Truppe von nur zwanzig Mann dem Hendrik Witbooi geschrieben hatte: „Ich soll mich Deinen Kämpfen mit den Hereros gegenüber neutral verhalten; dagegen hast Du den Besitz und das Leben aller Weißen zu respektiren und meine Neutralität insofern zu achten, als Du auf keinem von der Truppe besetzten Platze bewaffnet erscheinst oder Kriegsvolk oder Kriegsbeute tränkst!“ — Die durstigen Hottentotten und das laut blökende Vieh, Alles in eine dichte Staubwolke gehüllt und mit heiserer Kehle und trockener Zunge gierig den Duft des Wassers einsaugend, hätten diesen Befehl wohl kaum befolgt, hätten nicht einige vierzig Gewehre von dem Thurme und aus den Scharten der Feste ihnen gezeigt, daß der Hauptmann gewillt war, seinen Befehl durch die That zu unterstützen. Die Hottentotten zögerten also und bemühten sich unwillig, das gierige Vieh zu kehren, bis endlich Hendrik Witbooi selbst erschien, um denselben gemessenen Befehl aus dem Munde des deutschen Hauptmannes zu hören. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, Herrn v. François umzustimmen, befahl Witbooi seinen Leuten, selbst auf das Höchste durch die Abweisung, die er erfahren hatte, gereizt, sie sollten nicht tränken, sondern das Vieh weiter treiben. Hier waren jedoch einmal die Umstände stärker als des großen Hendrik Willen, denn die Viehherde war stoßend, drängend, mit Brüllen und Stampfen dem Wasser immer näher gekommen, so daß die nackten Viehtreiber nicht mehr im Stande waren, sie mit Steinwürfen zu kehren, während die Hottentotten-Reiter, vom Durst gepeinigt und durch verletzte Eitelkeit angestachelt, laut schreiend in ihrer eigenthümlichen Sprache Widerrede gegen den Befehl ihres Kapteins führten. Die Lage war kritisch. Witbooi selbst wollte den Rückzug, und seine Leute hätten wohl gehorcht; aber die Zeit war zu kurz und das Vieh wollte nicht. Der Stein war also im Rollen, und mit dem ersten Ochsenkopf, der sich niederbeugen würde, um das Wasser zu schlürfen, mußte auch der erste Schuß aus der Feste fallen; mit diesem hätte einerseits Hendrik den gefürchteten Krieg mit den Deutschen begonnen, andererseits Hauptmann v. François seine Instruktion, welche auf Vermeidung von Feindseligkeiten mit den Eingeborenen lautete, überschritten. In diesem kritischen Augenblicke öffnete ein glücklicher Zufall oder der gute Gedanke eines Soldaten das Thor der Feste, und die ganze Meute

großer und kleiner Hunde, welche sonst mit ihren Flöhen und durch ihre Dieberei eine wahre Plage geworden waren, stürmte hinaus und warf sich mit wüthendem Gebell auf die ihnen verhaßten Eingeborenen und Ochsen. Die Letzteren stutzten erst, dann drängten sie rückwärts und wandten sich schließlich, allen Durst vergessend, zur wilden Flucht, noch immer verfolgt von den kläffenden Hunden. So war die Situation gerettet, und aus dem ernsten Moment, welcher für das Schicksal der Kolonie hätte verhängnißvoll werden können, war eine lächerliche Scene geworden.

Man sagte im Lande, daß es drei große Plagen gäbe: die Witboois, die Heuschrecken und die Hunde der Truppe. Diesmal war die eine Plage mit der anderen vertrieben worden.

Am frühen Morgen des 20. Februar setzten wir unsere Reise nach Otjimbingue fort. Nachdem wir zuerst in langsamer Fahrt durch zum Theil sehr sandigen Boden das Weideland der Feste, ein arg zertretenes, nur dünn mit Gras bestandenes Feld passirt hatten, ging unsere Fahrt eine kleine Anhöhe hinan, von der wir eine weite Fernsicht über ein welliges Hügelland hatten, das zu unserer Rechten von den näher herantretenden Ausläufern der Witwater-Berge, geradeaus durch die unförmige Masse des Liven-Berges und zur Linken im Norden durch den mächtigen Gebirgsstock des Khus-Gebirges begrenzt wurde, von welchem herab sich der Kamikab im Zickzack einen Weg zum Tsoachaub bahnte. Dieser begleitete uns in westöstlicher Richtung im Thale und war wieder als ein lieblicher Oasenstreifen zwischen diesen Massen von Felsen an den dunkelgrünen Blätterkronen seiner Anabäume zu erkennen. Es war wahrlich eine lachende und glückverheißende Landschaft, in die wir an diesem Sommermorgen hinausfuhren, und ich kann nur sagen, daß diesmal die helle Sonne, die glitzernden Steinchen und das ungetrübte Blau des Himmels mich in die fröhlichste Stimmung versetzten. Unsere Pferde trabten und galoppirten munter auf dem harten Boden dahin, der wieder aus den rothen, gewölbten Granitplatten bestand. Allmählich senkte sich der Weg gegen Nordosten, die Berge traten von rechts näher heran, und bei einem Spitzkopf, welcher wie aus den Klötzen eines Baukastens aus riesigen Blöcken aufgethürmt war, bogen wir etwas nach rechts, um uns dann einen sanften Abhang hinab bis in das Thal des Kurikob, welcher dem Tsoachaub zufließt, zu schlängeln. Noch einmal hatten wir einen Nebenfluß des Tsoachaub zu

durchschreiten, den Kulakob, dann ging es leicht bergan zwischen Felsen von rechts und von links über ein kleines sandiges Plateau und dann — lag Otjimbingue vor uns.

Das Ufer senkte sich dem Tsoachaub zu, welcher von rechts nach links unseren Weg kreuzte und hier durchschritten werden mußte. Auf der anderen Seite war es eine weite Ebene mit nur geringen Erhebungen, auf welcher halbrechts mehrere weiße Häuser schimmerten. Wir rasteten, nachdem wir uns mit großer Mühe durch das trockene, sandige Rinnsal des Flusses hindurchgearbeitet hatten, eine halbe Stunde in dem kühlen Schatten eines Haines riesiger Anabäume. Es ist eine eigenthümliche Sitte des Landes, welche wohl darin begründet ist, daß man stets unangemeldet erscheint, niemals des Abends oder auch nur des Nachmittags anzukommen, sondern immer am frühen Morgen. Man lagert deshalb stets vor dem Orte, welchen man erreichen will, und schläft nicht selten angesichts der Häuser, in welchen man die nächste Nacht verbringt, auf der bloßen Erde.

Nach dieser kurzen Ruhe brachen wir wieder auf und fuhren, den Tsoachaub zu unserer Rechten lassend, auf einem sandigen Wege gegen Osten auf Otjimbingue zu. Das Ufer des Tsoachaub ist längs des Weges zum Orte noch sanft geneigt, bei den ersten Häusern von Otjimbingue jedoch fällt es steil ab, und der Ort liegt dadurch auf einer Art von Plattform, die sich aus der Ebene erhebt. Von irgend welcher Vegetation ist nichts zu erblicken, nur durch zwei Spitzköpfe aus Felsen, die wie Steinhaufen aussehen, wird das kahle, ja trostlose Bild der flachen, öden Gegend unterbrochen. Ich konnte mir kaum ausmalen, was die ersten Ansiedler bewogen haben mochte, sich hier niederzulassen. Der Mangel an Gras war noch größer als in Tsaobis. Nur die Häuser sahen wir einladend vor uns liegen und saßen im Geiste schon an einem wohlgedeckten Tische und genossen damit eine Wohlthat, der wir nach fünftägiger Reise von Walfischbay bis hierher geradezu entgegenschmachteten.

Wir fuhren zuerst an dem Hälbichschen Hause vorbei, welches rechts am Wege über dem Flusse liegt, sammt seinem Hofe von einer Mauer umgeben und mit einem festen Thurme versehen. Links des Weges liegt ein zweites, zum Hälbichschen Besitz gehöriges Haus, weiter rückwärts einige Lehmhäuser von Bastards und reichen Hereros und zwischen diesen Viehkraale, von Mauern oder Dornenhecken umgeben,

und eine große Anzahl von Pontoks. Zwischen dem Wege, den wir nahmen, und dem Flusse lagen die Kirche und die übrigen Häuser, dasjenige eines weißen Händlers und drei der Mission gehörende Gebäude, deren eines der Missionar, ein anderes die Wittwe eines solchen bewohnte, während das dritte leer zu stehen schien. Den letzteren Häusern gegenüber standen die Gebäude einer englischen Händlerfirma, Hutton & Co. und wiederum eine Menge Pontoks. Hinter diesen erreichten wir ein tief eingeschnittenes Flußbett, Omusemma genannt, welches sich hier mit dem des Tsoachaub vereinigt, und damit endlich auch ein Paar großer Schattenbäume, hinter welchen das saftige Grün eines Gemüsegartens, von Palmen und Opuntien-Kaktus dicht bestanden, hervorlugte. Dann bog sich unser Weg etwas nach links, und wir erklommen mit der letzten Kraft unserer Pferde das jenseitige Ufer des Omusemma.

Wir stiegen ab und traten neben die Fahnenstange, welche für die Fahne des Deutschen Reiches bestimmt war. Höchlichst erstaunt sahen wir uns in gleicher Höhe mit einem strohgedeckten Giebeldach, an welches sich ein anderes flaches Dach anschloß. Ein schmaler Steig führte uns zu den Häusern hinab und, um dieselben herumgehend, kamen wir auch schließlich zu dem hinteren Eingang. Ein einfaches, weißes Haus, einen Stock hoch und mit einer offenen Terrasse versehen, lag vor uns, etwas weiter zurück ein älteres Gebäude mit Strohdach, und vor dem Ganzen war ein breiter, hofartiger Raum, welcher durch eine Dornenhecke von dem Garten getrennt war. Hier war ein dichter Bestand von Dattelpalmen, deren Zweige sich mit Früchten beladen herabbeugten, und eine Weinlaube, an der leider nur noch wenige Trauben prangten. Die Ernte war eben vorüber, aber die wenigen Trauben waren groß, und eine jede von ihnen war vorsichtig in ein Leinwandsäckchen gehüllt, um die naschhaften Vögel abzuhalten. Eine große Auswahl von Gemüsen aller Art bedeckte in sauberen Beeten den Boden des Gartens. Der erste Eindruck war ein höchst angenehmer, und man vergaß in diesem grünen Winkel ganz, wie trostlos Otjimbingue uns noch vor einer Viertelstunde geschienen hatte.

Herr Nels, der stellvertretende Kaiserliche Kommissar und Kanzler, ein großer, stattlicher, junger Herr, welcher schon seit sieben Jahren hier draußen thätig war, empfing uns äußerst liebenswürdig und erfrischte unsere durstigen Kehlen mit deutschem Bier. Herr Nels führte mit

nur einem Subalternbeamten als Stütze ein recht einsames Leben, und die Zeit mag ihm bei der damals sehr geringen dienstlichen Thätigkeit oft recht lang geworden sein, während ihm die fortgesetzten Plackereien der Eingeborenen und die Klagen der Händler, welche Alle er mit

Aus dem Kommissariatsgarten in Otjimbingue.

Worten beschwichtigen mußte, da ihm jedes Machtmittel außer seiner eigenen Faust fehlte, manche unangenehme Stunde bereitet haben mögen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten war es ihm jedoch gelungen, sich das Vertrauen der Europäer und Hereros im vollsten Maße zu gewinnen, da er mit einem Jeden von ihnen auf das Freundlichste verkehrte, ihnen Rede und Antwort stand und ihnen niemals Versprechungen machte, die er nicht erfüllen konnte.

Das Kommissariatsgebäude hatte in früheren Jahren als Wohnsitz des Missionars gedient und war später dem Augustineum, einer Erziehungsanstalt für eingeborene Knaben, zugewiesen worden. Als jedoch der erste deutsche Kommissar, Dr. Goering, seinen Sitz nach Otjimbingue verlegte, kaufte er dieses Haus und baute ein zweites hinzu, welches die nöthigen Dienst- und Wohnräume enthalten sollte. In diesem letzteren lag nach hinten heraus ein großes Geschäftszimmer, welches allen Ansprüchen in dieser Richtung genügte; an dieses stießen nach dem Garten zu ein großes und zwei kleinere Wohnzimmer für den ersten Beamten, welche alle europäisch, wenn auch höchst einfach eingerichtet waren. Die Zimmer des alten Nebenhauses entbehrten jeglicher Möbel und waren kahl, dunkel und dumpf, wie denn überhaupt die Lage dieser Gebäude eine sehr ungesunde war, da die trockenen Winde bei der tiefen Lage über sie hinweggingen, während die Ausdünstung des nahen Flußbettes, welche durch die dichte Bewachsung noch vermehrt wurde, vom Beginn bis zum Ende der Regenzeit Fiebermiasmen erzeugte.

Wir besichtigten die Gebäude, den Hof und den Garten, und Herr Nels, ein großer Liebhaber von Thieren, zeigte uns seine Pferde, welche für hiesige Verhältnisse groß und kräftig und, wie wir hörten, auch sehr leistungsfähig waren. Dann wurden auch die drei Löwen des Hauses besucht, welche für gewöhnlich mit Ketten an kleineren Bäumen des Gartens festgelegt waren. Die Thiere waren wohl $^3/_4$ Jahr alt, über $^1/_2$ m hoch und hatten bereits Pranken von der Größe eines Suppentellers, waren aber ganz zahm und anscheinend ohne jede Ahnung ihrer eigentlichen Natur und Kraft. Sobald sie losgelassen waren, was täglich auf mehrere Stunden geschah, spielten sie in der harmlosesten Weise mit ihrem Wärter, einem riesigen, alten Berg-Damara, der auf den Namen Saul hörte und seltsamerweise einen Vollbart trug. Wenn Saul fortgegangen war, versteckten sich die drei Löwen, um ihn bei seinem Wiedererscheinen in großen Sprüngen zu begrüßen und sich dabei an ihm aufzurichten. Von den beiden im Kommissariat befindlichen Hunden spielte ein im Lande von deutschen Eltern geborener Hühnerhund von klein auf gern mit ihnen, während ein anderer den Löwen lieber aus dem Wege ging und ihnen stets mit Knurren die Zähne zeigte, sobald sie, seine Abneigung vergessend, mit den niedlichen Tatzen nach seinen Beinen haschten. Sehr possirlich war es, wenn einer der Löwen, meistens der männliche, Berlin genannt, auf den kahlen Stamm einer Opuntie kletterte

und ihn seine beiden Schwestern am Schwanze wieder herabzuziehen versuchten. Diese beiden jungen Damen hießen Emma und Marie nach zwei Töchtern des Landes, und Herr Nels pflegte bei der Erklärung dieser Namen wie von ungefähr hinzuzufügen: „Marie ist die böse're." Saul pflegte diese Bemerkung zu bestätigen, ich selbst habe aber weder bei Marie noch bei ihren Geschwistern jemals böse Seiten kennen gelernt, sondern habe ihnen oft gestohlenes Fleisch aus den Zähnen gezogen, ohne daß sie murrten. Eine Regel haben wir allerdings immer beachtet, nämlich niemals unsere Finger aus ihren Zähnen oder unsere Beine aus ihrer Umarmung zu ziehen, ohne vorher den Rachen geöffnet oder die Tatzen gelöst zu haben. Herr Nels hatte die Löwen als wenige Monate alte Junge von einem englischen Händler für 25 Lstrl. gekauft; sie entstammten dem Norden unseres Schutzgebietes zwischen Ovambo und Herero-Land. In Deutschland verkaufte er sie an den Thierhändler Hagenbeck in Hamburg.*)

Ich will hier einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Herrschaft in dem Schutzgebiete von dessen Erwerbung bis zum Beginn des Jahres 1891 geben, um damit Vieles zu erklären, was in der Folge über die Stimmung der Eingeborenen und über die Schwierigkeiten in der Ausübung der Regierungsgewalt gesagt werden wird.

Nachdem Fürst Bismarck durch das Telegramm an die Kapsche Regierung vom 24. April 1884 die Südwestküste Afrikas von dem Kunene bis zum Oranjefluß unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt hatte, entsandte er einen Kommissar in der Person des Dr. Goering, welchem Herr Nels als Sekretär und Herr v. Goldammer als Polizeimeister beigegeben waren, nach Angra Pequena, woselbst der Gründer der Kolonie, Herr F. A. E. Lüderitz aus Bremen, Land erworben hatte und eine Handelsstation errichten wollte. In dem Besitz der Firma Lüderitz folgte sehr bald die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche nach und nach den ganzen Küstenstrich bis zum Kunene in einer Breite von zwanzig geographischen Meilen durch Kaufverträge mit dem Topnaar-Häuptling Pitheibib, den Zwartbooi-Hottentotten und den Hottentotten Jan Uichamabs erwarb und hierzu noch das Land

*) Der männliche Löwe befindet sich zur Zeit in der Hagenbeckschen Dressurgruppe in Nordamerika. Er ist schön, hat jedoch keine sehr starke Mähne, wohl eine Folge längerer Krankheit. Die eine Löwin ist im Zoologischen Garten zu Philadelphia, die andere in Cöln, wo sie mehrere Junge geworfen hat.

zwiſchen Tſoachaub und Kuiſib bis öſtlich an Windhoek fügte, welches Jan Jonker ihr kurz vor ſeiner Vernichtung gegen eine Rente von monatlich 5 Lſtrl. abtrat. Außerdem erhielt dieſe Kolonialgeſellſchaft durch eine Verleihung des Herero-Oberhäuptlings Maharero das Recht, in ſeinem Gebiete nach Erzen zu ſuchen und dieſelben

Saul mit den drei Löwen.

abzubauen, wofür dem Maharero eine prozentuale Abgabe gezahlt werden ſollte. Das Reich betrachtete die Kolonialgeſellſchaft für Südweſtafrika als ſelbſtändige, mit Hoheitsrechten zu verſehende Beſitzerin des Landes. Obgleich es niemals ausgeſprochen wurde, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Erwerbungen des Reiches durch Schutzverträge im Hinterlande, ſpeziell mit den Hereros, dem Beſitz der Kolonialgeſellſchaft zugeſellt worden wären.

Als nun der Kaiſerliche Kommiſſar ſich in Angra Pequena und dem dazu gehörigen Hinterlande umgeſehen hatte, erkannte er ſogleich, daß

dort, in jenen dürren und dünn bevölkerten Steppen, der Schwerpunkt unserer kolonialen Entwickelung niemals liegen würde, und zog deshalb über Walfischbay nach dem Norden, von dessen Reichthum an Rindern ihm viel erzählt worden war. So erreichte Dr. Goering Otjimbingue, woselbst er den Sitz der Regierung einrichtete.

Die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hatte inzwischen einen Vertreter hinausgesandt, welchem ein Bergamt mit zwei Beamten und eine Schutztruppe aus zwei Offizieren und mehreren Unteroffizieren beigegeben wurden. Das Bergamt konnte nicht viel in Wirksamkeit treten, da wohl Gold und Kupfer an vielen Stellen gefunden, aber doch nicht in abbauwürdiger Menge vorhanden war; die Schutztruppe aber, welche sich aus Eingeborenen rekrutiren sollte, kam über einen sehr kläglichen Anfang nicht hinaus und mußte bald aufgelöst werden. Es blieb nur der Handel mit Ochsen übrig, aber selbst zu diesem reichten die Mittel der Kolonialgesellschaft nicht aus, welche sich darauf beschränkte, die wüstesten Striche des Landes zu besitzen und sich in Otjimbingue und Walfischbay einen Berichterstatter zu halten. Der Stab der Regierung und ein Bergbeamter wurden vom Reiche übernommen, und auch der Letztgenannte kehrte im Frühjar 1891 in die Heimath zurück.

So war denn Dr. Goering wieder auf sich selbst angewiesen. Dieses machte sich ein englischer Unterthan, Robert Lewis, zu Nutzen, ein Mann, der von klein auf zwischen den Hereros gelebt und sich ihre Sprache und Unsitten angeeignet hatte — was ihm bei seiner sehr geringen Bildung wohl nicht schwer gefallen ist. — Er wiegelte die Hereros gegen die Deutschen auf und veranlaßte den alten Maharero, die Verleihung des Bergregals an die Kolonialgesellschaft zurückzunehmen und dafür eine ihm, Robert Lewis, angeblich früher ertheilte Generalkonzession zum Abbau von Minen, zum Bau von Eisenbahnen u. s. w. als allein gültig anzusehen. Bei einer Versammlung in Okahandja, welcher auch Dr. Goering persönlich beiwohnte, kam es zu einem sehr unangenehmen Auftritt, indem Maharero erklärte, daß er ganz auf der Seite des Robert Lewis stände und nichts mehr von den Deutschen wissen wolle. Daraufhin mußte Dr. Goering sich zurückziehen, und um seiner Familie persönliche Beschimpfungen zu ersparen, begab er sich nach Walfischbay.

Als die Kunde von den Vorfällen in Südwestafrika in der Heimath bekannt wurde, schickte der Reichskanzler sofort eine Abtheilung von

zwanzig weißen Soldaten, welche als Freiwillige angeworben waren, unter Führung des Hauptmanns v. François und seines Bruders nach Walfischbay ab, wo sie im Juli 1889 eintraf, um sofort nach Otjimbingue abzumarschiren. Hier angekommen, erkannte Hauptmann v. François, daß er seine rein friedliche Aufgabe an diesem Hauptzielpunkt der Witbooischen Raubzüge nicht würde durchführen können, und daß er ebenso wenig in der Lage war, bei den schlechten Futterverhältnissen die für ihn nöthigen Pferde, Zug- und Schlachtvieh am Orte zu halten. Er marschirte daher nach mehrtägigem Aufenthalt wieder ab, wurde jedoch von den Hereros, welche glaubten, daß die Truppe sie gegen Hendrik schützen würde, und deshalb in heißer Liebe für sie entbrannt waren, beinahe thätlich aufgehalten. Um seinen Willen durchzusetzen, ließ Herr v. François seine Leute laden und sich schußfertig aufstellen, worauf zwar die Hereros sich natürlich in gemessene Entfernung zurückzogen, aber mit einem Schlage von den besten Freunden in die ärgsten Feinde der deutschen Soldaten verwandelt waren. In der That war die Wuth der Hereros eine so große, daß sie sicher eine Demonstration gegen die Truppe versucht hätten, wenn — ein Führer zur Stelle gewesen wäre. Aber dieser fehlte — wie immer —, und so verlief die Erbitterung im Sande, obschon eine gewisse Bitterkeit, welche aber wohl mehr persönlicher als allgemeiner Natur war, gegen die Truppe bis 1894 bestanden hat. Hauptmann v. François setzte sich nun in Tsaobis fest, woselbst auch Herr Nels als Vertreter des Kommissars in einer Strohhütte residirte, um jedoch bald nach Otjimbingue zurückzukehren.

Auf den Bericht des Hauptmanns v. François über den Vorfall in Otjimbingue wurde eine neue Verstärkung von dreißig Mann herausgesandt, so daß seit dem Februar 1890 fünfzig Mann vorhanden waren. Mit diesen unternahm Hauptmann v. François größere Reisen nach dem Ngami-See und nach dem Okavango, von welcher Reise er erst im März 1891 zurückkehrte, während Lieutenant v. François den Sitz der Truppe nach Windhoek verlegte und mit dreißig Mann von November 1890 bis Januar 1891 einen Zug durch das Herero-Land machte. Dr. Goering verließ Südwestafrika im Herbste 1890 für immer, und Herr Nels hatte von diesem Zeitpunkte ab die Leitung der politischen, richterlichen und Verwaltungsgeschäfte. Der Truppe fiel nur eine ganz passive Thätigkeit zu, welche zur Unterstützung des deutschen Ansehens und darin bestehen sollte, daß den Offizieren Gelegenheit geboten war, ihre Gegner

kennen zu lernen und die Mittel zu bemessen, mit denen sie geschlagen werden könnten.

So lagen die Verhältnisse zu der Zeit, als ich das Schutzgebiet betrat. Ueber die Wirkung, welche dieses schwankende Barometer deutscher Machtentfaltung gehabt hatte, läßt sich in kurzen Worten sagen, daß sie eine schlechte gewesen war. Die wenigen Monate, welche Herr Nels noch im Lande weilte, war eine gegen ihn gerichtete Unzufriedenheit unter den Eingeborenen nur wenig bemerkbar, da er persönlich zu sehr beliebt und geschätzt war, als daß sie ihn für die großen Unterlassungen des Reiches verantwortlich gemacht hätten. Unter diesen Leuten hängt eben die ganze Stimmung nur von der Persönlichkeit des maßgebenden Beamten ab. Dagegen erregte das Vorhandensein von Soldaten Besorgniß und rief dadurch eine gewisse Mißstimmung hervor. Die Hauptklage der Hereros war, daß sie, obwohl sie sich unter deutschen Schutz begeben hätten, gegen Hendrik Witbooi nicht geschützt würden, ferner, daß man ihr Land und ihre Rechte nicht respektirte und daß man keine Minen abbaute, von denen sie Geld erhalten könnten, lauter Klagen, welche immer wiederholt wurden, aber sie doch nicht sehr beunruhigten. Weit ernster und berechtigter waren die Klagen der Händler, welche zum Theil seit dreißig Jahren im Lande lebten und schon zu verschiedenen Malen wohlhabend gewesen waren, aber immer wieder war ihnen durch den Krieg mit den Hottentotten ihr ganzes Vieh geraubt worden. Wenn sie auch jetzt nicht am Hungertuche nagten, sondern ihr gutes Auskommen hatten, so war es doch schmerzlich für sie gewesen, den Ertrag vieljähriger Arbeit ohne Schuld zu verlieren, und ihre Klagen über die Schwäche der deutschen Macht, von der sie wirksamen Rückhalt erhofft hatten, waren nur zu erklärlich. Die Macht des obersten deutschen Beamten reichte eben nur genau so weit wie der gute Wille der Hereros, bei denen der Wille des Häuptlings durchaus nicht maßgebend war.

Bei den Besuchen, die wir am Nachmittag bei den Weißen in Otjimbingue abstatteten, wurden uns alle diese Sorgen und Bedenken, Klagen oder Hoffnungen in mehr oder weniger milder Form vorgelegt, ohne daß wir ihnen leider irgend welche Hoffnung auf Besserung der Lage machen konnten. Unsere Visitentournee wurde zu Pferde erledigt, obgleich es sich oft gar nicht verlohnte, wegen der fünfzig Schritt, welche das eine Haus von dem anderen entfernt war, die Rosse zu besteigen.

Unsere Besuche galten zuerst dem hübschen Gehöft des Herrn Julius Dannert, welches dicht hinter dem Kommissariat und den noch übrigen Baracken der Kolonialgesellschaft an dem Omusemma liegt. Vor dem Hause war ein kleines Gärtchen mit einigen Oleandersträuchen und Gemüsen, und aus diesem führte eine schmale Thür in das Innere des Hauses, dessen Zimmer mit Lehmfußböden und weißgetünchten Wänden einen ganz behaglichen Eindruck machten. Auf dem Fußboden lagen Decken aus verschiedenfarbigen Ziegen- und Schaffellen, und die Wände zierten Sprüche aus der Schrift und Bilder aus der Heimath. Herr Dannert war damals der Agent der südwestafrikanischen Kompagnie, eines Unternehmens, welches seitdem wie so viele andere südwestafrikanische sein Ende gefunden hat, und hatte als solcher den Nießbrauch dieses der Gesellschaft gehörigen Hauses. Von der Kompagnie hatte er nur eine Anzahl Vieh in Verwahrung und bezog ein Gehalt; er konnte jedoch seinen Geschäften auf eigene Rechnung nachgehen, durch die er mit der Zeit ein ganz wohlhabender Mann geworden war. Frau Dannert, welche eine fleißige Hausfrau ist, nimmt Durchreisende für vier Mark pro Tag in Kost und Logis. Eine Hälfte des von Dannert bewohnten Hauses enthält den Lagerraum für Waaren, den Laden, eine Schreiner- und Schlosser-Werkstatt und ein Fremdenzimmer. Seit zwei Jahren beschäftigt Herr Dannert auch einen Schuhmacher, welcher früher als Soldat der Truppe angehörte.

Bei der Einmündung des Omusemma in den Tsoachaub steht ein anderes, recht gefällig gebautes Haus, das des Herrn H. Kleinschmidt, welcher als Abkömmling eines Missionars und einer Hottentottin in dritter Generation von großer, kräftiger Statur, wenn auch gelblicher Hautfarbe ist. Herr Kleinschmidt war lange in Deutschland, wo er die Schule besuchte, hat eine deutsche Frau und mehrere Kinder, welche ganz europäisch erzogen werden, und ist selbst der bereits erwähnte Berichterstatter der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.

Damit hatten wir unsere Besuche bei den diesseits des Omusemma wohnenden Europäern beendigt und ritten nun nach Landessitte im gestreckten Galopp bis vor die Thür des Missionars. Wir warfen wieder die Zügel über den Kopf des Pferdes auf die Erde, wodurch die Thiere aus Gewohnheit veranlaßt werden, stehen zu bleiben, bis der Reiter sie wieder besteigt. Herr Missionar Meyer empfing uns sehr freundlich, war aber nicht sehr gut auf die deutsche Schutzherrschaft im

Allgemeinen und auf die Soldaten der Truppe und die Händler im Besonderen zu sprechen; denn, so meinte er, die deutsche Schutzherrschaft habe noch keinen Frieden gebracht, die deutschen Soldaten aber und einige Händler gäben durch Trinken und leichtfertiges Leben den Eingeborenen ein schlechtes Beispiel und arbeiteten damit den Missionaren entgegen. Ich glaubte zu jener Zeit, daß der Missionar eine allzu schroffe Anschauung vertheidigte, habe aber in der Folge eingesehen, daß er im Großen und Ganzen Recht hatte. Auf die verschiedenen Punkte, welche einzeln beleuchtet sein wollen, um richtig verstanden zu werden, will ich hier aber nicht näher eingehen, da ich doch noch bei der weiteren Erzählung meiner Erlebnisse darauf kommen werde. Wir machten einen Gang durch das hübsche Missionshaus, welches der Missionar allein bewohnte, da seine leidende Frau mit den Kindern zur Kur in Deutschland weilte, und durch die Kirche, ein hübsches, luftiges Gebäude mit Bibelsprüchen in holländischer Sprache und dem Otjiherero geschmückt, mit Altar, Kanzel und Harmonium ausgestattet und geräumig genug, um zweihundert Andächtigen Platz zu gewähren. Ein jeder Raum, den ich bis jetzt gesehen hatte, war trotz seiner Einfachheit ungeheuer wohnlich und ziemlich sauber gehalten, und besonders die Kirche machte einen freundlichen Eindruck.

Um das Haus des Missionars, in welchem früher der erwähnte Gegner der deutschen Schutzherrschaft Robert Lewis gewohnt hatte, gruppirten sich die beiden anderen erwähnten zur Mission gehörenden Häuser, in deren einem die Wittwe eines Missionars wohnte, während in einem anderen die Schule untergebracht war. Unterhalb dieser Gebäude liegen im Flußbett die Gärten der Ansiedler, ein jeder mit Dornenhecken oder einem einfachen Zaune umschlossen. Obgleich der Boden mehrere Centimeter tief mit Kies und Gerölle bedeckt ist, so daß man kaum an die Fruchtbarkeit desselben glauben kann, gedeihen doch Weizen, Mais und alle Gemüsesorten vorzüglich, ohne daß besondere Mittel außer Düngung angewendet würden.

Das Geheimniß der Ansiedelung bei Otjimbingue, deren Anlage dem nahenden Fremden unerklärlich erscheint, besteht in dem steten Vorhandensein eines reichlichen Grundwassers, welches sogar, sobald der Omusemma einmal sein Wasser bis in den Tsoachaub geführt hat, auf mehrere Jahre hinaus in kleinen Wasseradern zu Tage fließen soll. Der Regenfall ist bei Otjimbingue selbst ein besonders geringer und

erzeugte nach meinen eigenen Beobachtungen nur im Frühjahre 1893 eine Vegetation, die in einem dichten Feld gelber, blauer und rother Blumen bestand; der Regen, welcher reichlich auf dem Khomas-Hochland und den Ausläufern des Liven-Berges bis 1 km vor Otjimbingue fällt, erreicht den Ort selbst nur sehr selten, ja, es hat gute Regenjahre gegeben, in denen Otjimbingue ganz leer ausging. Dafür ist seine Lage, welche gegen Winde von Ost und West ziemlich geschützt, eine Höhe von 800 m und eine mittlere Temperatur von 21° C. hat, eine sehr günstige, zumal das Flußbett des Tsoachaub rechts durch ein steiles Ufer und links durch ein sich sanft nach dem Gebirge zu erhebendes Gelände eingeschlossen ist. Die Eingeborenen und Weißen bebauen die ganze Breite des Flusses, von oberhalb des Kommissariats-Gartens bis weit unterhalb der ersten Häuser, mit Weizen und legen kleine Gärten am rechten Ufer an, in denen sie Mais, Kürbis und süße Kartoffeln bauen. Allerdings ist diese Anlage keine ungetrübte Freude, denn von dem ersten grünen Halme bis zur Reife des Kornes brechen fast alle Tage die Pferde und Rinder in die Felder und Gärten ein und richten großen Schaden an, was der Herero zu Erpressungen eines Schadenersatzes bei Europäern und Bastards benutzt. Die Zeit des Pflanzens pflegt mit dem Ende der Fröste im August zu sein, nachdem der Ochsenmist in den Fluß gefahren und ausgebreitet worden ist; dann wird gepflügt, gesäet, geeggt und eine Dornenhecke um das Feld gezogen. Ende November oder in der ersten Hälfte des Dezember ist die Zeit der Ernte, aber wehe den Hereros, wenn die Regenzeit im Oberlande früh und reichlich eingesetzt hat, denn dann fließt der Fluß und reißt das ganze Korn mit sich fort.

Und nun zu Hälbichs! Es ist eine wahre Erfrischung, in dieses echt deutsche, mit einfachem Sinn, aber freundlichem Herzen und großartiger Gastfreiheit geführte Haus zu treten. Von allen Seiten sieht einem der echt deutsche Geist entgegen, überall sind in der Reinlichkeit, der Anordnung und der Gemüthlichkeit die Spuren zu erkennen, daß hier eine deutsche Hausfrau waltet. Ein kleiner Garten voller Oleanderbüsche mit rothen Blüthen, riesiger Ricinusstauden mit braunem Stamme und breiten, Schatten spendenden, grünen Blättern zu beiden Seiten der Hausthüre, über der ein kleines Dach sich breitet, dann ein kleiner Eingangsraum, links die Küche, aus welcher der Duft von gebratenem Hammelfleisch dringt, und in deren Thüre schnell der krause Kopf eines

neugierigen, schwarzen Burschen verschwindet, rechts die Schlafräume der Familie und geradeaus ein großes helles Wohnzimmer mit Sofa und Tisch, Lehnstühlen, Kommode und Wandschrank, Bildern und Sinnsprüchen, kurz, ein echter deutscher Wohnraum, so daß man sich zu wohlhabenden Bürgersleuten in der Heimath versetzt glaubt. Einen besonders seltenen Luxus hatte sich die Familie Hälbich in einem hölzernen Fußboden gestattet, welcher sowohl das Wohnzimmer als das dahinter liegende Eßzimmer bedeckte und natürlich zur Wohnlichkeit und Reinlichkeit sehr viel beitrug. Der Erbauer des Hauses und Vater der Familie war als Missionskolonist, und zwar als Schmied, hierhergekommen, hatte eine kleine Werkstatt eingerichtet und versucht, die Eingeborenen mit seinem Handwerk vertraut zu machen. Aber er hatte wenig Erfolg, denn wenn auch einzelne Hereros und Bastards kleine Reparaturen an Handwerkszeug und Wagen zu machen lernten, was sie übrigens in ihrer Art schon von Alters her in Südafrika konnten, so hielten sie jedoch niemals lange in der Lehre aus, und ihr Meister mußte sich entschließen, zumal bei der mangelnden Arbeitsgelegenheit, sein Handwerk mit dem Ochsenhandel zu vertauschen. Dieser schlug gut an, und er erstand erst ein kleines, dann ein größeres Haus mit Laden- und Lagerraum, später eine Schmiede und Stellmacherei, einen Hof mit den Wohnungen für weiße Gesellen und endlich ein Nebengebäude mit Wagenschuppen und Fremdenzimmern. Als Herr Hälbich starb, ließ er seine Wittwe mit einer Tochter und fünf Söhnen zwischen fünfundzwanzig und zehn Jahren in guten Verhältnissen zurück. Gottvertrauen und redliche fleißige Arbeit hatte ihn manch Mißgeschick überwinden lassen; Beides waren auch die Haupttugenden seiner hinterlassenen Familie geblieben.

Frau Hälbich erschien bei aller Sanftmuth, Güte und Weiblichkeit doch sehr als die geeignete Frau zur Führung eines großen Haushaltes und eines großen Geschäftes unter so schwierigen Umständen; jedenfalls verstand sie es vorzüglich, ihre Kinder zu erziehen, ihre Gesellen zur Arbeit anzuhalten und mit den Eingeborenen im Frieden auszukommen. Zum Lohne dafür war sie denn auch von den Ihrigen sowie von den Schwarzen geliebt und geachtet, und was ihre Bitten und ihre sanfte Sprache nicht erreichten, das setzte, wenn ihr der Geduldsfaden riß, der Ausbruch eines gerechten Zornes durch. Bei den Hereros hält sich im Allgemeinen Frechheit und kindliche Gutmüthigkeit die Wage. Vor den

ihnen als rechtlich und freundlich bekannten weißen Frauen jedoch überwiegt die Gutmüthigkeit, und Frau Hälbich hat schon manchen baumlangen Kerl, welcher gegen ihre Söhne im Kaufladen unverschämt oder sogar thätlich wurde, am Rockkragen zum Tempel hinausgesetzt.

So geartet war die Frau, welche uns als eine mittelgroße, magere Gestalt, glatt und dunkel gekleidet, auf der Schwelle des Wohnzimmers entgegentrat und uns im unverfälschtesten Dialekt der goldenen Aue den Willkommengruß bot. Wir wurden zum Sitzen genöthigt, erhielten Kapwein, Bier, Fruchtsaft mit Wasser, Cigarren und Kuchen, je nach Belieben, wir wurden über unsere Reise, unsere Pläne und über die Heimath befragt. War es denn wirklich wahr, daß dreihundert Soldaten kommen würden, und daß der Kaiser befohlen habe, Hendrik Witbooi sollte nun Frieden halten? Sollte wirklich eine neue Gesellschaft ins Leben treten, um das Land zu entwickeln? Man hätte seit dreißig Jahren schon so viel in der Zeitung gelesen, was sich immer als trügerisch erwiesen hätte, daß man schon gar nicht mehr an eine Besserung glauben könne, aber dennoch wüßte man ja, daß die Stammesgenossen daheim ihre Brüder in Südwestafrika nicht vergessen würden, und hätte das feste Vertrauen zu unserem Kaiser, der ja ein gutes Herz und einen kräftigen Arm haben sollte, daß er endlich einmal helfen würde. Dabei zeigte die gute Frau auf die Bilder unserer drei deutschen Kaiser, welche, wie in jedem Hause, die Wand schmückten, und man merkte wohl, daß ihre Sorgen ernst, aber ihr Gottvertrauen durch böse Zeit gestählt, ebenso treu, redlich und deutsch war, wie ihre Liebe zum Kaiser und Vaterlande. Wie diese Frau dachten und fühlten auch alle anderen Deutschen in diesem Lande, und es hat mich oft tief gerührt, zu erkennen, wie viel guter Wille, Uneigennützigkeit und sittliche Kraft der nationalen Sache hier draußen verloren geht.

Mit einer gewissen Beschämung antworteten wir Frau Hälbich, daß der Kaiser wohl gerne helfen würde, aber — der Reichstag. Diese Ausrede führte zu der sehr heiklen Frage, warum denn das Reich eine Kolonie übernommen habe, für welche der Reichstag kein Geld bewilligen wolle. Frau Hälbich meinte weiter, man sagte ja, daß die Engländer sehr viel mehr thun würden, wenn sie die Kolonie besäßen, aber sie könnte doch nun und nimmer glauben, daß ihre Landsleute nicht dasselbe leisten könnten. Also eine zweite Ohrfeige, die um so besser saß, als ihre Gründe einfach und schlagend waren! Wir fühlten auch, daß Redens-

arten hier nicht am Platze waren, und schwiegen, nicht ohne einen gewissen Groll über unsere Landsleute, die wohl gern am Biertisch über koloniale Sachen reden, aber darum keinen Pfennig mehr für das echte Bier bezahlen wollen, wenn es auch den Kolonien zu Gute käme.

Allmählich versammelte sich die ganze Familie, voran die Tochter des Hauses, ganz deutsch erzogen, wenn sie auch ihre Heimath nie erblickt hat und, wie ihre Brüder, Afrikanerin ist, dann der älteste Sohn, von Profession Schmied und nebenbei Händler, und die drei jüngsten, welche, theils um ein Handwerk zu erlernen, theils um zur Schule zu gehen, im nächsten Jahre nach Deutschland reisen sollten. Der zweite Sohn, der Buchführer und Vorsteher des Kaufgeschäfts, war auf einem Handelszuge abwesend. Die Tochter des Hauses steht der Wirthschaft vor und besorgt mit einer Hottentottin und einem Berg-Damara die Küche. Diese erfordert ein gutes Stück Arbeit, da der Familientisch zu den täglichen drei warmen Mahlzeiten zehn Personen und sehr oft noch einige Gäste zählt, während die Zahl des Hausgesindes und der farbigen Arbeiter gar nicht zu bemessen ist, sondern zwischen sechs und zwanzig schwankt, da die Küche von Bettlern, vom stolzesten Häuptling bis zum nackten Buschmann gar nicht leer wird. Es gehört eine Engelsgeduld dazu, um die unaufhörlichen Quälereien auszuhalten, aber Fräulein Hälbich besitzt sie. Sie kocht und bäckt den ganzen Tag — und zwar sehr gut — und näht in der freien Zeit Kleidungsstücke für den Store, Segeltuch zu Zelten für die Wagen, Wassersäcke und ähnliche landesübliche Gegenstände.

Wir besichtigten noch den Hof, einen eben fertiggestellten Ochsenwagen, das Meisterstück des ältesten Sohnes, und die große Werkstatt, in welcher ein Bastard und ein sehr großer, junger Herero arbeiteten.

Nichts interessirte aber uns Soldaten an dem Hälbichschen Hause mehr als der feste Thurm, der an der äußeren Ecke des Gehöftes über dem Tsoachaub stand; denn dieser war ebenso wie die Hälbichsche Mauer mit Kugelspuren bedeckt und schien schon so manchen Angriff von Hendrik Witbooi's Leuten erlebt zu haben.

Bei dem schon mehrfach erwähnten Gefecht Hendrik Witbooi's gegen die Hereros im Herbste 1890 hatte sich hier eine Scene abgespielt, die zur Illustration der Landesverhältnisse des Erzählens werth ist. Eine große Anzahl Eingeborener jeden Alters und Geschlechts hatte sich, wohl wissend, daß Hendrik Witbooi die Häuser der Weißen zu schonen pflegte, in das Hälbichsche Gehöft geflüchtet, das Haus und den Kaufladen überschwemmt

und wohl anfangs nur beabsichtigt, sich passiv zu verhalten. Der Häuptling des Platzes ging hierbei mit gutem Beispiel voran und verkroch sich unter einem Tisch, soweit dieses bei seiner Größe möglich war. Endlich besetzten aber doch einige Männer den besprochenen Thurm und feuerten von dort aus auf die Hottentotten, welche ihrerseits nun das Gehöft beschossen. Im Innern des Hauses herrschte aber keine Ruhe, sondern ein wüstes Durcheinander, welches die Hereros, Männer und Weiber, künstlich zu verstärken schienen, um dadurch Lebensmittel, Kleidungsstücke, Gewehre und Munition an sich zu bringen. Junge Burschen forderten sich Gewehre und Patronen, die sie später niemals zurückgaben, und was nicht gutwillig gegeben wurde, wurde mit Gewalt genommen; Kisten und Schränke wurden erbrochen, und eine wahre Plünderung angestellt. Daß Hälbichs dieses Treiben nur ungern zuließen und durchaus nicht mit dieser Bewaffnung auf ihre Kosten einverstanden waren, bedarf nicht der Erwähnung, zudem hatte der Umstand, daß Hälbichs durch die Hereros aus ihrer Neutralität herauszutreten gezwungen wurden, Hendrik Witbooi, dem der Grund hierzu wohl bekannt war, dennoch veranlaßt, seinerseits die Parteinahme für die Hereros zum Vorwande zu benutzen, um auf das Haus zu schießen und das Hälbichsche Vieh zu rauben. Witbooi hat auch selten bei solcher Gelegenheit geraubtes Vieh wieder herausgegeben, wie er es bei anderen Weißen zu thun pflegte, und man kann sich denken, daß bei einem solchen doppelten Aderlaß von Freund und Feind, zumal wenn es mehrere Male in einem Jahre vorkam, ein großer Theil des Hälbichschen Verdienstes dahinschwinden mußte.

Es harrte unser noch eine harte Nuß, nämlich der Besuch bei dem eben erwähnten Helden, dem Häuptlinge des Platzes, Zacharias Zerana, auf dessen nicht gerade glanzvolle Behausung wir jetzt zusteuerten. Ein Lehmhäuschen, kaum 4 m im Quadrat umfassend, mit einer Thür und zwei winzigen Fenstern, von außen durch den Regen etwas ramponirt, aber reinlich, von einer Art von Tenne umgeben, so lag der Palast dieses großen Mannes zwischen respektvoll in gemessener Entfernung verstreuten Haufen von Kuhmist und Dornen-Kraalen, welche den Inbegriff der irdischen Glückseligkeit der Hereros, nämlich das Rindvieh, aufnehmen sollten. Wir waren bereits an verschiedenen kegelförmigen Hütten vorbeigegangen und hatten einzelne riesige schwarze Kerle in Kleidern ganz europäischer Art und Frauen in Kattunröcken

mit glatten bunten Kopftüchern gesehen, aber Alle hatten sich scheu zurückgezogen, und nur die kleinen nackten Burschen kamen nahe heran und betrachteten uns neugierig. Auf zehn Schritte an die Hütte des Zacharias herangekommen, sahen wir eine Anzahl großer Männer in Kleidern, sehr wichtig und ohne uns zu beachten, hinter dem Hause, wo sie anscheinend gewartet hatten, hervortreten und auf eine Art von Windschirm, einen Halbkreis von mannshohen Stangen, zuschreiten. Hier gruppirten sie sich auf kleinen Feldstühlen, die sie in der Hand getragen hatten, oder auch auf der Erde hockend. Wir traten hinzu und wurden von einem langen, hageren, älteren Mann begrüßt, dessen rundes Gesicht sehr gemüthlich aussah, während seine ergrauten Löckchen und die blutunterlaufenen Augen den Lebemann verriethen, — es war Zacharias. Wir schüttelten uns die Hände, nannten unsere Namen und wurden auch den anderen schwarzen Herren vorgestellt, welche erstens Nikano, ein Einäugiger, der Unterkapitän des Platzes, zweitens Victor, der Schulmeister, drittens der sogenannte „lange Eduard" und einige andere, deren Namen mir entfallen sind, waren. Nikano und Eduard waren ebenso groß wie Zacharias — wohl 1,90 bis 1,95 m —, aber sehr viel breiter und kräftiger und viel weniger freundlich und gefällig aussehend wie Zacharias, dagegen war Victor viel kleiner, trug einen Knebelbart und erschien sehr intelligent und heiter. Die Unterhaltung wurde in holländischer Sprache vom Lieutenant v. François mit den Hereros vermittelt und war eine allgemeine und dabei die harmloseste, die ich je unter den Hereros mitgemacht habe, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Otjimbingue der kultivirteste Platz im Lande ist und die Eingeborenen hier von klein auf an den Umgang mit weißen Leuten gewöhnt sind. So trugen Zeraua und seine Leute auch keine Gewehre, wie es sonst alle Hereros thun, sondern hatten nur Knüttel, oder die kurzen Wurfkeulen „Kirris" genannt, stellten auch kein Verhör mit uns an, wie das sonst üblich ist, und fragten nur persönliche, ganz unpolitische Fragen. Unsere Antworten wurden mit einem allgemeinen „Jh" oder „ja" begrüßt, wobei der Ton der Bewunderung oder des Erstaunens den des Verständnisses ersetzte.

Lange hielten wir uns hier nicht auf, denn die Sonne stand schon dicht über dem Horizonte im Westen, und wir hatten noch einen Besuch zu erledigen, ehe wir die Weiterfahrt an diesem Abend antraten. So schieden wir denn mit erneutem Händedruck und lenkten unsere Schritte oder vielmehr die unserer widerspenstigen Pferde zum Hause des englischen

Händlers. Die Gebäude des englischen Store, zwei geräumige Häuser mit großen gemauerten Viehkraalen, neben denen sechs Ochsenwagen sorgfältig ausgerichtet standen, sind der Besitz des ehemals größten Jägers und Händlers des Landes, Axel Ericson, und beherbergte zu jener Zeit ebenfalls das größte Handelsunternehmen im Damaraland, welches von einem Kapschen Konsortium finanzirt und von Herrn J. J. Hutton geleitet wurde. Dieser, ein sehr liebenswürdiger junger Mann von angenehmem Aeußern und guten Formen, welcher die typischen englischen Kleidungsstücke in heller Flanellhose, ebensolchem Hemde mit schreiend bunter Kravatte und einer Cricketjacke in allen Regenbogenfarben mit einem kleinen Mützchen und Tennisschuhen zur Schau trug, führte uns in sein kleines, hinter dem Laden belegenes Zimmer, welches ebenfalls echt englisch mit bunten Bildern aus dem „Graphic", mit Eingeborenenwaffen, Elefantenzähnen, Straußeneiern, Antilopenhörnern und Fellen geschmückt und sehr wohnlich hergerichtet war, obgleich eine Kommode, aus vier einzelnen Kasten bestehend, und zwei Betten auf Katteln die einzigen Möbel waren. Dafür lagen Bücher und Zeitungen, Photographien und Rauchmaterial in großer Menge umher, und da Herr Hutton selbst Liebhaber-Photograph erster Klasse war, hatten wir große Freude an der Besichtigung seiner Aufnahmen. Das leidige Thema der Politik war hier natürlich nicht zu vermeiden, und Herr Hutton hatte wohl einigen Grund zur Bitterkeit gegen die deutsche Regierung, da sie seinen ehemaligen Kompagnon wegen antideutscher Umtriebe verhaftet und des Landes verwiesen hatte und auch die Firma, welche sich übrigens niemals zu Ungunsten der Regierung geäußert hat, scheelen Auges betrachtete. So ließ Herr Hutton uns merken, daß er die Zeitungsnachricht von dem Verkauf Südwestafrikas an die Kapkolonie glaubte und es nicht ungern sehen würde, wenn die Engländer ins Land kämen, da sie doch mehr thun würden, um das Land zu entwickeln, als die Deutschen. Wir bestritten diese Möglichkeit sehr lebhaft, obschon wir von der gänzlichen Unwahrscheinlichkeit derselben durchaus nicht überzeugt waren, da es doch zu wohl bekannt war, daß der Reichskanzler nicht recht wußte, was er mit dieser Kolonie anfangen und wie er die Mittel zur Entwickelung derselben aufbringen sollte! Wir hatten übrigens an diesem Tage schon so viele moralische Ohrfeigen bei unseren Besuchen erhalten, daß wir ganz froh waren, dieselben nunmehr erledigt zu haben.

Fünftes Kapitel.

In der Hauptstadt Samuel Mahareros.

Feldleben der Hereros. — In Okahandja. — Missionar Diehl. — Das Augustineum. — Samuel Maharero. — Nach Windhoek.

Nach einem Abschiedstrunke bei Herrn Nels bestiegen wir wieder unseren Wagen und fuhren in die schöne sternenhelle Nacht hinaus nach Okahandja.

Man kann von Otjimbingue nach Okahandja zwei Wege wählen, deren oberer ziemlich eben ist und durch das von den Hereros bewohnte Weidefeld führt, der untere aber dem Laufe des Tsoachaub auf dem rechten, nördlichen Ufer folgt und dadurch unaufhörlich über Hügel hinauf und in die Thäler der Nebenflüsse hinab sich schlängelt, um erst bei Neu-Barmen, auf Otjiherero Otjikango genannt, in einen ebenen Weg über Osona nach Okahandja einzulaufen. Wir wählten unserer Pferde wegen, und um etwas von dem Feldleben der Hereros kennen zu lernen, den erstgenannten und fuhren über einen harten Weg zwischen mannshohen dichten Büschen wieder durch ein leicht gewelltes Gelände dahin, welches in nordöstlicher Richtung von Otjimbingue liegt und denselben Charakter trägt wie das ganze übrige Hereroland.

Der Tag war glühend heiß gewesen, aber ein milder Abend folgte der Tagesgluth. Unsere Pferde hatten in dem gastlichen Stalle des Herrn Nels anscheinend tüchtig Hafer, einen ihnen sonst fast unbekannten Artikel, gefressen, und auch bei uns war nach diesem rastlosen Tage, welcher uns so viel Neues gebracht hatte, ein gewisses Wohlbehagen eingetreten, daß wir wirklich ganz beseligt in die Mondnacht hinausreisten und andächtig dem flotten Getrappel unserer vier Pferde lauschten. Nach zwei Stündchen machten wir Halt, spannten aus und legten uns

nach einer Tasse Kaffee auf unsere Decken. Ich war durch meine bisherigen Reiseerfahrungen schon klüger geworden und wählte mir einen Platz mit weichem Sande zum Lager, kratzte mit beiden Händen eine Furche und legte mich in diese hinein; bei späteren Wanderungen habe ich mein „Bett" stets in dieser Weise „gemacht" und habe diese Maßregel sehr praktisch gefunden. Eine Decke unter mir, eine andere über mir, und mein Bündel unter dem Kopf sicherten mir eine herrliche Nachtruhe, die aber leider nur kurz bemessen war, da bereits um 5 Uhr, noch bei Dunkelheit, wieder aufgebrochen werden sollte.

Das Erwachen war nicht sehr erfreulich, denn hier oben waren wir bereits in die Region des Regens nnd damit auch des Thaues gelangt, und unsere Gewehre waren daher in nicht sehr angenehmer Weise angefeuchtet, als wir die Augen öffneten. Die Fahrt durch den thaufrischen Morgen war aber entzückend, und die Lieblichkeit dieser lachenden grünlich-gelben Landschaft, deren Bild sich in leichten Wellen weithin sichtbar vor unseren Augen entrollte, mit den eigenartigen spitzen Kegeln, welche immer wiederkehrten, und dem massigen Gebirge des Liven-Berges zu unserer Rechten war wirklich bezaubernd. Was jedoch diesem Bilde einen besonders eigenartigen Reiz verlieh, war die Durchsichtigkeit und Zartheit der Farben, welche von dem zartesten Wachsgelb, welches die aufgehende Sonne andeutete, bis zum klaren Blau des Morgenhimmels, von dem dunklen saftigen Grün eines vereinzelt vorkommenden Dornbaums und einiger Kletterpflanzen bis zur blassen Heufarbe des eben verblichenen Grases, von dem tiefen Roth der Thonerde bis zum schneeweißen Geglitzer der Quarzfelsen jede Schattirung zeigte.

An diesem Morgen fuhren wir $1^1/_2$ Stunden, rasteten dann für unseren Morgenimbiß und ließen unsere Pferde ein wenig fressen. Dann fuhren wir weitere zwei Stunden, bis gegen 10 Uhr die Sonnenstrahlen so warm und die Pferde so naß wurden, daß die Mittagsrast dringend geboten war. Wir hatten Ondjossa und damit ein gutes Grasfeld erreicht, welches hier, wo schon reichlicher Regen gefallen war, sehr viel dichter als an den Weidestätten des Unterlandes bestanden war. Die Pferde rollten sich mit Hochgenuß im Sande, standen auf, schüttelten sich, daß die Staubwolken flogen, und trabten guter Dinge zum Grasen, während wir uns unter einem Schattenbaume lagerten, aber nicht ohne vorher das Wasserloch, welches ja in diesem dürren Lande besonderes Interesse hatte, in Augenschein genommen zu haben. Ein einfaches Loch von

etwa 2 m Durchmesser und 1 m Tiefe war kunstlos in den Sand gegraben und mit einer Dornenhecke umgeben, um das Vieh abzuhalten. Außerhalb dieser Hecke stand ein Trog, aus einem ausgehöhlten Stamme gefertigt, aus welchem das Vieh trinken sollte, eine sehr zweckmäßige Einrichtung, welche die Hereros überall befolgen, wo nicht offen fließendes Wasser vorhanden ist. Weiterhin im Flußbett waren noch mehrere große Pfützen und auch einige ganz kleine, aus denen die Hererofrauen ausschließlich das Trinkwasser schöpften, was sehr für ihre Reinlichkeit spricht, da ich die Gewohnheit einer besonderen Trinkpfütze bei den Hottentotten nie, bei den Bastards nur sehr vereinzelt beobachtet habe. Wir sahen bei Ondjossa nur einzelne Feldhereros, große schlanke Kerle mit wilden Gesichtern, dreieckig ausgefeilten Vorderzähnen, Ketten, Ringen und Armbändern aus Eisen, Kupfer oder Messing und einer Unzahl von Lederriemen um die Hüften und die Kniee. Ja, es bestand sogar ihr ganzer Lendenschurz aus einem kunstvollen Wirrwarr centimeterdicker Riemen, einem Kleidungsstück, welches der Herero immer nur in einem Exemplar — für sein ganzes Leben — besitzt. Der Grund, daß wir so wenige Hereros sahen, lag darin, daß dieselben aus Furcht vor Hendrik ihre Werften und Herden einige Kilometer von den Wasserstellen abseits liegen lassen, um etwas auf der Höhe oder im Versteck zu sein, und daß sie nur des Morgens, eine Stunde nach Sonnenaufgang, zum Tränken des Viehs an die Wasserstelle kommen.

Die Furcht vor Hendrik Witbooi mag in diesen Tagen berechtigt gewesen sein, denn wir hatten auf unserem Wege kurz vor Ondjossa viele Spuren von Witbooi-Reitern gekreuzt, welche an den kreisrunden geschlossenen Hufeisen im Sande leicht zu erkennen sind. Am anderen Tage begegneten wir auch einem der jungen Hälbichs, welcher von einem Handelszug zwischen den Hereros zurückkehrte und uns erzählte, daß Witbooi vor kaum 48 Stunden einen Einfall in das Hereroland gemacht hatte. Als der junge Mann unserer kleinen, sich schnell bewegenden Staubwolke ansichtig geworden, war er mit seinem alten Begleiter, das Gewehr schußfertig auf dem Schenkel, vorgeritten, um die Gefahr abzuwenden, hatte aber, wahrscheinlich zu seiner angenehmen Ueberraschung anstatt der gefürchteten Witboois unsere Pferdekarre angetroffen. Um die Mittagszeit wurde die Hitze unerträglich, und der Schatten, den wir von unserem Baume erwartet hatten, erwies sich als trügerisch,

denn die Blättchen der Giraffen-Akazie waren zu niedlich, als daß sie uns hätten Schutz gewähren können. Wir machten hier schon die Erfahrung, daß es in unserem lieben Schutzgebiete einen Schatten nach unseren Begriffen überhaupt nicht giebt, sobald man die Region der riesigen Anabäume, welche unseren Eichen durchaus gleichkommen, verlassen hat. Die Blätter der meisten Bäume und Büsche sind klein und gefiedert, und diejenigen Bäume, welche richtige Blätter zeigen, wachsen bis auf den Boden, so daß man sich nicht unter dieselben legen kann und somit nur am frühen Morgen und späten Nachmittage etwas Schatten von ihnen erhält. Unsere Giraffen-Akazie bei Ondjossa aber war das reine Sieb und bot wahrlich keinen Schutz gegen die senkrechten Sonnenstrahlen im Februar unter dem 22. Grad südl. Breite. Ich könnte nicht behaupten, daß die Hitze sehr drückend gewesen wäre, wie ich überhaupt niemals unter derselben gelitten habe. Sie war ungeheuer leicht und trocken, so daß sie die Schweißabsonderung hervorrief, aber auch schnell wieder aufsog. Die Haut wurde trocken und schälte sich, und die Fingernägel wurden ganz spröde, so daß man den ganzen Tag über das Gefühl hatte, man würde in einer besonderen Spannung gehalten. Bei Sonnenuntergang, wenn die Blendung und die glühende Erhitzung der Haut aufhörten, trat dann eine Reaktion ein, welche ungeheuer wohlthuend war, etwa als ob man sich mit einer belebenden Salbe bestrichen hätte.

Während die Nachmittags-Siesta auf Ondjossa also in keiner Beziehung ein Genuß war, sollte die Weiterfahrt, welche um 6 Uhr angetreten und mit einstündiger Pause bis gegen 11 Uhr fortgesetzt wurde, desto schöner sein. Sie führte uns in einer sternenhellen Mondnacht, in der die Sichel so blank geputzt am Himmel stand, als ob sie aus cuivre poli wäre, über harten Boden zwischen den schwarzen Schatten der Büsche und den unheimlichen dunkelen Massen von Felskegeln dahin, ohne daß sich ein Lüftchen regte oder ein Wölkchen die Klarheit der Sterne verdunkelte. Der Nachthimmel war wunderbar schön und erinnerte mich in seinem Glitzern und Flimmern unzähliger kleiner Sternchen an eine Theaterdekoration; wieder erschien er so unruhig, so fieberhaft, so überladen mit gelblichen, weißlichen und grünlichen Lichtern, wie in jener Nacht im Kapstadter Hafen, in der ich zum ersten Male den südlichen Himmel bewundert hatte.

Eine Nacht auf hartem Boden mit entsetzlicher Plage von Moskitos folgte dieser Fahrt. Am anderen Vormittag erreichten wir Okombahe,

wo wir mittags rasteten und zum ersten Male die Feldhereros in ihren Nationaltrachten zu Gesicht bekamen. Okombahe liegt an und in einem breiten Flußthal, welches dem Tsoachaub zuläuft, hat viele große Bäume, hohe Büsche und dichtes Gras, gute Wasserstellen und ein welliges Hügelland zur Umgebung, welches man mit bunten Rindern besäet sieht, während Ziegen und Schafe in großer Menge, von nackten schwarzen Buben angetrieben, die nahen Büsche durchziehen. Unter den hohen Bäumen steigen leichte Rauchwolken kerzengerade in die blaue Luft, darunter stehen kegelige Hütten aus Knüppelholz mit Gras und Büscheln besteckt, und vor diesen hocken große Weiber, zum Theil alt, runzelig, triefäugig und scheußlich, zum Theil üppig und voll entwickelt oder schlank in der ersten Jungfräulichkeit, mit wohlgeformten Gesichtszügen und Nasen, mit freiem Ausdruck und schönen lachenden braunen Augen. Von ihrem Kopfe war nur die Stirn sichtbar, ließ jedoch deutlich erkennen, daß die Haare glatt abrasirt waren. Der übrige Kopf war mit einer Haube aus gefettetem Leder bedeckt, welche das Gesicht mit einer Wulst umrahmte und in Lappen auf die Schultern herabhing, an dem Hinterkopfe mit drei lanzenförmigen gebogenen Blättern, welche in die Höhe standen und mit einem langen Behang von Eisenperlen geschmückt war. Um die Schultern schlang sich, vor der Brust zusammengehalten, ein Mantel aus dem gleichen gefetteten Leder, um die Hüften legte sich ebenfalls eine solche Lederdecke, der Karoß, der, reichlich mit Eisenperlen benäht, lang herabhing und Beine und Unterkörper bedeckte, so daß die Kleidung der Hererofrau als eine sehr decente bezeichnet werden muß. Als besondere Schmuckstücke tragen die Frauen Kettenarmbänder und Ringe um die Fußgelenke, welche mit einer gewissen Kunstfertigkeit gemacht, aber so schwer sind, daß eine reiche Frau nur ganz langsam und schleppend gehen kann. Die Menge der Ringe richtet sich nach dem Reichthum des Ehegatten, und man sagt, daß diese Ringe den Zweck haben, ein Entlaufen der Gattin unmöglich zu machen. Ich habe oft derartigen Fußschmuck gesehen, welcher so schwer war, daß die Besitzerin gar nicht gehen konnte, sondern mit wunden Füßen an ihrem Feuer hockte. Bei den Ovambos, welche nördlich des Hererolandes wohnen, werden diese Ringe noch schwerer und so dick wie eine tüchtige Wurst; sie sind meistens aus Kupfer gemacht, welches aus der Ottavi-Mine schon seit einem Jahrhundert entnommen wurde und so zur Entdeckung dieses Kupferlagers führte. Die Kleidung der Männer habe ich

bereits beschrieben, dagegen muß ich erwähnen, daß sowohl Frauen als Männer, sofern sie sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuten, über und über mit einer dicken Schicht chokoladenfarbiger fettiger Masse bestrichen waren, welche einen durchdringenden Gestank ranziger Butter ausströmen ließ. Diese Masse wird aus den Buttertheilen der dicken Milch, welche bei den Hereros die Hauptnahrung bildet, und aus Ocker bereitet und anstatt einer körperlichen Reinigung auf die Haut aufgetragen, so daß der reichgeborene Herero in seinem Leben nie gewaschen, sondern nur eingesalbt wird. Der Geruch dieses ranzigen Fettes ist ungemein widerlich und so durchdringend, daß man ihn gar nicht wieder los wird und anfangs selbst im Freien Brechreiz verspürt. Doch man gewöhnt sich ja an sehr Vieles, und so habe ich nach einjährigem Aufenthalt auch die Hereros nicht übelriechender gefunden als manches Andere. Die Kinder der Hereros sind reizend, besonders die kleinen Mädchen zeichnen sich durch schlanken Wuchs, zartes Wesen und anmuthigen Ausdruck aus und tragen eine besonders hübsche Tracht, welche allerdings nur in schmalen Riemchen besteht. Auf dem rasirten Kopfe bleibt am Wirbel ein kleines Knäuel stehen, welches mit 10 cm langen Riemchen durchflochten wird, an deren Enden wiederum Eisenperlen befestigt sind, ein Schmuck, der, wenn auch sehr eigenthümlich und einfach, so doch wirklich sehr gefällig ist. Ebenso kleidsam ist dieser Schmuck um die Hüften, wo die Riemen bis über die Kniee reichen und über einen kleinen Lederschurz fallen, aber nie die Bewegungsfreiheit hindern und durchaus decent sind.

Sobald wir anhielten, kamen eine größere Anzahl Männer, lauter Riesengrenadiere, mit Gewehren, welche sie in der Art, wie der Tanzbär seinen Stock, wagerecht über der Schulter trugen, indem sie beide Arme über Lauf und Kolben legten, auf uns zu, musterten uns mit unverschämten Blicken und fragten, was es Neues gäbe. Kora mambo sagten sie, d. h. erzähle Worte, der Sinn ist aber immer nur: Was macht Hendrik? Wir erfuhren mehr, als wir ihnen erzählen konnten, nämlich daß Hendrik mehrere Posten abgeschossen, d. h. die Wächter durch Schüsse verjagt und das Vieh geraubt hatte, und daß Samuel Maharero mit einem größeren Kommando ihn verfolgte. Wir bedauerten sehr, daß Samuel ausnahmsweise so kühn und unternehmend gewesen war, da unser morgiger Besuch auf Okahandja vornehmlich ihm gelten sollte, und fuhren dann schleunigst weiter, da die längere Unterhaltung mit den Herren auf Okombahe keine besonderen Reize für uns hatte.

Hinter Okombahe wurde das Gelände etwas hügeliger, und es ging bald bergauf durch ein dichtes Buschfeld zu einer Kuppe, die eine weite Aussicht bot, bald bergab in eine Mulde, wo unsere armen Pferde mit keuchendem Athem durch ein schwer sandiges Flußbett waten mußten. Die Landschaft wurde immer lieblicher, die Farben immer saftiger und frischer, und man sah deutlich, daß hier noch vor wenigen Tagen Regen gefallen war, trotzdem kein Wölkchen das ewige Blau des Himmels trübte. Nur am Vorabende unserer Ankunft auf Okahandja fiel ein leichter halbstündiger Regenschauer auf uns nieder und dämpfte den Staub ganz, der ohnehin auf der ganzen Reise sehr gering gewesen war.

Ein neuer Morgen dämmerte und entrollte uns ein Landschaftsbild, das zu den lieblichsten gehört, die ich in Südafrika gesehen habe. In weiter Ferne die Kuppe des Kaiser Wilhelms-Berges, unter welchem die Linie des Tsoachaub als ein heller Streifen sichtbar war, rechts blaue Gebirgsmassen und links eine weite lachende Ebene, vor uns aber ein Hinauf und Hinab, ein Roth und ein Grün von Hügeln und Thälern, von Büschen und Wiesenmatten mit den majestätischen Gruppen und tiefen Schatten sehnlichst erwarteter Anabäume, mit vielen rauchenden Hütten und belebt von unzähligen Herden, deren Brüllen, Blöken und Wiehern, mit dem Gezwitscher der Vögel vermischt, in die erwachende Natur hinausklang. Zu beiden Seiten des Weges eilten Völker von Perlhühnern mit blauem Kopf und rothem Kamm aus den Thälern, wo sie genächtigt und getrunken hatten, die Hügel hinan und flogen, wenn wir ihnen allzu nahe gekommen waren, mit dem zitternden Schrei der Pfauen in flachem Fluge davon. Die Thäler waren hier so breit und so lieblich, so heimlich, grün und fruchtbar, daß man sich nach deutschen Gauen versetzt glaubte. Allenthalben lagen die Werften der Hereros umher und man hörte ihre Stimmen und ihr heiteres Lachen.

Inmitten dieses Paradieses lag Omusura-Kurumba, eine größere Werft, welche schon wie die meisten der reichen Hereros mit einem 2 m hohen Pallisadenzaun umschlossen war. Hier standen die Anabäume dichter, mehrere Meter hohe Gesträuche verdeckten die Aussicht und erweckten den Eindruck, daß man sich in einem heimathlichen Wald- und Wiesengelände befinde. Selbst der Boden war an den Lichtungen mit saftigem Grün bedeckt, und auf ihm sahen die rauchigen Hütten der Hereros, die ungefügen Knüppelgehege, das bunte Vieh und die eigen-

artigen, hohen, dunklen Gestalten ganz romantisch aus. Es war ein ziemlich weites Thal, welches wir durchfuhren, ehe wir einen Granitbult überschritten, an dessen jenseitigem Abhange Okahandja im Schimmer der Vormittagssonne zu unseren Füßen lag. Auf schlängelndem Wege fuhren wir in das Thal hinab, welches durch den Anfangslauf des „Wassers von Okahandja" gebildet wird. Dieses ist der eine der Quellarme des Tsoachaub, dessen anderer Arm als das „Windhoeker Wasser" sich bei Otjikango mit dem ersteren vereinigt, und läuft in nordsüdlicher Richtung durch eine Ebene, deren einzige Erhebung der Kaiser Wilhelms-Berg nordöstlich von Okahandja ist, während im Südosten die Otjihavera- und Onjati-Berge sich, allmählich ansteigend, mit den blauen Massen des Awas-Gebirges bei Windhoek vereinen.

Der Wagen eilte in das Thal hinab, über hartgestampften Lehmboden hinweg, hier an einem mittelgroßen Kameeldorn, dort an ein paar Büschen vorüber, dann durch eine weite Fläche ohne Busch, ohne Baum, ohne Schatten, ohne Halm, nur mit einzelnen kleinen Häuschen besetzt, welche die Form kleiner Kisten hatten und wie Kinderbauten ohne viel Sinn für Ordnung dorthin gestellt erschienen. Und welche Sonne! Mir thaten die Augen weh, und ich mußte meinen Hut weiter in die Stirn ziehen, so sehr blendeten mich diese Meisterwerke der Hererobaukunst — und dabei war es erst 8½ Uhr!

Das war mein erster Eindruck von Okahandja, der Haupt- und Residenzstadt des Häuptlings der Hereros!

Wir waren auf der Breitseite an den Ort gekommen und mußten nun etwas nach rechts biegen, um zu der Wohnung des Missionars Diehl, welche in der Mitte des Ortes, der Kirche gegenüber lag, zu gelangen. Wir hielten denn auch bald vor einem niedrigen grellweißen Häuschen, dessen Fenster winzig klein, und dessen Thüren sehr niedrig waren. Es lag ganz auf der Straße, weder von einem Hof, noch von einem Gärtchen umgeben, so daß es gerade nicht besonders freundlich ausschaute. Um so freundlicher waren jedoch unser Wirth, ein großer, breiter, wohlgenährter Mann, und seine kleine schmächtige Gattin, die uns bewillkommneten und uns zu ihrem ersten Frühstück einluden, welches, hier nach englischer Art Breakfast genannt und immer mit einem warmen Fleischgericht gegeben, uns nach der langen Fahrt und der kargen Verpflegung sehr gut schmeckte. Das Frühstück wurde von einem sehr großen schlanken Hereromädchen aufgetragen, dessen Züge zwar nicht

besonders anmuthig, sondern wohl wegen der Anwesenheit ihres Brotherrn und Lehrers in sehr ernste Falten gelegt, sonst aber weiblich und nicht ohne klugen Ausdruck waren, deren Figur jedoch von seltenem Ebenmaß und seltener Eleganz erschien, wenn auch die Bewegungen etwas Linkisches und Verlegenes hatten. Einen seltsamen Kontrast bot die kleine, emsige und nervöse Frau des Missionars zu dieser stolzen Schönen des Landes, die, vielleicht einer der ersten Familien entsprossen, mit der Ruhe und der Würde einer Königin um den Tisch ging und uns die Schüsseln reichte mit einer Miene so voller Hochmuth und Geringschätzung für uns arme Erdenwürmer, daß man sich ganz klein vorkam.

Herr Missionar Diehl war der Omuhonga, d. h. der Lehrer des Ortes, der Prediger und Seelsorger der Gemeinde, ein überaus freundlicher und wohlwollender Mann, der das Otjiherero fließend sprach und predigte und unter seinen Zöglingen wohlgelitten war. Zu jener Zeit war Herr Diehl der Vorsitzende der Mission im Hererolande, da er der älteste Missionar im Lande war; seine Gattin war eine Finnin von Geburt, welche mit einem finnischen Missionar nach Ovamboland gekommen, dort jedoch Wittwe geworden war. Außer Herrn Diehl war noch der Missionar Viehe in Okahandja stationirt, woselbst er das am Südende des Ortes belegene Augustineum, eine Schule für eingeborene Knaben, welche zu Schulmeistern ausgebildet werden sollen, leitete. Er war vor Kurzem mit dem Bau der Anstalt, welchen er selbst mit einem Bastard, Joseph Claaze, und wenigen Arbeitern ausgeführt hatte, fertig geworden. Wir machten Herrn Viehe sehr bald unseren Besuch und fanden in ihm einen bereits ergrauten, aber sehr frischen, thatkräftigen und gebildeten Mann, welcher als Deutsch-Amerikaner auch die englische Sprache völlig beherrschte. Neben dieser ist Herr Viehe im Holländischen und im Herero vollkommen zu Hause und gilt als der beste Kenner der Sprache und des Volkes. Aus diesem Grunde ist auch sein Einfluß in früheren Jahren ein sehr bedeutender gewesen, während er wohl jetzt durch seine ausschließliche Beschäftigung mit der Schule und seinen Zöglingen und dadurch, daß er den Einwohnern von Okahandja weniger bekannt ist, an Einfluß verloren hat. Das Augustineum ist ein langes Gebäude mit zwei rückwärtigen Flügeln, die einen Hof umschließen und in deren einem die Schule, in dem anderen die Vorrathsräume sind. Eine Eingangshalle trennt das Wohnhaus in zwei Theile, so daß auf der einen

Seite Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche, auf der anderen Andachtszimmer und Studirzimmer des Missionars liegen. Frau Viehe, eine kleine rührige Frau von großer Herzensgüte und einer wahren Engelsgeduld, waltet wie eine Mutter über Zöglingen und Hauswesen. Sie führte uns überall umher, und es war wirklich kein Winkel vorhanden, den sie nicht hätte zeigen können, denn es war Alles so reinlich und ordentlich, wie es in einem deutschen Hause nicht besser hätte sein können. Die dreizehn Schüler, von denen der eine ein Bastard, Franz Gerdzen, einer ein Berg-Damara, einer der ehemalige Diener des Reisenden Majors v. Mechow, ein Ovambo, die anderen Hereros waren, sahen frisch, gesund, intelligent und besonders sehr vergnügt aus. Herr Viehe läßt ihnen auch völlige Freiheit über die Zeit außer den Lehrstunden. Sie machten den Eindruck sehr artiger, gutherziger und reinlicher Jungen, waren ganz europäisch gekleidet, halfen im Hause, wo es Noth that, trugen Lasten, holten Wasser, hackten Holz und waren zu Allem willig bereit. Ueber die wissenschaftliche Ausbildung vermag ich nicht viel zu sagen, obgleich Herr Viehe in unserer Gegenwart einige Fragen über Deutschland stellte, die sehr gut beantwortet wurden, und obgleich ich eine Weltkarte und eine solche von Afrika im Schulzimmer hängen sah. Ich zweifle nicht, daß bei der großen Intelligenz dieser Rassen die Kinder sehr schnell auffassen und eigentlich wohl mehr lernen, als ihnen und vor allen Dingen als uns gut ist, wenn auch Herr Viehe darüber klagt, daß ihm die Burschen viel Arbeit machten. Viele Arbeitsstunden am Tage giebt es allerdings, aber ich glaube, daß sie Herrn Viehe Freude machen und ihm eine dankbarere Thätigkeit bieten, als alle anderen Missionare sie haben. Ich ließ mir auch ein kleines Geigenkonzert mit Harmoniumbegleitung vorführen und muß sagen, daß die musikalische Begabung der wollköpfigen Virtuosen eine recht gute war, daß die Energie des Strichs nichts zu wünschen übrig ließ, die Geigen aber verteufelt schlecht waren, und daß Sarasate und Joachim wohl noch neben ihnen bestehen können. Besonders anerkennenswerth sind die Bemühungen des Missionars Viehe, seinen Zöglingen ein wenig von jedem im Lande nöthigen Handwerk, wie Maurerei, Zimmerei, Schlosserei, vom Schneidern und etwas von der Gartenarbeit zu lehren. Als der große neue Garten, zehn Schritt hinter dem Augustineum gelegen, angelegt wurde, mußte jeder Zögling selbst Ziegel zur Mauer formen und ein Stück derselben bauen, ein Wasserloch graben und im Stand halten,

ein Stück Land urbar machen, umgraben, bepflanzen und begießen, so daß in ihnen das Interesse für solche Arbeiten geweckt wurde und sie eine gewisse Kenntniß der Gartenkultur erlangten. Der Unterricht wird im Herero begonnen, in der holländischen Sprache fortgesetzt und schließlich auch Deutsch gelehrt, so daß fast alle Knaben etwas deutsch sprechen können.

Das Augustineum macht den Eindruck eines fertigen Ganzen, welches, richtig gedacht, mit Liebe, Fleiß und echtem christlich deutschen Sinn geleitet, das erzielt, was es bezweckt, nämlich die Heranbildung von Männern, deren Gemüth und Verstand sich unter dem wohlthuenden Einfluß christlichen Familienlebens, fern von allen schlechten Eindrücken, zu einem festen Charakter formt, und Missionar Viehe und seine tüchtige Gattin sind gewiß die richtigen Leute am rechten Platz.

Am Südende von Okahandja ist die Umgebung hübscher und schattiger als weiter hinauf, wo die Herden den Platz vertreten und verunreinigen. Gleich neben dem Augustineum liegt ein großer Rasenplatz, der zu jener Zeit frisch grün, mit gelben Blumen bedeckt und von hohen Bäumen beschattet war. Unter einigen solchen Bäumen liegt die Hütte eines alten Engländers mit Namen Irons, der hier seit 30 oder 40 Jahren lebt, sein einziges Kind hier begraben hat und selbst sein Leben hier beschließen will. Er ist von Profession Schmied, reparirt Wagen und Gewehre und handelt daneben mit Ochsen. Seine Hütte im tiefen Schatten der Bäume mit dem kleinen Garten, der Umzäunung und der Werkstatt im Freien sieht wie das Thema zu einem Gedicht aus und ist in Wahrheit ein hübscher Fleck Erde.

Die Wohnungen der Hereros, wohl nicht mehr als 60 an der Zahl, bilden zwischen der Kirche und dem Augustineum eine Art von Straße, indem sie rechts und links in zwei ziemlich gleichen Reihen 50 bis 100 Schritt auseinander liegen. Ihr Mittelpunkt ist das etwas höhere und ganz hübsche Haus des Kronprätendenten Samuel Maharero. Samuel ist der älteste hinterlassene Sohn des alten Oberhäuptlings Maharero Katjamuaha, aber eigentlich nicht sein Erbe, da unter den Hereros, bei denen zwar la recherche de la paternité nicht untersagt, aber wohl sehr schwer ist, Rechte und Besitz nicht in männlicher Reihenfolge von Vater auf Sohn, sondern durch die älteste Schwester auf deren ältesten Sohn vererbt werden. Nach dieser Gepflogenheit war Samuel weder Häuptling noch Erbe des auf 60 000 Rinder geschätzten

Reichthums seines Vaters, dessen Schwestern und Brüder ihn deshalb auch weder anerkannten noch an dem Erbe theilnehmen ließen, sondern vielmehr das Letztere in unregelmäßiger Theilung zerstückelten. Der eigentliche Erbe als der älteste Sohn der ältesten Schwester des alten Maharero war Nikodemus, der reichste und angesehenste des Ovambandjeru-Stammes, östlich von Okahandja, welcher denn auch den Löwenantheil, nämlich die Hälfte für sich nahm, die ihm sowohl als legitimem Erben wie als Häuptling zustand. In die andere Hälfte der Hinterlassenschaft des Alten theilten sich seine Brüder, an deren Spitze Riarua und Kavizeri standen, und Samuel erhielt nur einen sehr geringen Theil. Wenn auch der Besitz an Vieh unter den Hereros das Ansehen begründet, so war doch hier, vielleicht zum ersten Male, Samuels Stellung nichtsdestoweniger eine sehr bedeutende, weil er seit Jahren die Geschäfte seines Vaters besonders mit den Europäern geleitet hatte und daher diesen gut bekannt, der holländischen Sprache und civilisirter Umgangsformen mächtig war. Dazu kam, daß Samuel in seinem Onkel Simoni, der als Bruder seiner Mutter sein natürlicher Erbonkel war, einen enorm reichen und deshalb auch mächtigen Beschützer fand, so daß sich im Jahre 1891 die beiden Parteien für und wider Samuel Maharero ziemlich die Wage hielten, wobei noch der Name „Maharero“ und Samuels allbekannte Persönlichkeit für diesen in die Schale fielen.

Wir besuchten Samuel an diesem Tage nicht zuerst, sondern empfingen am Nachmittage den Besuch Samuels und seines hohen Gefolges in der Wohnung des Missionars Diehl. Als wir uns gerade nach dem Mittagessen ein wenig ausgeruht hatten, verdunkelte sich das durch Fenster und Glasthüre fallende Licht, und wir sahen eine Anzahl schwarze Gesichter mit plattgedrückten Nasen in das Zimmer lugen; dann hörten wir sie laut miteinander sprechen, und schließlich wurde an die Thür geklopft. Auf unser „Herein“ erschienen mehrere alte und junge schwarze Riesen und setzten sich mit einem unartikulirten „morro“ d. h. guten Morgen, auf Stühle und Kasten oder hockten sich auf die Erde nieder, aber ohne irgendwie Notiz von uns zu nehmen. Auf unsere Frage: „Waar is de captein?“ wurde uns bedeutet, daß Samuel noch draußen stehe; also waren unsere Gäste nur der große Vortritt Seiner Hoheit!

Sobald der Missionar aus seinem Zimmer unter uns trat, erschien ein großer Schwarzer von etwa 30 Jahren mit runden, etwas hervor-

quellenden Augen, dünnem Backenbart, im Ganzen von etwas semitischem Typus, aber wohlgestalteter Figur und gefälliger Kleidung, deren Glanzpunkt eine blendend weiße Jacke war. Es war Samuel Maharero. Seine bereits erwähnten Onkel, welche alten Schmarotzer er wohl nur aus Politik um sich duldete, begleiteten ihn und sahen sehr viel weniger schmackhaft aus.

Es ist mir im Hereroland immer und immer wieder aufgefallen, daß die alten Männer den Ausdruck des Geizes, die jungen den der Erwerbsucht zur Schau tragen. Da die ganzen Einrichtungen der Erbschaft wie der Viehwirthschaft und andere Sitten auf die sinnlose Anhäufung von Reichthümern bei dem geringsten Verständniß für den Genuß derselben berechnet sind, so ist schon bei jungen Leuten vom 20. Jahre ab eine Habgier und eine Sucht, Geld zu machen, in jedem Gesichtszuge ausgeprägt, wie wir sie zum Glück nur bei unseren Brüdern vom Stamme Sem kennen. Ein lebendiges Beispiel zu dieser Regel habe ich in den beiden ebengenannten höchst vornehmen alten Herren und deren Söhnen kennen gelernt. Assa Riarua, Riaruas Sohn, ein Mann, der von Seite seiner Mutter wohl 10 000 Rinder (600 000 Mark) besaß, feilschte neun Jahre lang um 3 Lstrl. und handelte bei einer Frachtfahrt mit sieben Wagen, die ihm fast 2000 Mark Reingewinn brachte, um jeden Groschen, während der junge Justus Kavizeri, den der alte Herr allerdings sehr kurz hielt, so daß er neben seinem Amt als Kommandeur der Schutztruppe des Samuel auch noch Kellnerdienste bei diesem versehen mußte, im Betteln um Cigarrenstummel, um eine Pfeife voll Tabak oder einen Sixpence eine Beharrlichkeit besaß, die einem Finanzminister, der sich von 100 bewilligten Millionen nicht 10 000 Mark streichen lassen will, alle Ehre gemacht hätte. Bei Justus war diese Eigenschaft unausstehlich, und ein Verkehr mit ihm endete immer mit dem, was der Berliner mit „Nu aber raus!“ einleitet.

Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt, die Hände gedrückt und vorgestellt hatten, begann das Kreuzfeuer der Fragen mit dem ewig gleichen „Wo kommt Ihr her?“ „Wo wollt Ihr hin?“, woran sich sehr bald kleine unangenehme Bemerkungen reihten, deren Grundgedanke war, daß das Wasser und das Land bei Windhoek den Hereros gehöre und nicht den Deutschen. Die Fragen wurden im Otjiherero bald von Samuel, bald von einem der Alten gestellt und vom Missionar an uns ins Deutsche übertragen und ebenso beantwortet. Major v. François führte

auf unserer Seite das Wort und sagte, daß Windhoek als eine Station zwischen Witbooi und den Hereros gewählt worden wäre. Diese Andeutung genügte wieder, um das leidige Thema des Schutzes gegen Hendrik Witbooi zur Sprache zu bringen, und die Grobheiten fielen hageldicht. Es hieß da: „Warum seid Ihr ins Land gekommen?", „Ihr habt uns Schutz gegen Hendrik Witbooi versprochen! Wo ist dieser Schutz?" „Wenn Ihr uns nicht schützt, brauchen wir Euch nicht!" „Wir waren viel glücklicher ohne Euch, wir werden glücklicher sein ohne Euch!" Kein Einwand half uns aus der Klemme, und als Major v. François sagte: „Wir haben im Schutzvertrag versprochen, uns nicht in die Streitigkeiten zu mischen, solange nicht ein Weißer dabei zu Schaden kommt; der Schutzvertrag bedeutet nur, daß Euch das Reich gegen Portugiesen und Engländer schützen will!" da lächelten sie höhnisch und meinten, sie wollten gar nicht gegen die Engländer geschützt sein. Nur einmal wurden ihre Gesichter ernst, und ein gewisses Verständniß verrieth sich für einen Augenblick in ihren Zügen, als nämlich der Major erwähnte, daß das Deutsche Reich die Hereros auch gegen die Boeren, diese gefürchtetsten Eroberer Südafrikas und bestgehaßten Verächter der schwarzen Rasse, beschützen würde. Wir schlugen Samuel vor, sich doch selbst mit seinem zahlreichen, gut ausgerüsteten Volk gegen die Hand voll Hottentotten zu vertheidigen, worauf er antwortete, die Hereros seien zwar groß, aber ihr Herz klein, während die Hottentotten nur klein an Leib wären, aber ein großes Herz hätten. Es kam hier der Fatalismus zum Ausdruck, dem sie nach meiner Meinung aus Trägheit sich hingeben.

Sehr viel erfrischender wirkte es, als wir Samuel auf die Geschichte seines Volkes brachten, und er uns von dem alten Maharero, seinem Vater, erzählte, der ein großer Mann gewesen war und es vom Viehtreiber des Hottentottenhäuptlings Jonker Afrikaner bis zum Oberhaupt seines Volkes gebracht hatte. Dieses, welches verarmt und von Jonker Afrikaner geknechtet war, hatte er befreit und wieder zu Reichthum und Ansehen gebracht. Auch von seinem älteren Bruder Wilhelm, welcher dem alten Maharero in Tapferkeit und Thatkraft ähnlich war und als Anführer der Hereros in ihrem einzigen siegreichen Gefecht gegen drei Hottentotten- und einen Bastardstamm bei Otjikango geblieben war, erzählte Samuel mit Stolz und Begeisterung, die sich allerdings äußerlich nur im fließenden Sprechen kurzer scharfer Sätze und in dem

athemlosen Zuhören der anderen Kaffern zeigte. Danach schieden wir ganz freundschaftlich. Ich habe später bemerkt, daß die Zurückhaltung gegenüber jedem Mitgliede der Schutztruppe eine sehr markirte war, und daß der Respekt sofort aufhörte, wenn man sich allein unter den Hereros befand.

Ich kann nicht sagen, daß ich einen angenehmen Eindruck von dieser Unterredung gewonnen hatte. Es drückte mich das Gefühl, daß unsere Gegenwart im Schutzgebiet entweder mit einer Lüge, falschen Vorspiegelungen oder einem nicht gehaltenen Versprechen begonnen hatte, oder daß wir aus irgend einem anderen Grunde zu Unrecht dort wären, daß wir diesen Leuten bisher keinen Segen gebracht hatten und auch nie bringen würden. Wohl möglich, daß mich mein Gefühl täuschte und der wohl unbestrittenen Thatsache entsprang, daß die Kultur so viele Schäden und die Kolonisation so viele Härten für die Ureinwohner bringt, daß es kaum möglich ist, Kultur und Kolonisation als einen Segen für die letzteren zu betrachten, möglich auch, daß mein Gefühl gegenüber spitzfindigen Juristen und berechnenden Staatsmännern ein irriges zu nennen ist, gleichviel! es war vorhanden und ist es noch!

Aber nun zu einem anderen, ansprechenderen Bilde. Der Schullehrer Josaphat führte uns in das Schulhaus neben der Kirche und ließ seine 30 Schüler und Schülerinnen, welche von 6 bis zu 20 Jahren zählten, und aus deren Augen eine solche ungetrübte Heiterkeit und Reinheit leuchtete, daß man sie den hübschesten weißen Kindergesichtern vergleichen konnte, einige Lieder vortragen, unter denen „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über Alles“ mit einem solchen Schwung „verarbeitet“ wurden, daß man mehr den Sinn für Rhythmus als für Musik heraushörte. Welche Worte die Kinder zu diesen Liedern sangen, vermag ich wirklich nicht anzugeben, da es Otjiherero war, ich bin aber überzeugt, daß sie kein Wort des erhabenen Sinnes verstanden, dagegen klang es sehr hübsch, da die Hereroworte sich nur aus kurzen Silben mit vielen Vokalen zusammensetzen. Die Stimmen der Kinder waren hell, aber etwas schreiig, der Gesang anscheinend nach dem Gehör mehrstimmig, ganz rein eingeübt, aber lange nicht so musikalisch abgetönt, wie ich dieses später im Lager der Witbooïs auf Hornkranz aus mehreren Hundert Kehlen hörte.

Die Kirche war ein hoher hallenartiger Raum, in Kreuzform gebaut und daher akustisch recht ungünstig, wenn es auch sonst die größte

Kirche war, die ich im Schutzgebiet gesehen habe. Jeder Theil konnte so viel Zuhörer fassen, wie die anderen Kirchen nur überhaupt aufzunehmen im Stande waren. Dafür waren jedoch gar keine Holz- und nur wenige Steinbänke vorhanden, so daß, wie ich später einmal sah, die meisten Andächtigen auf der Erde hockten. Ausschmückung irgendwelcher Art fehlte ganz, das Harmonium war das schlechteste, und die Kanzel die — gelinde gesagt — einfachste, die ich je gesehen, ja, die Kirche war weder innen noch außen abgeputzt, und entlang den Wänden waren Rillen ausgewaschen, die der Regen durch das schadhafte Dach gespült hatte. Aber die Größe der Kirche, die Duldsamkeit der Lehrer und Gemeindemitglieder haben es hier zugelassen, daß eine große Menge heidnischer Hereros, nur mit dem Schurzfell bekleidet, sich, vom Wissensdrange getrieben, des Sonntags zum Gottesdienste einfindet, eine Gepflogenheit, die ich sonst nirgends beobachtet habe, aber für die allein richtige und segensreiche halte.

Auch das Haus des alten Maharero, am äußersten Nordende des Platzes, wurde uns gezeigt, und dabei ein Gegenbesuch bei Samuel gemacht, welcher hier in einer engen Hütte seine Audienzen zu ertheilen pflegte. Es wurde uns hier die berühmte Omeire, das Hauptnahrungsmittel der Hereros, nämlich dicke geschüttelte Milch, in großen, wohl zehn Liter fassenden Kalebassen aus Holz oder Kürbis kredenzt und schmeckte uns, da sie kühl war, ganz gut. Die Bettelei der Großen des Reiches war aber unausstehlich, da dieselben Leute, denen man soeben etwas gegeben hatte, nach fünf Minuten schon wieder kamen, um dasselbe noch einmal zu erbitten. Dabei begnügten sie sich nicht mit dem bloßen Ausstrecken der Hände, sondern sie stießen mich an, zupften am Rock, befühlten die Taschen, kamen ganz dicht mit ihren schwarzen Gesichtern und flüsterten ihre Wünsche in mein Ohr. Jedesmal war es dasselbe, nämlich Omakeia, d. h. Tabak.

So kam denn der Abend heran und mit ihm unsere Abfahrt von Okahandja, da wir Eile hatten, Windhoek zu erreichen, und noch an diesem Abend zwei Stunden weit fahren wollten. Wir trabten mit der untergehenden Sonne aus dem Orte gegen Süden, überschritten den Tsoachaub, der hier ganz flache, gut mit Bäumen bestandene Ufer hat und über 200 m breit ist, und fuhren dann durch ein flaches mit niedrigen Büschen und großen Grasflächen bedecktes Land, das den Charakter einer Parklandschaft trug.

Den ganzen nächsten Tag hindurch ging es in glühender Sonnenhitze über hartes und im Wesentlichen ebenes Land dahin. Rechts ließen wir das schon früher erwähnte, aus Witbooi's Geschichte bekannte Osona auf einige Kilometer liegen, dahinter sahen wir im Südwesten die Otjiseva-Berge emporragen. Zu unserer Linken begleiteten uns in gleicher südlicher Richtung die Otjihase-Berge, die allmählich zu ansehnlichen Höhen anstiegen. Um uns herum war stets die gleiche eintönige Busch- und Grassteppe, das gedörrte Büschelgras und die Gruppen schattenarmer Dorngesträuche. Der häßlichste und gefährlichste dieser Dornbüsche ist der überall im Lande wiederkehrende Hackedorn, der wegen der gebogenen krallenähnlichen Dornen den recht bezeichnenden Namen „Wart' ein bißchen (Wach en bijtje)" erhalten hat. Jeder, der vom Hackedorn gefangen ist, muß stehen bleiben und vorsichtig den Dorn loshaken, um die Kleider zu retten; ein gewaltsames Abbrechen ist unmöglich. Besonders muß man sich vor kleinen Verletzungen hüten, da die Dornen sehr schmerzhafte Entzündungen der Haut zu erzeugen vermögen. Der Form nach ist der Hackedorn unten eng zusammengewachsen und breitet sich nach oben wie ein Bouquet aus. Das Holz ist knorrig und zu nichts zu gebrauchen, die Blättchen sind winzig und gewähren keinen Schatten. Ein anderer Busch, der Weißdorn, hat lange, weiße, gerade Stacheln, die viel ungefährlicher sind wie die des Hackedorns; er ist aber im Uebrigen ebenso unnütz wie dieser. Diese beiden sind die am häufigsten vorkommenden Büsche, zwischen denen dann noch der dornlose Fahl- oder Aschbusch mit grauen, wolligen, schmalen Blättern, der Bitterbusch mit ebensolchen grünen Blättern und eine Menge anderer kleiner und großer Büsche wachsen, von denen jedoch keiner der Gegend so sehr ihr Gepräge giebt, wie dies beim Hackedorn und Weißdorn der Fall ist.

Gegen Abend erreichten wir die erste Wasserstelle, seitdem wir den Tsoachaub bei Okahandja verlassen hatten, Otjihavera genannt, d. i. hier ist Vieh. Von nun an wurde das Gelände etwas hügeliger. In der Ferne sahen wir genau vor uns, also rechts der Otjihase-Berge, einen isolirten Kegel, der das Ziel unserer heutigen Tagesreise und der Ort unserer Nachtruhe sein sollte.

Die große offene Wasserstelle bei dem Flusse, welcher, von Windhoek kommend, hier einen rechten Winkel nach Westen macht, um bei Otjikango mit dem Wasser von Okahandja den Tsoachaub zu bilden, heißt Okapuka

und besteht aus großen flachen Becken im Flußsande, neben welchen ein lichter Wald aus Kameeldornbäumen mit dichtem Grase darunter sich um den Fuß des Kegels zieht. Okapuka ist ein besonders hübscher Ort für eine Ansiedelung. Wir waren müde und hungrig und dachten nur an Schlaf, da die Reste unserer Marschzehrung alt und trocken waren. Ich habe Okapuka von dieser ersten Nacht und vielen anderen, die ich später dort zubrachte, in keinem guten Andenken, da infolge der Bäume und des Wassers die Moskitos sehr schlimm sind; man muß sich unter die Decke verkriechen, um ihren Bissen zu entgehen, was bei einer warmen Nacht kein besonderer Genuß ist.

Der nächste Tag begann für uns erst mit der aufgehenden Sonne und nicht wie bisher schon um 5 Uhr, da Windhoek nur noch drei kleine Fahrstunden entfernt war und wir nicht zu früh dort eintreffen wollten. Wir ließen uns also Zeit und fuhren gemächlich durch ein völlig ebenes Thal, welches links in einer Entfernung von 1 km von einem Gebirgszug begleitet wurde, während rechts niedrige Hügel bald auf 500 Schritt herantraten, bald sich in die Ferne zurückzogen. Der Hackedorn wurde viel seltener, die kleinen Büsche und das Gras aber dichter und üppiger, so daß das Gepräge der Landschaft wiederum ein anderes wurde, welches ich als norddeutsche Wiesengegend bezeichnen möchte. Wir erreichten Brakwater, wo der Fluß das Thal zweimal kreuzt und eine Wasserstelle bildet, und fuhren dann durch einen Akazienwald mit dichtem Unterholz und meterhohem Grase. Nachdem zwei Bergkegel zur Linken des nun wieder sehr sandigen Weges passirt waren, erstiegen wir eine niedrige von rechts an den Weg herantretende Kuppe und sahen in der Ferne eine Höhe vor uns liegen, die uns als Windhoek bezeichnet wurde.

Sechstes Kapitel.

Stillleben in Windhoek.

Ankunft vor der Feste in Windhoek. — Unser Heim in Kl. Windhoek. — Drika und Aletta. — Eine Erholungszeit.

Nach dreistündiger Fahrt, gegen 9 Uhr vormittags, traten die Hügelränder, welche uns seit Okahandja auf der linken und seit Okapuka zu beiden Seiten begleiteten, etwas weiter zurück, und wir sahen in eine weite Ebene hinaus, an deren südlichem Rande die röthlich schimmernden Massen eines Gebirges, der Awas-Berge, der höchsten Erhebung im ganzen Schutzgebiete, aufragten. Gegen Osten senkte sich das bisher steil aufsteigende Bergland in einer Nase allmählich zu der Ebene herab. Hier bogen wir nach links ab und begannen, durch ein dichtes Akazienwäldchen fahrend, den Anstieg des Berges. Zur Rechten unseres Weges war der sanfte Abhang mit Dornbäumen und Büschen dicht bestanden, zur Linken jedoch stieg ein langer Rücken wie ein Wall steil auf, auf welchem riesige Platten von Gneisschiefer chaotisch durcheinander lagerten und schlanke Aloën mit feurigen rothen Blüthenkronen himmelan strebten. Langsam erklommen wir die Bergnase, welche der Bult oder Berg von Gr. Windhoek genannt wird. Als wir oben angelangt waren, lag zu unseren Füßen ein Thal, welches wohl an zwei Quadratmeilen umfaßte, von Bachläufen durchschnitten, von Hügeln und Wellen unterbrochen, mit Bäumen, Büschen und Gras bedeckt und von dem mächtigen Kranze der Awas-Berge umrahmt, fürwahr, ein prächtiges und farbenreiches Panorama bot.

Auf dem höchsten Punkte dieses langgestreckten Rückens lagen zwischen einem Haufen roher Quadern die Grundmauern eines länglichen Rechtecks

in ihren ersten Anfängen, und in der Mitte war ein roher Bau aus Feldsteinen geschichtet, dessen gedrungene Form und kunstlose Mache das Bild der Wilhelmsfeste von Tsaobis in mein Gedächtniß zurückriefen. Wir standen an der Stelle, wo sich in wenigen Monaten die deutsche Zwingburg aus behauenen Steinen und rothen Ziegeln, mit schlanken Thürmen und schnurgeraden Mauern erheben sollte.

Auch hier war eine Abtheilung von zwanzig Soldaten in zwei Gliedern vor dem Rohbau angetreten, wiederum, wie auf Tsaobis, breite und gesunde Gestalten, gebräunte und geröthete Gesichter, mit weiten schlotternden graugrünen Anzügen und breitkrämpigen Schlapphüten. Ein Unteroffizier trat vor, um die Meldung zu erstatten. Mein Eindruck war der, daß die Lage des Platzes eine militärisch gute und starke war, daß die Aussicht eine herrliche, aber der Aufenthalt auf diesem kahlen Rücken, der ein rechtes Windhoek, d. i. eine Windecke war, kein genußreicher sein mochte. Auf dem oberen Kegel war nämlich fast gar keine Bedeckung vorhanden, und nur Eingeborenenhütten und Viehkraale lagen im Umkreise von 200 bis 300 m umher.

Meine fröstelnde Stimmung wurde jedoch gehoben, als aus den Reihen der Soldaten zwei junge Hünen auf mich zutraten und mich mit warmem Händedruck begrüßten. Sie hatten früher mit mir bei dem 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam gedient und waren mir persönlich bekannt; ihr Aussehen war ein vorzügliches und bestätigte ihre Behauptung, daß es ihnen hier draußen ausgezeichnet ginge. Sie meinten, daß sie auch nach ihrer Dienstzeit, welche noch zwei Jahre währen sollte, nicht nach Deutschland zurückkehren wollten, und sie haben Beide Wort gehalten und sind zur Zeit noch in Südwestafrika. Meine alten Kameraden führten mich in ihre Behausung, welche selbst für ein Provisorium recht minderwerthig zu nennen war und aus unzähligen Ecken und Winkeln bestand, aus denen eine kläffende Meute uns entgegensprang. Auch hier herrschte das ungebundenste Hundeleben, und ich muß gestehen, daß ich bei der Besichtigung des inneren Komforts nicht umhin konnte, anzunehmen, daß die Hundebesitzer selbst nichts Anderes als ein Hundeleben führten. Die Wände aus lose geschichteten Feldsteinen waren weder senkrecht noch fest, denn hin und wieder fiel ein Stückchen Stein oder eine Hand voll Sand, welche der Wind an eine Stelle geweht hatte, auf den schlafenden oder essenden Krieger herab; durch die kleinen Luken, ursprünglich zu Schießscharten bestimmt, fegte die Zugluft Sand und Blättchen herein

und wirbelte den losen Boden als Staub in die Luft. In einer jeden Ecke stand eine roh gezimmerte Lattenpritsche, welche, mit Schaffellen bedeckt, als Lagerstatt diente und von außen nur durch eine bunte Kattungardine abgeschlossen war; einige kleine Holzpflöcke in der Wand dienten zum Aufhängen der Kleider. Dazwischen stand eben benutztes Eßgeschirr umher, gackerten die Hühner und krochen junge Hunde. Gemüthlich konnte man also die provisorische Feste von Gr. Windhoek nicht nennen, und wenn ich jetzt daran denke, wie man von den Thürmen herab auf die Dächer von zehn großen Häusern blickt, so kommt mir das primitive Windhoek von damals wie ein entschwundenes Gespenst vor.

Unterdessen hatten sich vor der Feste die Berg-Damaras versammelt, die uns mit lebhaften Morrorufen begrüßten, als wir die Karre wiederum bestiegen und gegen Osten nach Kl. Windhoek weiterfuhren, woselbst wir unseren vorläufigen Aufenthalt nehmen wollten. Der Weg führte 300 m weit ziemlich eben den Rücken entlang und überschritt dann einen Sattel, um auf ungeheuer steinigem Pfade in das Thal von Kl. Windhoek hinabzusteigen. Zur Linken traten die Berge zurück, nur zur Rechten stieg eine hohe Kuppe empor, auf welcher ein kleines Häuschen stand. Von hier aus übersah man Gr. und Kl. Windhoek und befand sich in so schwindelnder Höhe und luftiger Umgebung, daß die Reiter der Truppe dieses Belvedere Sperlingsluft getauft hatten. Um den Fuß dieser Kuppe wand sich unser Pfad, bedeckt von großen Gneisschieferplatten, von Quarz- und Granitgerölle, und von dichtem Hackedorn eingerahmt, in ein Thal hinab und auf einen anderen Rücken hinauf. Noch zweimal mußten wir durch kleine Flußläufe hinab und sanfte Hänge hinan, dann wurde der Weg eben, und ein Thalkessel lag vor uns, welcher uns als die Perle des Schutzgebiets, als das Thal von Kl. Windhoek, bezeichnet wurde.

Gegen Norden, auf unserer linken Seite, war die Mulde an 1000 m breit, dicht mit Gras und Busch bewachsen, deren helles Grün mit den dunkleren Laubkronen der Bäume sich vermischte, von einem röthlichen Hintergrunde hoher, steiniger Berge abgeschlossen; zu unserer Rechten stieg das Gelände sanft zu einem dicht mit Hackedorn bestandenen Bergkegel auf, welcher eine beträchtliche Höhe erreichte und unter den Kuppen der Awas-Berge aus weiter Ferne sichtbar war. An einem dominirenden Punkte des Abhanges stand ein massiger Thurm, mehr fest als

schön und wenig einladend, da er weder Fenster noch Thüren zeigte. Von diesem Wachtposten der Truppe aus konnte man den lieblichsten Theil des Kl. Windhoeker Thälchens überblicken. Ein dichter Akazienhain, eine Wildniß von Dornsträuchen und Bäumen, von Schilfröhricht und hoch aufgeschossenen Gräsern bedeckte in der Länge von 200 m

Thal von Kl. Windhoek.

und vielleicht 100 m Breite das versumpfte Gebiet einer Quelle, dahinter aber breitete sich ein Wiesenland mit einzelnen Baumgruppen, mit saftig grünen Matten und dunklen Hainen aus, welches in jedem englischen Parke eine Zierde gewesen wäre. Ein ebener harter Weg führte hindurch, und während die Pferde mit dem Kopfe nickten und erfrischt dem Endziele der Reise entgegentrabten, huschten braunroth schillernde Fasanen seitwärts in den Schatten der dichten Büsche, und majestätisch leuchteten die rothen Gipfel der fernen Bergkette über den Baumkronen uns entgegen. Nach diesen langen Tagen weiter Flächen, endloser Sonnenhitze und spärlichen Schattens holten wir tief Athem in diesem erfrischenden Parkidyll, wo der Boden so saftig und fruchtbar erschien, und wo der tiefe Schatten wohlthuend die Nervenanspannung grellen Lichts und glühender Strahlung löste.

Mit einem Male tauchte zwischen den Akazien eine hohe Wand von Opuntien-Kakteen auf, deren fette stachelige Blätter mit glänzenden gelben Blüthen umsäumt waren, und dahinter schimmerte das weiße Gestein eines Hauses hindurch, welches zwischen den breiten Blättern der Feigenbäume und der Weinreben begraben zu sein schien. Unser Wagen bog um eine scharfe Ecke nach rechts und fuhr ein wenig bergan an einer Dornenhecke entlang, hinter welcher sich unter schattigen Bäumen ein wohlgepflegter Gemüsegarten ausbreitete. Ein niedriges langes Gebäude primitivster Art, dessen Dach mit Gras bewachsen war, schloß den Garten ab, und dahinter sahen wir zwischen üppig wuchernden Feigen, Schilf und Oleander ein wohlgeformtes weißes Gebäude, dessen Nordfront von einer dichten Weinlaube beschattet war und von einem Thürmchen überhöht wurde. Hinter diesem Hause und gerade vor uns, die wir die Anhöhe hinauffuhren, breitete sich ein freier Platz mit Viehkraalen und Eingeborenenhütten aus, umrahmt von einem dichten Bestand mittelgroßer Bäume, über denen wieder die rothen Aloën am Abhang des Berges leuchteten.

Wir hielten und sprangen vom Wagen, um unseren Fuß auf den Boden zu setzen, welcher auf diesem verlorenen Posten des Globus nunmehr meine Heimath sein sollte. Mein Gefühl war in diesem Augenblick das der Befriedigung, denn die Umgebung, welche wir soeben durchschritten hatten, und der Anblick dieses weinumrankten Hauses hatten in der That etwas Freundliches und Anheimelndes, welches mit dem Begriffe der Heimath sich wohl verbinden ließ, und ein Friede herrschte zwischen den üppig wuchernden Pflanzen, welchen die Kultur mit ihrer rastlosen Arbeit nicht kennt, welcher aber der ungebundenen Natur in Wildniß und Einsamkeit zu eigen ist. — Eine Horde schreiender Weiber empfing uns, die, wie ich zu meinem Erstaunen hörte, im Haushalte sämmtlich unentbehrlich wären. Sie machten mir nicht den Eindruck großer Nützlichkeit, als sie hier zur Begrüßung erschienen, denn sie standen nur grinsend umher, rührten aber keinen Finger, um unsere Sachen von dem Wagen zu nehmen. Die ruhigste und gesittetste unter diesen Damen war eine große dicke Bastardfrau, Aletta Koopmann, welche mir als unsere Köchin vorgestellt wurde.

Ueber ein paar verfallene Steinstufen schritten wir zu der schattigen Veranda hinauf und betraten die hohen luftigen Räume des ehemaligen Missionshauses, welche allerdings nur wenige Thüren und Fenster besaßen

und in sehr verwahrlostem Zustande waren, aber doch als ein Dach über unseren Häuptern mit dankbarem Herzen begrüßt wurden. Ein großes Zimmer sollten der Major und ich vorläufig bewohnen, während Lieutenant v. François ein zweites kleineres innehatte, an welches sich eine Küche und ein Vorrathsraum reihten. Die ganze Einrichtung bestand in einem Tisch mit wackeligen Stühlen und zwei Wissmann-Betten aus einem mit Segeltuch überspannten Eisengestell, wozu noch ein Waschbecken und die geringe Habe kam, welche wir auf der Karre mitgebracht hatten.

An Komfort und Reinlichkeit war natürlich bei dem Zustande des Hauses nicht zu denken, denn der letzte Missionar hatte es vor elf Jahren verlassen, und seitdem war es von Pavianen bewohnt und schrecklich verwüstet worden.

Nun begann ein Leben, welches im Allgemeinen sehr wenig Abwechselung, aber eine Unzahl heiterer Vorfälle bot, die sich in unserer kleinen Häuslichkeit abspielten. So badete ich eines Tages in meinem Zimmer bei offenen Fenstern und Thüren, da ich dieselben erstens nicht schließen konnte und zweitens auch nicht annahm, daß ich das Schamgefühl dieser stets in natura promenirenden Schwarzen verletzen würde, wenn ich mich ihnen in Fleischfarbe zeigte. Ich hatte mich in dieser Voraussetzung auch nicht getäuscht, denn bald versammelte sich Alles, was an Männlein und Weiblein und besonders von den letzteren in der Nähe war, vor Fenster und Thür und starrte mich mit weitaufgerissenen Augen an. Zuerst herrschte athemlose Stille unter dem neugierigen Volk, bis endlich die sonore Altstimme einer feisten, unverschämten, schwarzen Donna mit Namen Martha mir laut zurief: „Saza aukab!“ d. h. du bist nackend, worauf die ganze Menge unter wieherndem Lachen, Schwatzen und Kichern sich gegenseitig das erlösende Wort „aukab“ zurief, welche Benennung mir denn auch während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Windhoek und Umgegend bei den Eingeborenen geblieben ist.

Unsere Beschäftigung war gleich Null, besonders weil es sich nicht lohnte, irgend eine Thätigkeit in Angriff zu nehmen, da wir beabsichtigten, schon nach wenigen Tagen wieder aufzubrechen. Unsere Zeiteintheilung richtete sich also nur nach unserem Belieben und den Verhältnissen. Diese waren allerdings sehr mächtig, denn mit dem ersten Hahnenschrei mußte man schon aus dem Bette, so wenig einladend war dies. Nichts

ist nämlich härter als gespannte Leinwand, auf der 85 kg ruhen, und nichts reizt weniger zum süßen Träumen in der Morgendämmerung als lautes Sprechen kreischender Stimmen, das Meckern und Blöken der erwachenden Herde, das Herumspringen von sechs jungen Hunden im Zimmer, die fortgesetzt den Versuch machen, unser Bett zu besteigen oder unsere Kleider auf dem Fußboden herumzuzerren, und endlich verschiedene Schwalbenmütter, die unter demselben Dache mit uns geschlafen haben und nun ängstlich bemüht sind, durch niedriges Hin- und Herfliegen einen Ausgang zu finden, um ihren zwitschernden Kleinen das Frühstück zu holen. Da hilft kein Weinen, wie der Wiener sagt, man springt heraus und verjagt mit einem Stiefel die Brut der jungen Hunde, daß sie schreiend und quietschend flüchtet und sich verkriecht, man wedelt mit einer Decke nach den pflichttreuen Schwalbenmamas und schreit dann nach den dienenden Geistern, die natürlich noch fest schlafen. Die Dienstboten in diesem Lande machen es ganz wie bei uns: sie sitzen des Abends lange auf und schwatzen und schlafen dafür des Morgens, bis die Sonne hoch am Himmel steht.

Drika.

„Bernsman! Drika!“ „Drika! Bernsman!“ so rufen wir durch die Fenster wohl zehnmal hinaus, und erst nach langem Warten erscheinen die gewünschten Geister. Drika ist nämlich meine Dienerin, die mir als sehr viel besser denn ein Junge anempfohlen war unter dem Vorwande, daß solch ein Mädchen viel reinlicher wäre und außerdem kleine Näharbeiten verrichten könne. Dies war nun ein gänzlicher Trugschluß.

Von sehr schlankem und elegantem Wuchse, mit schönen dunklen Augen und einem Wollkopf, der einem Titus naturel nicht unähnlich war, war das kleine Ding eigentlich hübsch, aber ihre Faulheit überstieg

alle Grenzen. Nicht nur konnte sie nicht nähen, nein, sie that auch so wenig wie möglich andere Arbeit und zeigte deutlich in verächtlichen Blicken und einer schief gezogenen Schnute ihre höchste Empörung, wenn man sie überhaupt in 24 Stunden einmal nach Wasser schickte. Sie hatte eine Art, mit den Schultern zu drehen und ihrem Unwillen Ausdruck zu geben, wenn man sie vom Ballspielen abrief, die unausstehlich war, kurz, sie erwies sich als eine ganz freche Prise und erhielt sehr bald den Laufpaß.

Wenn wir des Morgens unsere Waschung beendigt hatten, reinigten wir unsere Gewehre und machten einen kleinen Spaziergang durch den thaufrischen Morgen, kehrten dann aber sehr frühstückslüstern nach Hause zurück, wo wir schon auf der weinumrankten Veranda den Tisch gedeckt und eine große Blechkanne bereits mit Milch gemischten Kaffees, einige Kopjes, Brot und Butter auf demselben fanden.

Die Sonne pflegte um 8 Uhr schon so warm zu sein, daß man sich gern vor ihren Strahlen schützte, und die Veranda war deshalb ein besonders angenehmer Aufenthalt. Die verschiedenen Mahlzeiten des Tages bestanden in dem ersten Frühstück, dem Mittagessen um 12 Uhr, bei dem Suppe, Rindfleisch und Reis mit gelegentlich einigen frischen Gemüsen aus dem Garten aufgetischt wurden, ferner in einem Nachmittagskaffee und einem Abendbrot um 7 Uhr.

Ich könnte nicht gerade behaupten, daß unsere Köchin Aletta Koopmann unser Essen besonders schmackhaft zubereitete. Die Suppe war dünn, der Kaffee ebenfalls und das Fleisch immer hart. Auch die Reinlichkeit ließ zu wünschen übrig, aber ich glaube wohl, daß Aletta für das ihr eigene Phlegma noch immer ganz Gutes leistete, wie sie denn auch stets sanft und geduldig lächelte und auf jede Frage mit leiser Stimme erwiderte: „Ja, myn Heer!“ oder „Nein, myn Heer!“ Im Großen und Ganzen kann ich Aletta nur das Zeugniß einer sehr artigen und willigen Person ausstellen, und ihr sanftes, durchaus weibliches Wesen hat mir immer sehr gefallen, wenn es auch zu ihrer eigenartigen Laufbahn nicht ganz paßte. Sie war nämlich als die Tochter eines Bastards geboren, welcher viel im Nordosten des Hererolandes jagte und daher in Omaruru wohnte, so daß Aletta dort zur Jungfrau heranblühte und im Hause des Missionars erzogen wurde. Sie galt dort so viel, daß sie mit am Familientisch essen durfte, aber bald hatte die Freude ein Ende. Ein Schwarzer, Namens Jonathan,

ein sehr gewandter Bursche, der auch englisch sprach und bereits am Kap gewesen war, hatte es ihr angethan. Frau Koopmann zog mit ihrer Tochter nach Rehoboth, dem Hauptorte der Bastards, da sie eine Heirath mit dem Schwarzen nicht zugeben wollte. Hier verliebte sich Aletta in einen flotten, jungen Bastard, der sie aber auch nicht zum Altar führte, und dem sie schließlich einen Weißen in ihrer Gunst folgen ließ. So besaß sie, ähnlich wie es in dem Liede von den Lämmern heißt, ein schwarzes und ein weißes, dazwischen aber noch ein gelbliches Baby,

Alettas Hütte.

von denen sie das dunkelste, wahrscheinlich als wandelndes Wahrzeichen ihrer ärgsten Verirrung, am wenigsten liebte, während Nr. 2, ein kleines zitronenfarbiges Mädchen, ihr großer Liebling war und wegen einer kleinen Glatze auf dem Hinterkopf orloozig, d. i. Uhr, genannt wurde. Unsere übrige weibliche Bedienung, ein wahres Korps der Rache, setzte sich, außer der schon erwähnten Drika, aus einer kleinen üppigen Schwarzen mit Namen Gamsi, einer recht hübschen, ebenfalls schwarzen jungen Frau Katharina, die stets mit ihrem Jüngsten an der Brust und einer alten vertrockneten Mutter in der Küche erschien, und zwei Hottentottinnen, Hasis und Lenki, zusammen. Letztere beide, schmutziggelb von Hautfarbe, von enormem Umfang um die Hüften, waren nützlicher und arbeitsamer als das ganze schwarze Gesindel. Sie waren

eigentlich die Dienerinnen der Aletta, welche selbst Vieh besaß und eine größere Werft hielt, und waren daher an das Melken der Kühe, das Zubereiten von Fleisch und an Kochen gewöhnt. Lenki war sogar eine sehr gute, sorgfältige Wäscherin und hat fast zwei Jahre für mich gewaschen und genäht; sie war auch ganz gegen die Regel fleißig und auf Erwerb bedacht, sparte aber dennoch nichts, da ihr geliebter Clas Alles wieder vertrank.

Die nächsten Tage unseres Aufenthaltes in Windhoek füllten wir damit aus, daß wir nach Gr. Windhoek hinüberritten, daselbst den Fortgang der Arbeiten, die Schmiede und Ziegelei und das Vieh in Augenschein nahmen und dann kleine Spaziergänge und Ritte in die Umgegend des Kl. Windhoeker Thales machten, woselbst die Herren v. François eine Ansiedlung kleiner Bauern in Aussicht genommen und in der Heimath zum Vorschlag gebracht hatten.

Die Lage des Kl. Windhoeker Thales mit seinen sanften südlichen Hängen, an denen drei Quellen entspringen, die Bedeckung durch Schattenbäume und der vorhandene Boden ließen die Aussichten für eine Besiedlung als sehr günstige erscheinen; besonders bestechend aber wirkte der unterhalb des Missionshauses belegene Garten, in welchem Feigenbäume, Granatäpfel, Maulbeer, Pfirsich und Opuntie, sowie jede Gemüseart in üppigster Fülle gedieh. Im Ganzen mögen wohl einige vierzig Morgen brauchbaren Landes dort vorhanden gewesen sein, und es wäre bei guter Anordnung der leitenden und Fügsamkeit der betheiligten Persönlichkeiten auch wohl möglich gewesen, aus den drei erwähnten Quellen genügend Wasser zur Berieselung der Grundstücke und für den Hausbedarf zu gewinnen. Es war aber nicht daran zu denken, daß auch Vieh hier getränkt werden konnte.

Am Ostende des Kl. Windhoeker Thales, wo durch Felsen eine enge Pforte von kaum 100 m Breite gebildet wird, nimmt ein neues Thal seinen Anfang, das sich in der Hauptrichtung nach Norden erstreckt, eine Breite von ungefähr 400 bis 800 m hat und eine Menge kleinerer Seitenthäler aufnimmt. Von diesen haben einige Quellen und Wasserläufe von geringer Mächtigkeit, überall findet sich brauchbarer Boden, aber nirgends ist gute Weide, da die Bergabhänge steil und höchstens von Ziegen zu erklettern sind, in den Thälern aber nur hohes, hartes und saures Gras, welches das Rindvieh nicht liebt, und gar keine von den Kräutern wachsen, die dem Schaf und dem Rinde als Zwischen-

nahrung angenehm sind. Die gute Weide liegt im ganzen Schutzgebiet auf den Flächen und an den flachen Hängen.

Ich hatte zu jener Zeit große Freude an dem Durchstreifen dieser unberührten Wildniß, der ich täglich mehrere Stunden widmete. Mit der Flinte in der Hand strich ich den vielen Perlhühnern und Fasanen — Fisans, wie sie in Südafrika genannt werden, während sie eigentlich nach Farbe und Gestalt ein großes Rebhuhn mit rothem Schnabel und rothen Stendern sind — nach und erlegte manches Mal ein halbes Dutzend von ihnen. Ein besonderer Leckerbissen für unsere Tafel waren sie zwar nicht, denn sie waren meistens zähe und schmeckten wenig nach Wild, immerhin aber gaben sie eine gute Suppe ab oder ließen sich in Reis essen: eine dankbar empfundene Abwechselung in dem ewigen Einerlei des Rindfleisches. Die Jagd auf diese Hühner, besonders die Fisans, war sehr einfach; ich führte sie meistens mit einer großen Hündin „Flora" aus. Sobald ich der Hühner ansichtig wurde, hetzte ich meine Flora auf dieselben, die Hühner flogen auf, und ein oder zwei setzten sich immer auf den nächsten Baum, angstvoll nach dem unter ihnen bellenden Hunde schauend. Dadurch war ihre Aufmerksamkeit von mir abgelenkt, und ich konnte mich dicht heranschleichen und sie herunterschießen. Einen Schuß auf fliegende Hühner abzugeben, ist mir nur sehr selten geglückt, da sie ungeheuer flach fliegen und bei den vielen Büschen stets nur auf einen Moment sichtbar sind.

In Gr. Windhoek schritten die Maurerarbeiten stetig vorwärts. Einer der Soldaten, welcher von Profession Maurer war, leitete dieselben, während einige Schwarze die Handlanger spielten. Ein anderer Reiter, ein großer, breiter Mecklenburger, stand der Ziegelei vor, welche zu jener Zeit den Hauptbetrieb bildete. Unterhalb der Ziegelei war unter einem über Balken gelegten Wellblechdach eine Schmiede und Tischlerei eingerichtet, woselbst Wagen reparirt, Pferde beschlagen und Handwerkszeug ausgebessert wurde.

An dem nach Norden gekehrten Abhange von Gr. Windhoek entsprangen sechs Quellen, die fast alle heiß waren und etwas Salz und Schwefel enthielten, ja, zwei derselben waren sogar so heiß, daß man Eier in ihnen kochen konnte. Vor allen diesen Quellen hatte sich ein großes Sumpfland von mehreren Morgen gebildet, aus welchem weiße Kalksinter herausſahen, während das Binsengrün und der Rasen von Salpeterabsonderungen wie mit Reif bedeckt war.

Die Lage der im Bau begriffenen Feste auf Gr. Windhoek war eine vom taktischen Gesichtspunkte aus vorzügliche. Man übersah nach Nordwest, West und Süd das ganze Gelände bis auf 2 km, dagegen waren im Norden und Osten, letzteres nach Kl. Windhoek zu, schon auf 200 bis 300 m Höhen vorgelagert, welche beinahe einen Einblick in die Feste gestatteten, wie sich später herausstellte. Doch waren im Uebrigen diese Seiten nicht als besonders gefährdet anzusehen, da der Uebergang nach Kl. Windhoek von einem noch höher gelegenen festen Punkt unter

Hof der Feste von Gr. Windhoek.

Feuer genommen werden konnte, und andererseits ein Gegner selbst von der Annäherung an die Feste bis auf 200 bis 300 m nicht viel Vortheil zu erwarten hatte.

Die zur Zeit meiner Ankunft auf Windhoek vorhandenen Pferde waren das Schlechteste und Faulste, was mir an solchen Thieren jemals vorgekommen ist. Alle besseren Pferde waren nach Nonidas, einer Stelle, nicht weit von der Mündung des Tsoachaub, geschickt, wo die sogenannte Pferdesterbe sie nicht erreichen konnte. Die Pferdesterbe oder Pferdekrankheit ist eine der großen Plagen Südafrikas, die alljährlich mit dem Beginn oder dem Ende der Regenzeit mehr oder weniger stark auftritt und die Pferdebestände oft bis zu 75 % dahinrafft. Nur höher gelegene Gegenden und solche, die dem Meere näher liegen, werden von der Epidemie ziemlich verschont, wenn es auch Jahre gegeben hat, in denen kein Fleckchen Südafrikas von der Pferdesterbe unberührt blieb. Die Küste von Damaraland nördlich des Wendekreises ist

besonders glücklich gelegen, da die Steppen innerhalb 50 km von der Küste ziemlich regenlos, aber auch ziemlich frei von der Pferdekrankheit sind, so daß es leicht wäre, hier Pferdezucht in großem Maßstabe und ohne allzu großes Risiko zu betreiben, um den Bedarf an Pferden im Hinterlande, wo die Krankheit alle Jahre verheerend auftritt, zu decken.

Obgleich sich die Engländer seit fast einem Jahrhundert bemühen, die Ursache der Krankheit zu ergründen, so ist ihnen dieses bis heute noch nicht gelungen, und ihre Truppen erleiden, wie die Statistiken zeigen, ganz erhebliche Verluste, welche bei der Bechuanaland-Polizei um 1889 bis 1890 sich auf 75 % Verlust an Pferden beliefen. Unsere Schutztruppe in Südwestafrika hatte sich von 1890 bis 1893, durch die herrschenden Friedensverhältnisse begünstigt, vor großem Schaden bewahrt, indem sie ihre Pferde zum Theil auf einen hochgelegenen Punkt des Awas-Gebirges bei Windhoek und nach der Küste sandte, sie erlitt aber im Jahre 1890, wo die Pferde bei Ubib standen, und während des Krieges mit Hendrik Witbooi 1894 sehr bedeutende Verluste an Pferden. Die Pferdekrankheit Südafrikas ist eine der heimtückischsten, da sie ungemein plötzlich auftritt und oft in einer Stunde schon zum Verenden des Pferdes führt. Mittel gegen dieselbe sind unbekannt.*) Die Boeren nennen diejenige Krankheit, deren Hauptmerkmal das Anschwellen des Kopfes und schwer röchelnder Athem ist, die Dickkopzickte und versuchen sie durch Aderlaß oder Abführmittel zu kuriren, womit sie in leichten Fällen Erfolg haben, während sie die akut auftretende Epidemie nicht bekämpfen können. Mir erschien diese Form der Krankheit in den wenigen Fällen, in denen ich sie beobachtet habe, als eine Influenza mit sehr schnellem Verlauf, wohl beschleunigt durch den mangelnden Schutz gegen die Witterung, oder, wenn das Merkmal der

*) Der Stabsarzt a. D. Dr. Sander hielt sich im Jahre 1894 neun Monate lang im Schutzgebiete auf, um die Pferdekrankheit und die Lungenseuche des Viehes zu studiren. Er erklärt die Pferdeseuche für eine Art von Milzbrand und hält beide Krankheiten für heilbar, ebenso wie eine vorbeugende Impfung eine weitere Verbreitung ausschließen würde. Das Mittel gegen die Seuche ist z. Z. noch nicht gefunden, doch soll die Entdeckung eine Frage der allernächsten Zeit sein. Zu dieser für die Entwickelung des Schutzgebietes ungeheuer wichtigen Lösung bedürfte es eines Laboratoriums an Ort und Stelle, und es wäre wünschenswerth, daß die Mittel hierfür von Reichs wegen oder von Seiten derjenigen Gesellschaften bereitgestellt würden, welchen als den Besitzern von Grund und Boden die Besiedelung des Landes am meisten am Herzen liegen muß. D. V.

Krankheit in aufgedunsenem Leibe und Verstopfung oder in Durchfall bestand — was die Boeren Dunnpaardzickte nennen —, als eine Kolik. Jedenfalls hat die Erfahrung gelehrt, daß der Schutz des Stalles bei Nacht, ebenso wie der Schutz durch Decken die Menge der Krankheitsfälle verringert, bezw. die Krankheit in die Länge zieht und weniger gefährlich macht. Leider sind Beides jedoch Vorsichtsmaßregeln, welche beim Reisen im Lande nicht anwendbar sind. Eine Maßregel, welcher sich jedoch fast alle Reisenden bedienen, ist die, die Pferde des Morgens bis 10 Uhr im Kraal stehen zu lassen, damit die Sonnenstrahlen erst den Thau auf der Weide trocknen, aber auch dieses Mittel ist weder unfehlbar noch sehr praktisch, da die Morgenstunden und die Nacht den Pferden zum Fressen am liebsten sind, und dieselben ungemein an Kraft verlieren, wenn man ihnen die Regelmäßigkeit dieser Mahlzeiten längere Zeit hindurch entzieht.

Die Südafrikaner behaupten, daß es Pferde giebt, welche die Krankheit überstehen und danach von derselben nicht mehr betroffen werden, etwa wie die Kinder nur einmal von den Masern befallen werden, und sie nennen diese Thiere „gesalzene" Pferde, was so viel heißt als gefeit. Diese Eigenschaft erhöht den Preis eines Pferdes im Transvaal, Bechuanaland und Maschonaland um das Fünffache, in Damaraland, wo es eben gewisse Schutzmittel gegen die Krankheit giebt und die Nachfrage nach Pferden keine so große ist, sind die Preise für gesalzene Pferde noch nicht so hoch, wenn auch ein solches den doppelten Werth eines ungesalzenen Pferdes hat. Ich habe die gesalzenen Pferde niemals sehr geschätzt, denn mir wurden nur die faulsten und magersten Klepper, auf die das Sprichwort paßte: „Unkraut vergeht nicht", als gesalzene vorgestellt.

Während dieses Aufenthaltes in Windhoek begegnete mir auch zum ersten Male die Wanderheuschrecke, die Damaraland seit vielen Jahren verschont hatte, dafür aber in diesem Jahre desto zahlreicher erschien. Wie ein Strom bedecken die 3 cm langen, braunen Thierchen den Boden, die Büsche und das Gras und wälzen sich, unaufhaltsam hüpfend, vorwärts. Sie treten dort in Zügen von 5 bis 10 m Breite auf, verbreiten sich aber später im Jahre in unabsehbarer Menge über ganze Distrikte, so daß ihre Vernichtung unmöglich wird, während man sie im ersten Stadium des Wanderns noch dadurch vernichten kann, daß man sie in große Gruben treibt und dort mit siedendem Wasser tödtet.

Im Damaraland thut man noch nichts Derartiges, da die Kulturen zu gering, an Gras aber eine ſolche Fülle iſt, daß es der Mühe nicht lohnt, den Heuſchrecken Einhalt zu thun, die als Nahrungsmittel für Eingeborene und Vögel ein ganz brauchbarer Artikel ſind. Die Eingeborenen röſten ſie in den Kohlen oder trocknen ſie an der Sonne und eſſen ſie in einer Art von Mehlbrei, in dem der ſüßliche Geſchmack der Heuſchrecke ganz angenehm iſt. Auch Hunde und Affen habe ich mit großem Vergnügen Heuſchrecken verſpeiſen ſehen, und unſere Puten und Hühner auf Windhoek wurden ganz fett von dieſer Nahrung.

Nach vier oder fünf Tagen kam endlich der Ochſenwagen mit unſerem Gepäck aus Walfiſhbay in Windhoek an. Wir gingen ans Auspacken, vorläufig nur der nöthigſten Gegenſtände, da wir eine Reiſe nach Süden antreten wollten, um Hendrik Witbooi auf Hornkranz zu beſuchen.

Siebentes Kapitel.

Ein Besuch auf Hornkranz und in Rehoboth.

Auf dem Khomas-Hochland. — Heusis und Gurumanas. — Das Raubnest der Witbooi's. — Hendrik und seine Gefolgschaft. — In Rehoboth. — Rückkehr des Herrn Nels. — In Otjimbingue und Gr. Windhoek. — Das Jagd- und Handelsverbot.

Es war ein stattlicher Troß, der am 1. März Gr. Windhoek verließ. Der alten, dem Leser bekannten Reisegesellschaft hatte sich ein Dr. Ludloff angeschlossen, der seit einiger Zeit in Windhoek sich aufhielt, um in der Umgegend eine günstige Stelle für ein größeres landwirthschaftliches Unternehmen auszusuchen. Uns vier berittenen Reisenden folgten drei Ochsengefährte mit ihrem farbigen Personal, eine kleine für unseren persönlichen Bedarf bestimmte Proviantherde und 80 Schlachtochsen, die unter der Führung unseres früheren Kutschers Meiburg und weiterer sechs Reiter der Schutztruppe nach der Kapkolonie getrieben werden sollten.

Die Abreise war mit so ungeheuren Umständen verknüpft gewesen — denn immer noch war etwas vergessen, und immer wieder liefen Ziegen und Hammel zu ihrer alten Herde zurück —, daß wir erst gegen Sonnenuntergang Gr. Windhoek verließen und, gegen das Awas-Gebirge nach Süden ziehend, kurz vor demselben nach kaum zweistündiger Fahrt für die Nacht rasten mußten. Dunkle Wolken hatten sich über uns zusammengezogen, und Blitze erhellten den nordöstlichen Himmel, so daß wir eine nasse Nacht erwarten konnten. Wir verzehrten eiligst unser Abendbrot und legten uns zur Ruhe. Kaum hatte ich meine Decke über mich gezogen, da begannen auch schon die dicken Tropfen einzeln zu fallen. Ich verkroch mich tiefer und glaubte mich wohlgeborgen, aber der Regen prasselte in Strömen hernieder und durchnäßte mich

bald völlig; nur meinen Kopf konnte ich eine Zeit lang schützen, da ich denselben unter meinen Feldstuhl gelegt und diesen mit einem wasserdichten Tuch bedeckt hatte. So gelang es mir, trotz der Nässe ein Stündchen zu schlafen, eine kurze Ruhe, die mir sehr wohlthat, aber beim Erwachen fand ich mich in Schweiß gebadet, denn unter meiner Decke hatte sich eine derartige Hitze entwickelt, daß meine nassen Kleider wie ein Prießnitzscher Umschlag wirkten. Zum Glück war gerade eine Pause im Regnen eingetreten, ich lüftete meine Decke und sog trotz allen Unbehagens die balsamische Nachtluft mit Genuß ein. Jetzt gerade mußte aber ein neuer Platzregen losbrechen, und ehe ich mich wieder zudecken konnte, war ich völlig durchnäßt, so daß selbst in den Hals, in die Ohren und in die Haare das Wasser rieselte und mich die ganze Nacht in einer Wasserlache liegend wach erhielt. Diese Nacht ist und bleibt eine meiner schrecklichsten Erinnerungen, und ich war froh, als der Morgen graute und wir unseren Marsch fortsetzten. Unsere Decken mußten wir, nachdem sie leicht ausgerungen waren, in die Säcke packen und konnten sie erst bei der Mittagsrast ausbreiten und trocknen.

Wir fuhren ungefähr vier Stunden am Vor- und ebenso viel am Nachmittage, überschritten dabei hohe Kämme und tiefe Thäler, stiegen aber im Allgemeinen stetig und hatten am Abend einen Höhenrand erreicht, welcher den Uebergang in das Khomas-Hochland bildet und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Kuisib und dem Tsoachaub darstellt. Die Nacht brachten wir in einer flachen Mulde zu, wo wir wiederum von einem anhaltenden Regen heimgesucht und bis auf die Haut durchnäßt wurden. Am nächsten Tage zogen wir aber bei herrlichstem Sonnenschein auf einem hohen Bergkamme entlang und stiegen dann in ein Thal hinab, in welchem die Matchleß-Mine, ein reiches Kupferlager, welches in früheren Jahren abgebaut, aber wegen der großen Transportkosten aufgegeben wurde, lag. Das Thal war nur schmal und wenig mit Büschen bestanden, wie überhaupt der Dornbusch auf diesen Höhen fast ganz verschwindet und einer offenen Steppe mit rothem und grünem Gras Platz macht, deren Untergrund aus Quarz und Granitgerölle besteht. Auf zwei Hügeln lagen große Mengen grün angelaufenen Gesteins, und die Ruinen roh aufgebauter Häuser erinnerten daran, daß hier einst Menschen gelebt und gewirkt hatten.

Wir rasteten hier einen Tag und besichtigten die Mine, welche mehrere lange Stollen und tiefe Schächte aufwies und reiches Kupfererz

zeigte, deren Ausbeutung sich aber wohl, wie ich später von Fachleuten erfuhr, ohne eine Eisenbahn nicht bezahlt machen würde, da die Aufbereitung des Erzes hier oben zu kostspielig und der Transport unaufbereiteter Erze nach der Küste per Ochsenwagen noch kostspieliger wäre.

Von der Matchleß-Mine brachen wir am anderen Morgen früh auf und marschirten wieder vier Stunden vormittags und ebenso viel am Nachmittage. Der Weg war zuerst fast gar nicht zu erkennen, da er sehr wenig befahren und nur in letzter Zeit durch die Verbindung des Postens Heusis mit Windhoek von Wagen benutzt wurde; als wir aber einen hochgelegenen Kamm erreichten, von welchem aus man eine weite Uebersicht über tiefe Thäler und grasbedeckte Abhänge hatte, markirte sich die Spur deutlicher, und der Weg war eigentlich so gut und hart wie eine Kunststraße.

In größerer Entfernung, auf 400 bis 1000 m, sahen wir Gruppen von vier bis sechs Kudus weiden. Als wir einmal eine Höhe erklommen, stand plötzlich ein riesiger Kudubulle mit seinen meterlangen, schraubenartig gewundenen Hörnern vor uns; aber nur einen Augenblick, dann warf er sich herum, zeigte uns seinen langen Eselsschwanz und verschwand den jenseitigen Abhang hinab, so daß wir ihn erst auf 300 m wieder zu Gesicht bekamen. Es war ein hochbeiniges, kurzes Thier mit fettem runden Leib, starkem Hirschhals und Höcker zwischen den Schulterblättern, mit einem Kopf, ganz wie unser Hirsch, dessen Charakteristikum sehr große Ohren und die sehr weit nach hinten liegenden Hörner waren. Die Farbe war dunkelgrau, ein schwarzer Streifen lief vom Kopfe den Rücken entlang bis zum Büschel des 50 cm langen Schwanzes, andere schwarze Streifen liefen am Bauche und am Kopfe entlang, während der Unterleib weiß gezeichnet war. Die Höhe des Thieres entsprach wohl der unserer Pferde, und ich erinnere mich, daß das Gewicht eines später erlegten mittelstarken Kudubullen 12 Centner betrug.

Am anderen Morgen erreichten wir die Station Heusis, die erst vor Kurzem von der Truppe als Viehposten besetzt und mit einer kleinen Feste auf dem Bergkegel ausgestattet war, in welcher ein Gefreiter und vier Mann, durch mehrere Tagereisen von jedem menschlichen Wesen abgeschieden, residirten. Gr. und Kl. Heusis mit drei ziemlich großen Wasserbecken sind fast die einzigen Stellen des sogenannten Khomas-Hochlandes, die jahraus jahrein, auch in dürren Jahren, genug Wasser zur Erhaltung von Viehherden besitzen; da diese Wasserstellen jedoch nur eine

Halbe Stunde voneinander liegen, so ist die Weide, selbst wenn man das Vieh daran gewöhnen würde, nur alle zwei Tage zu saufen, nicht genügend auszunutzen. Es ist dies wiederum ein Fall, in welchem man auf etwa 20000 bis 30000 ha nur an 10 000 Stück Großvieh würde halten können. Die Schutztruppe hatte 1891 hauptsächlich Kleinvieh und später Merinoschafe und Angoraziegen hier stationirt, welche nicht besser und nicht schlechter als anderswo gediehen; die 1000 bis 2000 Schafe und etwa 200 Ochsen lieferten jedoch weder einen Beweis für die Leistungsfähigkeit der Weide, noch für die Ausgiebigkeit der Wasserstellen. Für den Fall einer wirklichen Ausnutzung von Wasser und Weide würde es sich darum handeln, erstens ob die ganze Weide des Khomas-Hochlandes von hier aus begangen werden kann, und zweitens, ob die Wasserbecken für so viel Vieh ausreichen, als man zur rationellen Ausnutzung der Weide halten muß. Nach meiner Beurtheilung, welche aus den Ansichten der Landeskenner gebildet ist, wird die Menge des Wassers kaum für 20 000 Stück Kleinvieh, welche nur einen Tag um den anderen getränkt werden, ausreichen. Immerhin war ich überrascht, ein Becken von 10 m Länge und 5 m Breite zu finden, welches nebenbei so tief war, daß ich mit einem wohl 3 m langen Stocke den Boden nur an einzelnen Stellen berühren konnte.

Die Abwesenheit aller Menschen seit vielen Jahren hatte die wilden Thiere nach dieser ziemlich wildreichen Gegend gezogen, und die Anwesenheit unseres Viehes hielt sie wohl auch jetzt nahe bei der Station. Fast alle Tage holte eine Hyäne eines der jungen Lämmer oder Zicklein, wenn auch schon drei oder vier dieser Raubthiere durch aufgestellte Selbstschüsse erlegt worden waren. Auch Leoparden machten die Gegend unsicher, und noch vor wenigen Monaten hatte ein Mann von der Truppe, der in der Nacht durch Hundegebell aus dem Schlafe geweckt worden war, einen „Tiger" zehn Schritt von sich in den Kraal springen und gleich darauf mit einem Lamm entfliehen sehen. Tags darauf verfolgte man die Spur des Räubers und fand, daß dieselbe in eine nicht 100 m entfernte Felsenspalte führte, die sich aber bei näherer Untersuchung als eine Höhle mit zwei Ausgängen erwies. Die Soldaten warfen nun in die eine Oeffnung große Büschel brennenden Grases und Laubes, so daß sich ein dichter Qualm entwickelte und in die Höhle drang. Hierdurch wurde der Tiger verscheucht und erschien eiligen Schrittes an der anderen Oeffnung, um das Weite zu suchen, wurde

aber von einem der Soldaten auf wenige Schritte in den Kopf geschossen.

Der Stationsälteste theilte uns mit, daß Witbooïs Hottentotten vor zehn Tagen Heusis mit einer Menge Vieh auf dem Rückzug aus Hereroland passirt hätten. Die Besetzung der Feste hatte eines Nachmittags das Gebrüll von Rindern gehört und Staubwolken von Norden her gesehen; dann war eine Herde auf einige Hundert Schritt vorübergekommen, und ihr folgten einzelne Reiter mit dem weißen Hut, dem Abzeichen der Witbooïs, aufgelöst, mehrere Hundert Meter voneinander auf den einzelnen Höhenrücken reitend. Zuletzt erschien Kaptein Hendrik Witbooi selbst mit einigen Mann, stieg bei der Feste Heusis vom Pferde, versicherte den Gefreiten seiner friedlichen Absicht und bat ihn um einen Schluck Kaffee. Da der fast sechzigjährige Mann, der wohl mehrere Tage und Nächte ohne Ruhe und Rast im Sattel gewesen war, sehr ermüdet schien, so reichte ihm der Gefreite eine Schaale Kaffee und bot ihm ein Lager an, welches Witbooi dankend annahm, um sogleich in tiefen Schlaf zu sinken. Nach zweistündiger Rast hatte er sich für die Gastfreundschaft bedankt, war aber sehr wortkarg und ernst gewesen, so daß unsere Soldaten zu errathen glaubten, daß sein Zug ein unglücklicher gewesen wäre, während wir ja schon wußten, daß er einen guten Fang gethan hatte.

Nach einem ganzen Tag der Ruhe in Heusis ging unser Marsch auf der Wasserscheide und über die Matchleß-Mine zurück nach Süden in das Flußgebiet des Kuisib nach Haris, einem Platze, der in leicht gewellter Gegend liegt, wegen seines guten Weidelandes berühmt ist und von vielen Leuten für das Quellgebiet des Kuisib gehalten wird.

Von Haris aus erreichten wir, in gerader Richtung gegen Süden marschirend, in zwei starken Treks (d. i. ein Zug von zwei bis vier Stunden, ohne auszuspannen, die Stunde zu 4 km gerechnet) Gurumanas, welches schon im Gebiete der Bastards von Rehoboth liegt. Auf einer kleinen Anhöhe steht ein Haus von scheinbar guter Form und civilisirtem Aussehen, mit großen Fenstern und einer Rampe vor der Front; bei näherer Betrachtung stellt es sich jedoch als ein gänzlich zerfallenes Gebäude ohne Dach dar, dessen Bewohner in Binsenhütten neben der steinernen Ruine wohnen. Frau Bella Carew, die Besitzerin, ist eine Wittwe von einigen dreißig Jahren und noch recht angenehmem Aeußern, die in ihrer Jugend eine Schönheit unter den Bastard-Jungfrauen war

und von einem Schotten mit Namen Carew zur Gattin erkoren wurde. Carew war ein Jäger und Händler, der sich mit der Zeit ein schönes Vermögen in Vieh erwarb, den Platz Gurumanas von allen betheiligten Häuptlingen zugesprochen erhielt, der aber, noch in seinen besten Jahren stehend, von einem Wagen überfahren wurde und starb. Frau Carew blieb mit drei Knaben zurück, und ihre alte Bastard-Natur kam damit wieder zum Durchbruch, daß sie das Haus verfallen ließ, das Vieh verpraßte und schließlich mit einem älteren Taugenichts, einem Bastard Andries Kotzee, in wilder Ehe lebte.

So fanden wir die Wirthschaft vor, als wir auf Gurumanas eintrafen, von Bella freundlich begrüßt und mit Milch bewirthet wurden, für welche sie wiederum Kaffee von uns erhielt. Umsonst giebt es auch hier zu Lande nichts, außer bei den Missionaren, die große Gastfreundschaft üben. Alle Eingeborenen und Weißen besitzen eben nur Milch und Vieh, während die Reisenden mit Handelsgütern und Lebensmitteln aller Art versehen zu sein pflegen.

Gurumanas hatte eine sehr große Wasserstelle, welche nie versiegen soll und sich leicht zu einer Art von Teich abdämmen ließe, von dem aus eine Berieselung des reichlich vorhandenen guten Gartenlandes möglich wäre. Das umliegende Weideland wurde mir während meines ganzen Aufenthaltes im Schutzgebiet als ein besonders gutes gerühmt, jedenfalls ist es mit sehr wenig Büschen und vielen guten Grasarten bestanden, zu denen auch der krautartige Brackbusch von hellgrauer Farbe und fettknorpeliger Bildung ohne Blätter gehört, den besonders die Schafe sehr lieben.

Nach zwei Tagen fuhren wir von Gurumanas nach Süden, und zwar ohne eine neue Wasserstelle zu passiren, so daß unsere Ochsen kläglich mit heiseren Stimmen nach Wasser brüllten und ebenso wie die Pferde sehr einfielen und die Rippen sehen ließen. Wir führten zwar auf jedem Wagen zwei Fässer, von denen jedes die Größe eines Viertelfasses Bier hatte, mit uns; was aber war das unter zweiundzwanzig Personen für zwei volle Tage? So wurde denn auch unsere Ration am zweiten Nachmittage recht knapp. Wir waren aber unserem Ziele, Hornkranz, schon sehr nahe gekommen und beschlossen, es noch an demselben Tage zu erreichen, zumal uns Witbooi zwei junge Hottentotten entgegengesandt hatte, die uns angeblich den Weg weisen, wahrscheinlich aber erkunden sollten, mit wieviel Soldaten wir im Anmarsch waren.

Diese Hottentotten waren ganz junge Bengels mit gelben Gesichtern, dem bekannten, ganz kurzen wolligen Haar, welches in Büschelreihen von einem Ohr zum anderen über den Kopf wuchs, mit platten Nasen, vorstehenden Backenknochen und schiefliegenden kleinen schwarzen Augen, die hart, ausdruckslos und unstet waren. Sie waren recht gut genährt, kaum mittelgroß, ganz europäisch mit Wollhemde, Hut, Jacke, Weste und Hose bekleidet, trugen einen breiten Gürtel mit Patronen um den Leib und hatten das Martinigewehr mit der rechten Hand am Visir umfaßt und mit dem Kolben auf den Oberschenkel gestützt. An den ganzen Menschen war außer ihrem Hute nichts Merkwürdiges, sondern sie machten den Eindruck durchaus civilisirter Leute, die es nicht nöthig haben, sich um andere Menschen zu bemühen, sondern diese, wie man sagt, an sich herankommen lassen. Die vielbesprochenen Hüte waren ganz originell; sie bestanden in einem Filzdeckel mit breiter Krempe und waren über und über mit weißem Leinenzeug bespannt, welches in der Mitte des Kopfes in einen Knoten mit Zipfel endigte. Hendrik wurde sammt seinen Leuten deshalb „Witkamm", d. h. weißer Kamm oder Rand genannt. Aus dieser Bezeichnung hat sich dann „Witkamp" entwickelt, und Witbooi selbst hat dem Missionar auf Rehoboth einmal erklärt, daß er sich in Wahrheit Witkamp, d. h. Kämpfer des Lichts, nenne, da er in göttlicher Mission handle. Es sei hier gleich zur Charakteristik des Mannes erwähnt, daß Witbooi ein sehr phantastischer Kopf ist und sich einer sehr bilderreichen Sprache bedient, die er je nach dem zu erreichenden Zwecke und nach der angeredeten Person einrichtet, so daß es wohl möglich ist, daß er dem Missionar von Rehoboth mit seiner eingebildeten göttlichen Sendung Eindruck zu machen glaubte. Seine Leute pflegten ebenfalls zu erzählen, daß Hendrik unter göttlicher Eingebung handle und seine Züge gegen die Hereros nur die Strafe des Himmels für die Kaffern wäre, aber inwieweit seine Leute und Hendrik selbst dieses glaubten, darauf ließe sich erst schließen, wenn man wüßte, ob und wie er seine Niederwerfung durch die deutsche Schutztruppe auch als eine göttliche Fügung dargestellt hat. Ich selbst bin davon überzeugt, daß Hendrik ein sehr praktischer und geriebener Mann war, der seine Leute genau kannte und ihre Schwächen zu seinen Zwecken ausnutzte, an eine göttliche Eingebung aber ebenso wenig glaubte, als irgend ein Eingeborener des Schutzgebiets an etwas Anderes denkt als an Essen, Trinken und Schlafen.

Es war ungefähr 4 Uhr nachmittags, als wir uns mit den Hottentotten in Trab setzten, d. h. diese galoppirten uns auf ganz fetten und frischen Pferden vorauf, so daß wir Mühe hatten, mit unseren mageren Kleppern nachzukommen. Nach einer Stunde kamen wir über einige Hügelwellen hinweg ganz plötzlich in unmittelbare Nähe des Lagers von Hornkranz.

Ich hatte mir vorgestellt, daß es auf einem Berge oder doch wenigstens auf einem Hügel läge, von Felsen umgeben und befestigt sei, und so war es mir auch beschrieben worden; desto größer war aber mein Erstaunen, Hornkranz in einer Senkung, von Hügeln umgeben und überhöht vorzufinden, ja so ungünstig für die Vertheidigung gelegen, daß das Schußfeld nach Westen kaum auf 50 m reichte. Es war eine Stellung, welche jedem preußischen Unteroffizier einen nachdrücklichen Tadel seines Hauptmanns eingetragen haben würde. Also eine kleine Fläche, von zwei Seiten von Hügeln umgeben, von einer Flußrinne von Nordost nach Südwest durchzogen; hinter dieser ein felsiges zerklüftetes Gelände, welches mit Hügeln begann und sich allmählich zu einem Gebirge aufschichtete, dessen höchster, weithin sichtbarer Kamm, das flache Dach des tafelförmigen Gams-Berges, wohl noch zwei bis drei Tagereisen entfernt lag. Das war der Schlupfwinkel der gefürchteten Witbooischaaren!

Das Lager selbst bestand aus einer Menge von Hütten, die sehr viel Aehnlichkeit mit Maulwurfshaufen hatten, äußerlich ganz rein und ordentlich aussahen, da sie aus Mantjes, d. i. aus Binsen, die zu Matten aneinander genäht sind, gefertigt waren. Die Umgebung der Hütten war von einer harten, wohlgefegten Tenne gebildet. Um die ganze Ansiedelung zog sich eine Mauer aus roh aufeinander geschichteten Feldsteinen, auf denen wieder vereinzelte weiße Kalksteine, wie absichtlich, ruhten. Eine Rotte kleiner nackter rother Kinder spielte umher, zwischen den Hütten sah man die Weiber mit dem Melken ihrer Kühe beschäftigt — sonst war das ganze Lager still und wie verlassen. Wir folgten unseren Führern über eine Bresche in der Mauer zwischen den Pontoks hindurch auf eine Hütte zu, welche die Wohnstätte des interessanten Hendrik Witbooi sein sollte.

Wir stiegen ab, und einer unserer Hottentotten hob die Matte von dem Eingang hinweg und kroch in gebückter Stellung hinein, während wir draußen warteten. Gleich darauf erschien ein kleiner untersetzter

Mann mit breiten Schultern und Hüften, einer gewissen Anlage zur Leibesfülle, dessen Kopf mit silbergrauem, vollem und welligem Haar bedeckt auf kurzem breiten Nacken zwischen den Schultern saß. Das einfache bürgerliche Aussehen dieses Mannes hätte in mir nie den Gedanken wachgerufen, daß ich den gefürchteten Hendrik vor mir hätte, und doch war er es, der mit verschlafen blinzelnden Augen, verlegener Miene und ungelenkigen Bewegungen vor uns stand. Wenn man ihn länger betrachtete, so entdeckte man allerdings in dem energisch geschlossenen Munde und dem harten Ausdruck der Augen einen Zug von Energie und Grausamkeit, wie sie wohl nur den bestialischen Instinkten roher Völker entspringen, zu welchem der Ausdruck harmloser Gleichgültigkeit, der sein altes Gesicht mit außerordentlich schwachem Schnurr- und Knebelbart umspielte, sobald er sich beobachtet glaubte und selbst keinen Eindruck hervorzubringen beabsichtigte, in eigenthümlichstem Gegensatz stand. Witbooi schien mir überhaupt Meister in der bei den Eingeborenen sehr verbreiteten Kunst, seine Gefühle zu verbergen und seine Gesichtsmuskeln zu beherrschen, zu sein, wogegen er mit seinen Gliedern, besonders den Armen und Händen, gar nichts anzufangen wußte und sich ungeschickt wie ein verlegener Schuljunge geberdete.

Hendrik hatte anscheinend soeben sein Nachmittagsschläfchen gehalten und war wohl nicht besonders erfreut, daß wir so schnell und formlos vor ihm erschienen. Als Eingeborener liebt er eben die Umständlichkeiten und Förmlichkeiten sehr. Er reichte uns deshalb ziemlich kühl und ohne jedes Zeichen der Freude die Hand, aus seinen Zügen sprach deutlich die Frage: Was wollt Ihr eigentlich hier? ich habe Euch doch nicht eingeladen! Er sagte kein Wort des Willkommens, nickte nur leise und gleichgültig mit dem Kopfe, als Lieutenant v. François seinen Bruder, Dr. Ludloff und mich vorstellte, und schritt sodann uns vorauf einer höheren Hütte zu, welche anscheinend als Sprechzimmer dienen sollte. Zuerst eintretend, nahm Hendrik auf einem kleinen Stuhle Platz, musterte uns von der Seite und ertheilte halblaut und sehr kurz einige Befehle. Wir warteten stehend in dem kleinen Raume von 4 m Durchmesser, ohne daß Hendrik mit uns sprach, wohl zehn Minuten lang, erhielten dann aber Stühle und setzten uns dem Kaptein gegenüber. Neben diesem versammelten sich nacheinander wohl einige 20 Hottentotten, die meistens schon in der Hockstellung durch die niedrige Oeffnung hereingerutscht kamen und in dieser gleich auf der Erde sitzen blieben. Alle

waren wie unsere oben beschriebenen Führer gut und vollständig gekleidet und trugen ihre weißen Hüte; sie wurden uns aber mit Ausnahme von Samuel Izaak, dem Unterkaptein und Führer bei den Kriegszügen, und dem alten Keyster, dem Händler und Platzmajor von Hornkranz in

Hendrik Witbooi.

Abwesenheit Hendriks, nicht besonders vorgestellt. Samuel Izaak ist ein kleiner rundlicher Kerl mit kugelrundem Kopf, langem Hals und abfallenden Schultern, der mich an einen Akrobaten erinnerte und sich auch wie ein solcher immer von einem Bein auf das andere stellte und dabei eine Hand auf die Hüfte stemmte. Er hat aber ein sehr freundliches offenes Wesen, spricht viel und verständig und hat mir auch später

immer ganz gut gefallen. Während Samuel noch in den Dreißigern ist, muß Keyster schon ein Mann von beinahe 50 Jahren sein; mittelgroß, schielend und mit häßlichem Grinsen trägt er ein sehr aufdringliches Wesen zur Schau, welches Jeden von vornherein abstößt. Keyster ist der Gegenstand des allgemeinen Neides unter der Gefolgschaft Hendrik Witbooi's. Denn während allen Anderen der Genuß geistiger Getränke auf das Strengste untersagt ist, darf Keyster trinken und sogar zu viel trinken, ohne der Maßregelung durch den Kaptein anheimzufallen, was seinen Grund darin haben soll, daß Keyster viel mit Händlern zu thun hat und darum mit den Wölfen heulen muß, oder auch darin, daß Hendrik Witbooi erkannt hat, daß Keyster ein unverbesserlicher Trinker ist, und daher ihm lieber die Erlaubniß gab, als durch sein schlechtes Beispiel die Disziplin der Anderen untergraben zu sehen.

So saßen wir uns denn eine ganze Weile stumm gegenüber, bis endlich Hendrik den „Raad" mit ein paar Worten, die in Namaqua gleichgültig hingeworfen waren, eröffnete. Samuel, der neben seinem Stuhl hockte und den Hut auf dem gebeugten Knie hielt, diente als Dolmetscher und übertrug die Worte des Kapteins in die holländische Sprache, deren er ganz mächtig ist. Witbooi selbst beherrscht diese ebenfalls vollkommen, aber er findet es wie alle Häuptlinge unter seiner Würde, mit Fremden ohne Dolmetscher zu sprechen. Er hält es wohl auch für bequemer, seine Gedanken in der Muttersprache auszudrücken und durch die zeitraubende Uebersetzung Gelegenheit zum Nachdenken zu gewinnen.

„Woher kommt Ihr?" war die erste Frage Hendriks, welcher die anderen, was wir hier wollten, was es Neues gäbe, was in Deutschland und am Kap passirt wäre, und ähnliche mehr folgten. Lieutenant v. François, welcher etwas holländisch sprach, führte von unserer Seite die Unterhaltung, bemühte sich jedoch bald, die Leitung derselben selbst in die Hand zu nehmen, und erzählte Witbooi, daß der Major aus Interesse für Hendrik hierher gekommen wäre. Dies mochte dem Hottentotten wohl verdächtig vorkommen und nicht sonderlich gefallen, wie er denn überhaupt an diesem Tage recht einsilbig und verstimmt war. Vielleicht dachte er daran, daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen, und daß der Major ein solcher Schatten wäre. Hendrik war sich lange klar darüber, daß die Schutztruppe eines Tages auf ihn losbrechen würde, und ein Gefühl der Ungewißheit peinigte ihn sichtlich.

Die Unterhaltung verlief also einseitig und uninteressant, und wir verließen mit der eintretenden Dunkelheit die Berathungshütte, um uns bei unseren Wagen, die 100 m vom Lager ausgespannt hatten, unser Abendessen zu bereiten und uns zur Ruhe niederzulegen. Samuel und Keyster besuchten uns noch und waren recht unterhaltend, Keyster mit dummen Geschichten, über die er sich selbst halb todt lachen wollte, und Samuel in seiner zappeligen lebendigen Art und lebhaftem Verstande. Ehe sie uns verließen, hatte natürlich ein Jeder von ihnen ein kleines Anliegen in Bezug auf Tabak oder Kaffee, so daß man wohl annehmen konnte, daß der eilige Gegenbesuch mehr der Absicht, anderen Bittstellern zuvorzukommen, als ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit entsprungen war.

Am anderen Morgen schlenderten wir in aller Gemüthlichkeit durch das Lager, besichtigten Alles und machten unsere Späße mit den Hottentotten, deren Weiber uns recht griesgrämige Gesichter zeigten und uns den Rücken kehrten, während die Männer zum Theil recht harmlos und freundlich waren, obgleich sie am Tage vorher uns ziemlich mißtrauisch betrachtet hatten. Das ganze Lager schien an diesem Vormittage in fieberhafter Thätigkeit begriffen, und man sah nur einzelne ältere Leute unbeschäftigt umherstehen. An drei Feldschmieden, die sehr primitiv im Freien hergerichtet waren, indem ein Ziegenfell als Blasebalg, etwas Holzkohle, altes Eisen, neue Stäbe und ein kleiner Amboß das ganze Material bildeten, arbeiteten je fünf bis sieben Mann, meistens junge Burschen, mit einem Fleiß, den man bei der sonstigen Faulheit der Namas gar nicht erwartete. Sie formten in der Hauptsache Hufeisen, die, wie erwähnt, bei den Witboois kreisrund hergestellt werden, und machten im Uebrigen Ausbesserungen an Gewehren, kalibrirten alte Patronenhülsen, gossen Kugeln und luden die Patronen. Alles wurde emsig und für das schlechte Material und geringe Handwerkszeug ganz gut ausgeführt. Rechts und links von uns fielen fortgesetzt einzelne Schüsse, von denen einer ganz dicht an mir vorbeisummte, und welche, wie man mir sagte, theils zum Anschießen der Gewehre, theils zum Erschießen von Schlachtvieh abgefeuert wurden. Bei Tageslicht betrachtet, stellten sich die Mannen des großen Witbooi als rechte Galgengesichter dar, aus deren Zügen das Verbrechen, das schlechte Gewissen und die Lüsternheit nach Sinnengenuß nur zu deutlich sprach, kurz als Leute, die man nicht anders wie als Gesindel bezeichnen konnte. Nicht eine

der den Witbooïs nachgerühmten Tugenden der Christlichkeit, der Sitte und der Mäßigkeit war äußerlich an den älteren Männern zu erkennen, wenn auch wohl die jungen Leute ein frisches unverdorbenes Aussehen hatten. Es erscheint mir als sehr zweifelhaft, daß Witbooi im Stande gewesen sein sollte, die thierischen Instinkte dieses rohen Volkes, das von seinen Ahnen her sehr niedrige sittliche Begriffe überkommen hatte, zu bändigen; ich glaube eher, daß seine Erfolge mehr in dem Schein guter Sitte und in Gehorsam unter seinen Augen bestanden.

Die Grundlage des Witbooïschen Staatswesens war die Gleichberechtigung und der gemeinschaftliche Besitz unter seiner unbedingten Oberleitung. Die Beute aus den Kriegszügen gegen die Hereros als der alleinige Besitz dieser sogenannten Khowese, d. i. Bettelvolk, wurde so vertheilt, daß jedes Hauswesen genügend Milchkühe und Ziegen zur Ernährung erhielt, während der Zuwachs an Jungvieh und der Rest des Raubes Gemeinbesitz blieb und als werk goed, d. i. Arbeitssache, oder richtiger als Betriebskapital angesehen wurde, von welchem nämlich Pferde, Gewehre und Munition, Kleider, Lebensmittel und Eisen, Wagen, Sättel und Zaumzeug, Gesangbücher, Geigen und Harmonium, also alles Kriegsmaterial und allgemein nöthige Gegenstände gekauft wurden. Alles Kriegsmaterial hatte Hendrik natürlich unter seiner persönlichen Aufsicht; er hatte z. B. für den Patronenverbrauch die allerstrengsten Befehle erlassen, wonach seine Leute beim Angriff nur im Nothfall schießen sollten, und es hat wirklich mehrere Einfälle in das Hereroland gegeben, bei denen einige Tausend Rinder geraubt wurden, ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre. Die Erlaubniß zum Ankauf von Kleidungsstücken ertheilte Witbooi jedem Manne und jeder Frau einzeln und nur im Bedarfsfalle, worauf die Leute dann einen Zettel erhielten, auf welchen hin der Händler das Gewünschte verabfolgte und auf das Konto Hendrik Witbooïs schrieb. Diese Kontos waren bei allen Händlern, die in erreichbarer Nähe waren, wie in Walfischbay, Windhoek, Rehoboth, in ganz Gr. Namaland und selbst in der Kapkolonie angelegt und sollen sich auf viele Tausend Lstrl. belaufen haben, Summen, in die natürlich die recht hoch bemessenen Verzugszinsen für mehrjährige Stundung gleich eingerechnet waren. Doch stand Witbooi in dem Ruf eines ganz guten Schuldners, der bezahlte, sobald er etwas besaß, und um die Zeit unseres Besuches in Hornkranz war er so ziemlich auf dem Höhepunkt seiner Wohlhabenheit angekommen, da er im letzten halben Jahre neun

Züge in das Hereroland gemacht hatte, von denen er stets mit 1000 bis 2000 Rindern und einer großen Menge Kleinvieh zurückgekehrt war. Man sah deshalb auch alle Männer und Frauen — die Kinder gingen bis ungefähr zum vierzehnten Jahre nackend — ausgezeichnet gekleidet, und besonders die Frauen trugen schöne bunte Kopftücher, neue Kattunkleider und wollene Umschlagetücher, wie sie bei uns zu Hause nur ganz wohlhabende Frauen besitzen.

Das fehlende öffentliche Gesetz wird bei dem Witbooi-Stamm durch die Zucht der Familie vertreten, welche Hendrik besonders hoch stellt und auch durch frühes Verheirathen seines Nachwuchses zu vermehren sucht. Wie schon gesagt, hält er auch streng auf sittliches Benehmen und soll jeden Mann, der sich in dieser Hinsicht etwas zu Schulden kommen läßt, zeitweilig aus seinem Kriegsvolk ausstoßen oder tüchtig durchprügeln lassen. Kein Wunder also, daß bei diesem strengen Regiment eine große äußerliche Ordnung herrscht. Witboois Autorität ist unangefochten und das Vertrauen zu ihm unbegrenzt; sei es nun, daß man seine wirklich guten Eigenschaften, die Thatkraft und die Fähigkeit zu organisiren, erkennt oder daß man an seine göttlichen Eingebungen oder an seinen Stern glaubt, gleichviel: der Erfolg ist ein guter, nämlich Unterordnung unter den Willen des Führers!

Die Religion aller zur Gefolgschaft Witboois gehörenden Leute ist die christliche des evangelischen Bekenntnisses, in welchem Hendrik selbst groß geworden ist, und der schon sein Vater, Moses Witbooi, angehörte. In seiner Jugend war Hendrik der Schulmeister auf der Werft seines Vaters gewesen, und man sagt, daß er auch das Kapland besucht habe und von dorther die Kenntniß des Holländischen und ein gewisses Verständniß für europäische Sitten und Einrichtungen mitgebracht habe. Er hielt auch in Hornkranz mit besonderer Vorliebe Andachten ab, predigte und ließ singen. Auf unsere Bitte mußte seine ganze Sippe in der sogenannten Kirche, einer mannshohen Umzäunung aus Büschen und Laub, zusammentreten; Männer, Frauen und Kinder, wohl an zweihundert Köpfe, gruppirten sich stehend, sitzend und hockend und trugen uns einige Lieder vor. Die Leitung des Gesanges hatte Hendriks Sohn, ein langer hagerer Mensch, von demselben Schnitt wie unsere heimathlichen Schullehrer; er strich auf einer Violine den Ton an, worauf die zweihundert Kehlen von der hellsten Kinderstimme bis zum tiefsten Baß des älteren Mannes mehrstimmig einfielen, ihre Stimmen aber so richtig

hielten und durchführten, als hätten sie die beste Schulung genossen. Der Gesang war kräftig und höchst melodisch, das Zusammenwirken der Stimmen aber mehr auf die Nachahmung des Orgelspiels berechnet, etwa so wie es die musikalischen Clowns auf Spezialitätenbühnen machen, wenn sie mit irgend einem beliebigen Instrumente Glockengeläute oder Kirchengesang imitiren. Zweifellos waren diese Leute nicht besser eingeübt als die Herero-Kinder auf Okahandja, aber ihr Gehör und musikalische Begabung war der der Hereros bedeutend überlegen. Sie trugen ein Lied vor, dessen Namaworte mit Sa kuba dita beginnen, und welches ein Lobgesang auf Gott ist; außer diesem sangen sie noch mehrere Nama- und auch holländische Lieder, wobei das Schnalzen der Namaqualaute sehr eigenthümlich und nicht sehr musikalisch zum Ausdruck kam. Die Melodien, nach denen sie sangen, sollen alle englischen oder deutschen Ursprungs gewesen und von den Namas, ihrem Gefühl entsprechend, zurechtgestutzt sein, denn eigene Weisen sollen die Hottentotten nicht besitzen.

Da wir an diesem Tage noch eine gute Strecke auf Rehoboth zu marschiren beabsichtigten, so setzten wir unsere Wagen um 3 Uhr in Marsch, begaben uns aber selbst mit den gesattelten Pferden und unseren Gewehren zu der Werft Witbooi's, mit welchem der Major noch eine Unterredung zu haben wünschte. Diese hatte heute einen ganz politischen Charakter und drehte sich in der Hauptsache um die Frage, mit welchem Recht Witbooi die Hereros bekriege. Der Major ging als Fragesteller davon aus, daß Hendrik in letzter Zeit einen Zug nach dem anderen in das Hereroland gemacht habe und wieder damit beschäftigt wäre, einen solchen vorzubereiten, wie aus der Thätigkeit im Lager deutlich hervorging, und knüpfte die Bemerkung daran, daß Hendriks vermeintliche Kriegszüge doch nur Raubzüge wären. Witbooi hörte zuerst anscheinend mit gleichgültiger Miene zu, ergriff dann aber das Wort, um mit steigender Lebhaftigkeit in kurzen scharf abgerissenen Sätzen ungefähr das Nämliche zu antworten, was ich schon oben aus der Geschichte seines Lebens erzählt habe.

Er führe gegen die Hereros Krieg, da eine alte Feindschaft zwischen ihren Rassen bestehe; er führe Krieg, und sein Raub wäre nur eine Strafe des Himmels, zu dessen Werkzeug er erkoren sei. Sein eigener Haß gegen die Schwarzen sei aus ihrer verrätherischen Handlungsweise entsprungen. Als junger Mann wäre er der Kriegszüge seiner Nation

müde gewesen und hätte sich mit vierzig Mann von seinem Vater Moses trennen wollen, um im Norden des Hererolandes in Frieden der Viehzucht zu leben, aber der alte Maharero und seine Leute, mit denen er bei Osona zur Besprechung zusammengekommen wäre, hätten mit lüsternen Augen auf die Gewehre und Pferde seiner Leute gesehen, hätten Händel gesucht und auf ihn geschossen, während er selbst noch die Hand zum Frieden ausgestreckt hielt. Mit diesem Verrath hätten sie ihm den Fehdehandschuh hingeworfen, und er, Hendrik Witbooi, würde ihn nicht eher fallen lassen, als bis die Hereros ihren letzten Ochsen verloren hätten!

Witbooi hatte sich bei dieser Auseinandersetzung des vermeintlichen, ihm zugefügten Unrechts so in Hitze geredet, daß seine Augen Funken sprühten, seine Hände zitterten und lebhaft gestikulirten, die deutlich ausgesprochenen Worte mit den vollen Schnalzlauten aber wie Schläge in die todtenstille Versammlung fielen. Als aber diese lange Tirade zum Schlusse gekommen war, verschwand seine Erregung fast augenblicklich, das Feuer seiner Augen erlosch, und nur ein leises Zittern der Hände und lebhaftes Athmen ließen die verschwundene Aufwallung erkennen.

Major v. François knüpfte an den Schluß der Hendrikschen Auseinandersetzung an, indem er fragte, ob er denn nicht den deutschen Schutz annehmen und dann Frieden machen wollte. Hendrik lehnte dieses ab und sagte, er brauchte keinen Schutz und fände es unrecht, daß eine fremde Macht ihm ihren Schutz aufdrängen wollte. Auf die Frage, was er denn thun würde, wenn der deutsche Kaiser ihm befehlen würde, Frieden zu halten, antwortete er, wie bei vielen anderen Fragen, daß er sich dann nach den Umständen richten werde. Nur einmal schwieg er betreten, nämlich als Major v. François ihm sagte, daß der Kaiser, wenn auch Hunderte seiner Soldaten hier erschossen würden, Tausende herausenden würde. Witbooi hatte diese Bemerkung dadurch hervorgerufen, daß er fragte, wieviel Soldaten der Kaiser schicken würde, und wie viele, wenn diese erschossen sein würden. Ich glaube, daß ihm die Erwähnung der Tausende in Gegenwart seiner Leute sehr unlieb war, wie er überhaupt diese in einer gewissen Beschränktheit und geistigen Abhängigkeit von sich selbst zu halten bemüht schien.

Mit eintretender Dunkelheit verließen wir Hornkranz und nahmen den Eindruck mit, daß Hendrik Witbooi ein besonnener und thatkräftiger

Mann und ein nicht zu unterschätzender Gegner wäre. Die Unterredung des Majors mit Hendrik, obgleich ganz privater Natur und ausdrücklich als solche bezeichnet, hatte den Erfolg, daß die Hottentotten ihre in der letzten Zeit fast allmonatlichen Raubzüge aufgaben und, wie wir später sehen werden, erst im Oktober wieder den Anfang damit machten.

Die Sonne war eben untergegangen, als wir in östlicher Richtung durch die Ebene auf Rehoboth dahintrabten. Ein junger Hottentotte aus der Familie Fredericks von Bethanien begleitete uns als Abgesandter von Madame Witbooi, deren Herz nach einem „Trexel" Mehl (d. i. ein Deckel voll) begehrte. Wir waren ganz gerührt über die Ausdauer dieses jungen Mannes, der auf einem halblahmen Pferde einen Ritt von sechs Stunden für eine geringe Gabe unternahm, als wir ihm aber unser Erstaunen ausdrückten, meinte er, „Eitematcha", das wäre nichts, denn auf ihrer Werft ständen jede Minute mehrere Pferde gesattelt, und wenn der Kaptein einen von ihnen mit einer Botschaft nach Rehoboth oder Walfischbay senden wollte, so müßten sie sogleich aufsitzen und Tag und Nacht reiten, bis sie ihre Bestimmung erreicht hätten! Es war 10 Uhr vorüber, als wir bei dem bereits ausgespannten Wagen ankamen. Der Hottentotte bekam Abendbrot und das Mehl für die Königin, und wir selbst stärkten uns und freuten uns nicht wenig, daß der Nachthimmel ganz hell war und gar nicht nach Regen aussah, so daß wir auch in Wahrheit eine köstliche Nacht hatten.

Anderen Tags zogen wir bei großer Hitze durch schönes Weideland mit kleinen Hügeln, sehr gutem Grase, aber geringem Buschbestande und machten mittags bei Quartel Halt, wo ein Bastard mit Namen Dirk van Wyk und ein deutscher Südafrikaner, John Ludwig, ihre Werft aufgeschlagen hatten.

Am Abend geleiteten uns Ludwig, Dirk und fünf junge Bastards, Alles große breite Burschen, die ihren germanischen Ursprung deutlich verriethen, eine kleine Strecke auf Pferden, welche halb Trab und halb Galopp gingen und fortgesetzt mit dem Kopfe schlugen, was ihnen von den jungen Bastards mit vieler Mühe beigebracht und für ein Zeichen besonderer Lebendigkeit gehalten wird. Um 6 Uhr erreichten wir Kawasis, wo die Werft einer großen dicken Wittwe Cloete zwischen mehreren Kegeln lag, welche aus riesigen gelben, aufeinanderliegenden Felsblöcken bestanden und einen malerischen Anblick gewährten. Frau Cloete war recht unfreundlich und patzig, entweder weil sie von den „lillige

Duitschers", d. i. den gräßlichen Deutschen, nichts wissen wollte, oder weil wir sie bei der einzigen Arbeit des Tages, beim Melken, überraschten, einer Thätigkeit, die übrigens nicht einmal eine Arbeit zu nennen war, da sie ganz dick und faul vor ihrer Hütte saß und kaum einen Blick auf die Eimer voll Milch warf, welche die Hottentottinnen brachten. Sie gestattete uns aber in Gnaden, ein wenig Milch für ein Kopje Kaffee zu kaufen und einen wirklich gut gebauten, jungen Schimmelhengst zu bewundern, von dem sie aber auf unsere Frage, was er kostete, sagte: „Hij kost niets, ik zal hem nuit niet verkoop!" (Er kostet nichts, ich werde ihn niemals verkaufen!)

Kurz hinter Kawasis trennte sich Meiburg mit dem ihm anvertrauten Wagen und der Herde von uns, um seinen Weg nach Süden fortzusetzen, wir selbst bogen nach Nordosten ab, um in beschleunigter Fahrt Rehoboth zuzueilen.

Rehoboth liegt in einer Fläche, welche nach Westen von einem kurzen zusammenhängenden Gebirgsstock begrenzt wird und nach Osten hin einige kleine Kuppen hat; im Norden und Süden des Ortes befindet sich ein lichter Akazienwald, an welchem sich das Rehobother Revier entlang schlängelt. Wir näherten uns aus südlicher Richtung und befanden uns zu unserer nicht geringen Ueberraschung an einem reißenden, schmutziggelben Fluß von über 100 m Breite, der eine Menge von Reisig, Schlamm und Gras mit sich fortführte, hier die Ufer in kurzer Zeit abwusch und dort in wenigen Minuten eine Sandbank aufschwemmte. Ein wunderbares Schauspiel, fürwahr, wenn man seit Wochen nur durch den trägen Sand trockner Flußbetten gewatet ist und schon ganz vergessen hat, was die flinke tänzelnde Welle bedeutet! Am Ufer spielten halbwüchsige nackte Burschen umher, sprangen ins Wasser und bespritzten sich, genau so, wie wir Alle es früher gethan haben; für uns aber war es lehrreich, zu sehen, daß das Wasser den Knaben kaum bis an die Hüften reichte, so daß wir hindurchreiten konnten, ohne naß zu werden.

Die Landschaft um Rehoboth sieht mit den rothen Felsen, dem frischgrünen Grase und den schattigen Akazien sehr lieblich und einladend aus, der Ort selbst aber ist ein unregelmäßiges Gemisch schlecht gebauter und noch schlechter gehaltener Lehmhäuser, die bald ihre Front, bald ihre Rückseite der allgemeinen Dorfstraße zuwenden. Neben ihnen stehen stets ein oder zwei Bienenkörbe, die in dem Beschauer den Eindruck erwirken, daß das Haus mit seinen öden Fensterhöhlen wohl zum

Bewohnen gebaut ist, daß aber der danebengesetzte Pontok in den meisten Fällen allein bewohnt wird. Am abstoßendsten wirken jedoch die an jedem Hause gelegenen Viehkraale und die Menge von Mist, der buchstäblich den ganzen Platz bedeckt, so daß die Gerüche des Orts und die Menge der Insekten eine fürchterliche Plage sind.

Dies war der Eindruck, den ich gewann, als wir zwischen kläffenden Kötern nach Landessitte durch den Ort galoppirten, um bei dem Missionar abzusteigen. Hier bot sich uns schon ein freundlicheres Bild, denn Haus und Kirche lagen in einem offenen Rechteck um ein Gärtchen, über dessen Mauern die dichten rothen Blüthen eines Oleanderstrauches sahen. Niedrig und mit flachem Dache, aber blendend weiß abgeputzt und sauber wie ein Schmuckkästchen, mit sauberen Fenstern, an denen Kattungardinen sichtbar waren, freundlich, hell und einladend, wie eine wahre Stätte des Friedens und der Freude, so lag das Haus vor uns, und wie das Haus, so waren auch seine Wirthe, Herr Missionar Heidmann und seine Frau, die seit zwanzig Jahren hier am Orte wohnen, aber schon vierzig Jahre die wechselvollen Geschicke dieses Bastardvolkes getheilt haben.

In der Kapkolonie saßen diese Bastards mit wenig Vieh und ohne eigenes Land. Durch die von Süden her sich ausbreitende Kultur und durch die Verachtung der Boeren für ihre gemischte Rasse verdrängt, zogen sie immer weiter und weiter nach Norden und saßen schließlich um das Jahr 1865 auf Pella am Groot Revier, wie der Oranje-Fluß im Volksmunde heißt, und in De Tuin, wo Herr Heidmann unter ihnen mit größtem Erfolge thätig war. Aber auch der Aufenthalt an dieser äußersten Grenze der Kapkolonie erwies sich infolge der fortgesetzten Plackereien mit den brutalen Boeren und der Raubanfälle der nördlichen wilden Grenznachbarn als auf die Dauer unhaltbar, und so machte sich im Jahre 1867 Hermanus van Wyk mit einigen dreißig Vortrekkers auf, um nach Art ihrer Stammväter, der Boeren, ein Land zu suchen, in welchem sie frei und dauernd leben könnten. So gelangten sie nach Rehoboth, dessen Weidefeld ihnen sehr günstig erschien, und dessen Besitzer, die Zwartbooi-Hottentotten, um jene Zeit sehr arm und isolirt waren und ihnen den Platz Rehoboth und das umliegende Weideland gern verkauften. Der Sinn solcher Abmachungen zwischen Eingeborenen und Neuansiedlern ist nie genau zu ergründen, und der Begriff des Weidelandes um eine Wasserstelle ist ein sehr dehn-

barer; es scheint mir aber, der geringen Anzahl der Bastards und ihrem damaligen kleinen Viehbesitz entsprechend nur wenig Land gemeint gewesen zu sein. Wie aber Dido zu ihrer Zeit für eine kluge Frau galt, weil sie aus einer Ochsenhaut viel zu machen verstand, so waren auch die Bastards, als sie in größeren Schaaren anlangten, klug und gewandt genug, ihre Grenzen so weit hinauszuschieben, als sie es unbeschadet anderer Rechte thun konnten. Die Ausdehnung des Bastardgebietes wird denn auch zur Zeit von dem Awas-Gebirge über den Schaf-Fluß im Osten und das Hakos-Gebirge im Westen so weit nach Süden gerechnet, daß die Grenze so ziemlich in der Mitte zwischen Gibeon und Rehoboth läuft, und umfaßt wohl eine Million Hektar sehr guten Weidelandes, mit Quellen, theilweise fruchtbarem Boden und nicht unerheblichen Mineralschätzen. Die Zahl der erwachsenen männlichen Bastards mag jetzt an dreihundert betragen, ihr Besitz an Vieh wird 100000 Rinder nicht übersteigen. Sie sind sowohl an Köpfen wie an Eigenthum durch die fortwährenden Kriege, denen sie sich nicht entziehen konnten, durch den Raub der Hottentotten und die Einschleppung von Seuchen schwer geschädigt worden, würden aber wohl in Friedenszeiten und bei geregelten Verhältnissen mit ihrem gesunden Sinn und ihrem Hang zur Sparsamkeit in kurzer Zeit zu Wohlhabenheit und großer Vermehrung gelangen.

Der Missionar und seine gastfreie Gattin nöthigten uns sogleich in das Eßzimmer, wo sehr bald der Tisch gedeckt und die Speisen aufgetragen wurden. Man kann kaum beschreiben, welch einen Genuß es bereitet, wenn man nach langer Zeit wieder an einem Tischtuch sitzt und einen Teller vor sich stehen hat, der gründlich gereinigt ist und diese angenehme Eigenschaft auch äußerlich zur Schau trägt. Unsere grauen Blechteller sahen stets schmutzig und fettig aus, und das Mahl an dem wackligen Feldtisch war mehr eine Angstpartie als ein Genuß zu nennen. Frau Heidmann labte uns mit Brühe mit Reis, Ziegenbraten mit Kartoffelsalat, welcher in Gestalt getrockneter Kartoffelscheiben aus Lübeck bezogen war, getrocknetem Obst und einer süßen Speise. Alles schmeckte vortrefflich, ebenso wie das Glas Kapschen Weines, welches uns Herr Heidmann vorsetzte. Außer uns bereits Genannten saß noch ein junger Mann mit Namen Schmidt am Tische, welcher bei einem Händler im Dienst war, für diesen im Store verkaufte, zu den Hereros handeln ging oder Ochsen zum Verkauf nach Kimberley trieb. Er war ursprünglich

Schlächter in Neustrelitz gewesen, hatte früher bei der Schutztruppe gedient, verließ aber später das Land, da er einmal aus Unbesonnenheit sich seiner Arretirung von Seiten einer Patrouille durch die Flucht entzogen hatte. In Rehoboth waren zwei deutsche Händler ansässig, deren einer, Herr G. Schluckwerder, den Inhaber der von den Bastards an einen gewissen Höpfner verliehenen Bergwerks-Konzession, L. v. Lilienthal und Genossen in Elberfeld, vertrat — die Rechte dieser Genossenschaft sind seitdem auf die hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft übergegangen — und nebenbei den landesüblichen Ochsenhandel betrieb. Der zweite Händler des Platzes war Herr L. Conradt, der als Brunnengräber für Lüderitz nach Angra Pequena gekommen war, danach noch einmal für die westafrikanische Kompagnie, Brückner u. Co., herauskam, sich aber nach wenigen Jahren selbständig machte und in ganz guten Verhältnissen lebte, was er hauptsächlich dem verdankte, daß er kein bestimmtes Prinzip des Handels festhielt, sondern mit Gewehren und Munition, Pferden oder Vieh, Kleidern, Straußfedern oder Häuten, Gummiarabicum oder Hörnern und Kuriositäten, kurz, mit jedem Artikel, der gefragt oder angeboten wurde, handelte. Beide deutsche Händler, welche außerdem die Konkurrenz der Schutztruppe auf Windhoek und eines englischen Händlers am Ort hatten, konnten gut nebeneinander bestehen, wobei allerdings das Geschäft mit Hendrik Witbooi sehr in Betracht kam, welches wohl zweitausend Ochsen und Kühe in Rehoboth zum Umsatz brachte.

Mit wenigen Worten will ich noch unseres kurzen Besuches bei Hermanus van Wyk, dem alten Häuptling der Bastards von Rehoboth, gedenken und damit in Kürze alle anderen Bastards skizziren. Hermanus wohnt in einem sogenannten Hartebeest-Haus, welches alle minder kultivirten Boeren und Bastards Südafrikas sich in wenigen Tagen aus Luftziegeln dort aufbauen, wo sie sich niederzulassen gedenken. Solch ein Hartebeest-Haus sieht aus wie eine umgestülpte Kiste. Gerade Wände und ein flaches Dach, niedrig und gedrückt, mit einer Thür in der Mitte und je einem Fenster rechts und links davon, vor der Thür ein glatt gefegter Auftritt, die als Sitzplatz besonders beliebte Stoep; im Innern ein kahles Zimmer, mit dürftig abgeputzten rauchgeschwärzten Wänden, mit einem Tisch, der Vorderkiste des Wagens an der Wand und ein oder zwei niedrigen Feldstühlen: das ist der ganze Bau und dessen innere Ausstattung! Im Hause herrscht meist eine Todtenstille,

da die Bastards wenig sprechen und die Frauen außerdem sich hinter dem Hause in einem Mantjes-Pontok aufzuhalten pflegen.

Hermanus schlief, als wir zu seinem Hause kamen, aber er erschien bald, fast 2 m groß, breitschultrig und etwas gebückt, mit leicht gelblicher Haut, weißem Haar, offenem Munde und blauen Augen, die nicht gerade von Verstand sprachen und ein wenig von unten nach oben blickten. Wir setzten uns vor das Haus auf die Stoep, wo bereits Schatten war, und sprachen über die üblichen Dinge, über Witbooi, den deutschen Schutz und über die Konzession des Herrn Höpfner, welche er im Original aus seiner Kiste holte, und von der er meinte, sie brächte ihm nicht genug ein. Seine Abmachung war nämlich derartig, daß er von der Förderung einen gewissen Prozentsatz des Werthes erhalten sollte, es war aber unmöglich, ihm die Art eines prozentualen Verhältnisses auseinanderzusetzen, da er es entweder nicht verstehen wollte oder nicht verstehen konnte. Vielleicht war er ebenso schlau wie jener Boer, der, bei einem Händler um ein Darlehen verhandelnd, das Angebot zu 10 % Zinsen pro anno schnöde zurückwies und nach drei Tagen triumphirend zu demselben Händler kam, mit der Kunde, daß er das Geld schon für 5 % für den Monat erhalten habe.

Hermanus machte uns mit einem großen Freunde des Deutschthums, dem Unterkaptein Hans Diergaard, einem schönen, großen, schwarzhaarigen Mann, der ebenfalls einen Knebelbart trug, aber sehr viel klüger aussah und besser redete als Hermanus, bekannt. Diergaard hat sich später ein ganzes Jahr lang in Windhoek aufgehalten und dort im Akkord für die Truppe gebaut, später hat er sich im Kampfe gegen Witbooi ausgezeichnet und ist schließlich in demselben geblieben. Ferner waren noch zwei Dirks van Wyk anwesend, der eine, mittelgroß, dick und behäbig; der andere, mit Beinamen Matrose, groß, unfläthig und dummdreist. Letzterer war, als der Vater von zwölf großen, kräftigen, recht gut aussehenden Söhnen bekannt.

Die Abreise von Rehoboth erfolgte gegen Abend und ging in gerader Richtung nach Norden durch ein ganz ebenes Weideland, an dessen Horizonte einige Spitzköpfe sichtbar waren, bis wir am nächsten Abend zwischen zwei an den Weg herantretenden Bergnasen vorüberkamen, welche dem Platz den Namen Kransnus gegeben haben. Hier spannten wir bei der Werft der alten Wittwe Bertha Koopmann aus, und der Major und ich mietheten uns in der Voraussicht einer

regnerischen Nacht sofort in dem Pontok der alten Dame ein, welche ihre Gastfreundschaft mit einer halben Flasche Kognak bezahlt erhielt. Sie klagte nämlich zuerst sehr über Leibweh und Kopfschmerzen, Symptome, welche stets auf Verlangen nach Schnaps schließen lassen und uns schon bekannt waren. Wir instruirten die alte Dame erst ganz genau, daß sie des Abends und des Morgens ein Gläschen nehmen sollte, sie aber war eine trunkfeste, bierehrliche Frau, die sich nicht auf das „Knacken" verstand und die halbe Flasche mit einem Zuge leerte. Dann sank sie als Leiche auf ihr Lager. Eine schöne Leiche war sie zwar nicht, denn sie war alt, gelb und runzelig, und riesige, lange Zähne ragten aus ihrem geöffneten, nach Alkohol duftenden Munde, dafür aber schien sie musikalische Begabung zu besitzen, denn sie schnarchte, pfeifend und röchelnd, in allen Tonarten, die ganze Nacht hindurch. Das Bett unserer Wirthin war auf der berühmten Kattel über zwei Kisten bereitet, der Major und ich mußten auf dem Boden Platz nehmen, und zwar er an der Wand und ich in der Mitte, so daß die kleine Hütte ganz ausgefüllt war. Wenn auch der Boden sehr hart war, so schlief ich doch in dem angenehmen Bewußtsein, vor Regen geschützt zu sein, sogleich ein und erwachte erst wieder, als ich gerade geträumt hatte, daß die Heinzelmännchen mich durchprügelten. Ich konnte mir auch im wachen Zustande zuerst nicht darüber klar werden, ob es nicht wirklich die Heinzelmännchen waren, die als helle Gestalten neben mir und auf mir herumtanzten. Als ich mir ein Herz faßte und eine der Gestalten beim Kragen erwischte, stellten sich die vermeintlichen Geisterchen als harmlose Zickel heraus, die, einige zwanzig an der Zahl, auf uns Kletterversuche machten. Die ganze Bude war in Bewegung, und selbst auf dem Bette der Frau Wirthin vollführten sie einen Höllentanz.

Bald nach Mittag erreichten wir Gr. Windhoek wieder, nachdem wir mit einer kleinen Unterbrechung fast sechs Stunden geritten waren und das Awas-Gebirge gleich nördlich von Aris auf niedrigen Pässen überschritten hatten.

Nach Beendigung dieser ersten kleinen Erkundungsreise war die nächste Zeit in Windhoek der häuslichen Einrichtung und der Jagd gewidmet.

Zu Ende März und im April befanden wir uns im letzten Stadium der Regenperiode, welche 1890/91 ganz günstig gewesen war, so daß wir auch jetzt noch täglich ein Gewitter mit Platzregen hatten, welches

sich um 2 Uhr nachmittags durch Donner ankündigte, dann in einer ganz kleinen Wolke am klarsten, blauen Himmel aus Nordwest erschien, um nach einer halben Stunde aber schon mit krachenden Schlägen, unaufhörlichen Blitzen und schweren Regenmassen hereinzubrechen. Nach einer Stunde war Alles vorüber, die Sonne strahlte aus ungetrübtem Blau, und noch ehe sie unterging, war die Erde getrocknet.

Die eigentliche Regenzeit im ganzen Schutzgebiete von Kunene bis zum Oranje, von der Kalahari bis zum Atlantischen Ocean fällt in die Monate Januar bis März, jedoch beginnt der Regen an den hochgelegenen Punkten wie Windhoek und auf den Awas-Bergen, dem Khomas-Hochland und den Kuisib-Bergen meistens schon im Oktober, so daß im November bereits frisches Gras hervorsprießt. In dem nördlichen Hererolande, am unteren Omuramba und bei Ottavi und Groot-Fontein setzen die Regen in guten Jahren ebenfalls im November und Dezember ein und ziehen sich bis in den April hin. In Gr. Namaland, wo die Fläche vorherrscht, ist der Regenfall ein sehr viel geringerer, die Regenzeit eine kürzere und mehr mit dem Charakter der Landregen als der Gewitter auftretend. Der Zeitraum ist dort hauptsächlich auf Februar und März beschränkt. Der eigentliche Küstenstrich, d. h. bis 50 km landeinwärts, hat keinen Regen, sondern nur nebelartige Niederschläge, während bis 150 km in das Innere hinein der Regen sehr selten, unregelmäßig und oft nur als ein leichter Niederschlag auftritt, welcher nicht im Stande ist, neuen Graswuchs zu erzeugen. Vorgreifend will ich erzählen, daß die Jahre von 1890/91 bis 1893/94 fortgesetzt steigend vorzügliche Regenperioden hatten, so daß selbst der nächst der Küste liegende Strich Gras hervorbrachte und mehrere Monate lange Süßwasser-Bleys hielt, daß aber selbst 1890/91 und 1891/92 in der Gegend Tsaobis, Ubib und Otjimbingue gar kein Regen fiel.

In den ersten Tagen des April erschien eines Morgens ganz überraschend der Hauptmann v. François, der eigentliche Führer der Schutztruppe, welcher aus Nordosten von einer viermonatlichen Reise nach dem Okavango heimkehrte. Seine Begleitmannschaft, aus zwölf Mann der Truppe bestehend, war zum Theil auf Ochsen beritten gemacht; Alle hatten die Reise gut überstanden und sahen wohl und gebräunt aus. Nach kurzer Zeit verließ Hauptmann v. François mit seinem älteren Bruder Windhoek, wiederum zum Zweck einer Bereisung des Kaokofeldes, des als besonders wildreich bekannten nordöstlichen Theiles des

Schutzgebietes, während ich mit Lieutenant v. François auf Kl. Windhoek zurückblieb.

Nach drei Wochen erhielten wir die Benachrichtigung des stellvertretenden Kommissars, Herrn Kanzler Nels, daß er nach Deutschland zurückberufen und Hauptmann v. François mit der Stellvertretung des Kommissars beauftragt wäre. Herr Nels beabsichtigte, mit dem Ende Mai zu erwartenden deutschen Dampfer in die Heimath zurückzukehren, und bat mich, nach Otjimbingue zu kommen, um daselbst die Uebernahme für Herrn v. François zu besorgen. Ich brach bald mit einem größeren Zuge von Wagen, Ochsen und Personal auf und reiste über Otjiseva und Otjikango nach Otjimbingue, wo ich den Hauptmann v. François aber bereits vorfand und mich nur einige Tage aufhielt; dann ritt ich über Tsaobis und Witwater nach Onanis, wo ich die Wagen des Herrn Nels, auf deren einem die drei Löwen transportirt wurden, antraf. Die Löwen wurden auf der Fahrt und bei Nacht in einen großen Käfig, der auf dem Wagen stand, gesperrt, liefen aber sonst ganz frei umher und liebten es besonders, sich an uns zu reiben und sich auf uns herumzuwälzen, wenn wir am Boden lagen. Bei Onanis, welches „enge Stelle" heißt, verließen wir das Witwater-Gebirge und betraten die große Ebene, welche sich bis zur Küste hinzieht. Es war wieder die mir von den ersten Reisetagen im Februar bekannte endlose Fläche körnigen gelben Sandes, aus der hin und wieder Kegel, Spitzkopje genannt, aufragten, derselbe Boden, mit dünnem, federigem Toagrase bestanden, welches kaum sichtbar ist, wenn man darüber hinwegreitet, von der Ferne gesehen aber einem wogenden Grasmeere gleicht. Die Bäume und Büsche des Oberlandes waren fast ganz verschwunden und nur noch in den flach eingeschnittenen Wasserrinnen in verkrüppelter Gestalt zu finden, dafür trat hier der sogenannte Milchbusch auf, eine Art Euphorbia von hellgrüner Farbe, ohne Blätter, in langen Stengeln von der Dicke eines Fingers als kugeliger Busch von 1 m Höhe wachsend, der im trockenen Zustande ungeheuer leicht verbrennt und sich zischend in blauen und grünen Lichtern verzehrt. Außer dem Milchbusch kamen hier noch jene kleinen, kaum 25 cm hohen Gewächse mit kreisrunden succulenten Blättern von frischer, grüner Farbe vor, wie sie bis unmittelbar an die Küste vielfach zu finden sind, und an den Felswänden der Spitzkopjes streckte der kahle Kandelaberkaktus seine vielkantigen Arme in die Luft.

Herr Nels hatte seine fünf besten Pferde mitgebracht und lud mich ein, zwischen Onanis und Tinkas mit ihm zu jagen. Wir trabten zu fünf Reitern, Herr Nels und ich, der Bastard Arri Irion und unsere zwei Jungen, Augustin und Tsebeb, in die unendliche Fläche hinaus. Wir ritten spähend und stumm im Gänsemarsch hinter Arri her, welcher sein Gewehr quer über den Sattelknopf und die Oberschenkel gelegt, den Zügel auf den Hals des Pferdes geworfen hatte, mit vorgebeugtem Kopfe den Horizont durchforschte und nur hin und wieder mit der Hand die Augen beschattete, sonst aber regungslos auf seinem Pferde saß. Die Luft erschien so durchsichtig, und die Fläche war so eben wie ein Tisch, daß es schien, als ob man gar nichts übersehen könnte, und dennoch tauchten oft erst bei einer Annäherung auf 400 oder 600 m dunkle Punkte überraschend vor unseren Augen auf, die sich als einzelne Springböcke herausstellten. Erst am Nachmittag trafen wir auf mehrere Rudel von 50 bis 100 Stück, denen wir durch die beiden Jungen den Weg verlegen ließen, während wir drei Jäger sie senkrecht zu ihrer Laufrichtung anritten, von den Pferden sprangen und auf sie feuerten. Mit ungefähr zwanzig Kugeln erlegten wir in vier Hetzen nur einen Bock, und Keiner von uns vermochte zu sagen, wessen Kugel ihn getroffen hatte. Als wir am Abend in das Felsenthal von Tinkas, wo die Wagen ausgespannt hatten, einritten, sah Arri von einer Kuppe aus, wie er behauptete, Tausende von Springböcken unter einem Kopje auf etwa 4 km weiden und versprach uns eine gute Jagd für den nächsten Tag.

Dieser brach so sonnig und glühend heiß wie der vergangene an. Wir ritten durch eine lange Felsschlucht über große Steinplatten hinweg auf dem Saumpfad der Zebras, welche das Klettern in diesen Gesteinen lieben und überall ihre kleinen Pfade und Hufspuren hinterlassen, in die Blakte von Tinkas hinaus. Arri hatte wirklich Recht gehabt, denn wir konnten mit dem Glase deutlich erkennen, wie sich eine Menge einzelner weißer Körper, die im Großen wie ein heller Fleck erschienen, in der Ebene auf 3 km hin und her bewegten. Der Wind wehte leicht aus Ost, und unser Plan war dementsprechend schnell gefaßt. Augustin und Tsebeb mußten im weiten Bogen herumgaloppiren, um auf die voraussichtliche Rückzugslinie, nämlich gegen den Wind zu kommen, und wir ritten in breiter Front, die Gewehre wagerecht über dem Sattel, mit vornübergebeugtem Oberkörper geradenwegs auf die Springböcke zu. Diese emerkten uns erst, als wir uns ihnen trabend auf 2 km genähert

hatten, hoben die Köpfe und begannen unruhig hin und her zu gehen. Einzelne Thiere waren als Posten im Vorterrain aufgestellt, wandten sich aber jetzt und trollten der Herde zu. Hier war die Unruhe immer größer geworden, das Aesen war vergessen, und die ganze Gesellschaft setzte sich langsam gegen den Wind in Bewegung. Da war kein Halten mehr! Oorlog hatte das Wild gesehen, die alte Jagdlust regte sich in ihm, und fort ging er in langen Sprüngen über die Fläche. An ein Lenken brauchte ich zum Glück nicht zu denken; ich wäre hierzu außer Stande gewesen, da ich mein gespanntes Gewehr in der erhobenen Rechten hielt und die linke Hand Oorlogs Muth nicht gezügelt haben würde. Unterdessen sausten auch die Springböcke, wie eine Schwadron dicht geschlossen, in rasender Fahrt dahin. Ich erreichte sie, spitz von hinten auf ihre Richtung reitend, auf 50 Schritt, wollte pariren und abspringen; da ich aber Oorlog nicht halten konnte, warf ich ihm den Zügel über den Hals und sprang, weil die Springböcke auf meiner rechten Seite waren, im Laufe rechts ab. Ich schoß nun im Knieen wohl zehn Patronen Schnellfeuer in die Herde, die bei jeder Kugel wie ein Sandhaufen auseinanderspritzte, um sich im nächsten Moment wieder desto fester zusammenzuschließen. Herr Nels und Arri hatten rechts und links von mir ihrer Mordbegier gefröhnt, und ein Kleingewehrfeuer erfüllte die Luft, gleichsam wie wenn sich ein Vorpostengefecht abspielte, um mit dem Verschwinden der Antilopen am Horizonte einzuschlafen, sich aber sofort neu zu beleben, als unsere Springböcke, von Augustin und Tsebeb gekehrt, in großer Verwirrung wieder erschienen und nun planlos vereinzelt umhertrabten. Dort lief ein unglückliches Thier, dem die Eingeweide weit aus dem Leibe quollen, dort hinkte ein anderes auf drei Beinen umher und noch zwei lagen verendend auf dem Plane. Wir gaben die Jagd nach einer halben Stunde auf, machten den Qualen unserer Opfer ein Ende und kehrten mit der Beute, welche leider in vier jungen Gaisen mit nur 5 cm langen Hörnern bestand, zu den Wagen zurück. Für die nächsten acht Tage war das Springbockfleisch in Permanenz erklärt und wurde uns gründlich über, obgleich es der beste Braten ist, den ich in Südafrika gegessen habe.

Spät am Abend dieses Jagdtages erreichten wir Usab, wo ich durch den regenartigen Niederschlag gänzlich durchnäßt wurde, und verließen dieses wieder am nächsten Mittag, um, Tag und Nacht fahrend, mit dem ersten Morgengrauen des 27. Mai auf der Pluim anzu-

kommen. Hier bestiegen wir die Pferde und waren pünktlich zum ersten Frühstück vor dem gastlichen Hause des Herrn Mertens in Walfischbay.

Von nun an erwarteten wir täglich das deutsche Schiff, welches aber am 20. Juni immer noch nicht aufgetaucht war. Wenn auch Walfischbays Umgegend wenig mehr als Sand und Wasser bot, so verging mir die Zeit nach dem rauhen Leben der letzten Wochen mit Lesen, Briefschreiben, Reiten, Baden und Schießen bei guter Kost und reiner Wohnung sehr angenehm. Die Einwohner von Walfischbay, der Magistrat, der Missionar, der Landungsagent, der englische Händler und vor Allem die Herren Mertens und Sichel waren ungeheuer zuvorkommend.

Endlich am 22. Juni erscholl der Ruf „Sail ho!“, und die grün und weiße Flagge der Woermann-Linie wurde beim Pelican Point sichtbar. Herr Nels und ich stießen sofort vom Lande, um die Neuangekommenen zu begrüßen und Nachrichten aus der Heimath zu erhalten. Wie sehr man diese ersehnt, wie ängstlich man aber auch vermeidet, sich diesem Gefühle hinzugeben, kann nur derjenige ganz ermessen, der selbst in tödlicher Einsamkeit, losgelöst von alledem, was ihm seit seiner Kindheit und seinen Mannesjahren unaussprechlich lieb und theuer geworden ist, Jahre in der Fremde zugebracht hat. Das Bewußtsein dieser Sehnsucht ist eine Gefahr für den Reisenden, die den stärksten Mann zur Memme machen kann, und die am besten in den entferntesten Winkel des Herzens verbannt wird, da sie weder ausgerottet noch besiegt werden kann. Ich glaube, daß es dieses Gefühl ist, welches in so vielen Weltumseglern, Kriegern und Reisenden, gleichviel ob Matrose oder Admiral, ob Cortez oder Stanley, eine gewisse Härte in Sprache und Sitte zum Ausdruck bringt, von der ich aber nur annehmen kann, daß sie die rauhe Schale zu einem Kern edlen Denkens und tief menschlichen Empfindens ist. In diesem Sinne stellte ich die Heyseschen Worte diesen Blättern vorauf.

Die „Gertrud Woermann“ schaukelte sich stolz auf den Wellen der Walfischbay, als wir uns ihr näherten und den neuen Beamten für die juristischen Geschäfte des Schutzgebietes, Herrn Regierungsassessor Köhler, in seiner neuen Heimath bewillkommneten. An Bord befanden sich noch zwei Reisende, die Herren v. Uechtritz und v. Döry, zwei junge Herren, die für den Jagdsport und zur allgemeinen Belehrung das Schutzgebiet besuchen wollten.

Nach zwei Tagen trennten wir uns von Herrn Nels und seinen Löwen, die so gemüthlich wie Hausthiere auf Deck herumspazierten, und als die „Gertrud“ am Horizonte verschwand, packten Herr Köhler und ich unsere sieben Sachen, um wieder einmal die Reise in des Deutschen Reiches neueste Streusandbüchse anzutreten. Die Hinterlassenschaft des Herrn Nels in lebendem Inventar wurde unter uns Beiden getheilt, wobei ich den Herero-Jungen Augustin, der sich allmählich an mich gewöhnt hatte, als Diener mit den beiden Pferden Oorlog und Lotterie nahm, Herr Köhler aber Tsebeb als Burschen, Witfoet, Schelm und Abbon als Leibrosse erhielt.

Zuerst brachen die Herren v. Uechtritz und v. Döry, welche einen eigenen Wagen und eine Karre besaßen, aber noch einen Wagen gemiethet hatten, mit ihren Führern Andries Kotzee und Hendrik Carew auf. Herr Köhler und ich folgten ihnen nach vierundzwanzig Stunden über Usab und Witpoort, wo wir die große Felsenhöhle, die meistens der Schlupfwinkel von Hyänen ist, besichtigten, nach Tinkas. Hier machte ich auf derselben Stelle, wie auf der Herreise, mit Arri, Tsebeb und Augustin wieder eine große Springbockjagd.

Ueber Onanis und Tsaobis erreichten wir Otjimbingue nach zehn Tagen und fanden hier den Befehl des Kommissars vor, an Ort und Stelle so lange zu bleiben, bis die Baulichkeiten für das Kommissariat in Windhoek fertiggestellt sein würden. Hauptmann v. François trat eine fünfmonatliche Reise nach Gr. Namaland an.

Herr Köhler und ich richteten uns im Kommissariatsgebäude häuslich ein und verlebten eine sehr stille, aber sehr genußreiche Zeit, tranken des Morgens in der schattigen Weinlaube des Gartens den Kaffee und saßen nach Sonnenuntergang bis in die tiefe Nacht auf dem flachen Dach des Hauses bei einer Flasche kühlen Moselweines, über uns den ungetrübten Sternenhimmel und von Osten her durch einen leichten kühlen Luftzug erfrischt, der die balsamischen Düfte der ersten Frühjahrskeime herübertrug. Ja, es war Frühling um jene Zeit, denn August und September bringen auf dem südlichen Wendekreis das Erwachen der Natur mit den kleinen, duftenden, büscheligen Knospen, während die Blätter erst mit dem Regen, also im Sommer sprießen.

Bei einem Besuch in Windhoek im Oktober kamen hier schon schwere Gewitterregen hernieder, und die Hitze war eine drückende, während in Otjimbingue in diesem Jahre überhaupt kein nennens-

werther Regen fiel und die Hitze eine außerordentlich trockene blieb. Von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags pflegte eine athemlose, glühende Stille zu herrschen, nur manchmal unterbrochen durch einen fast noch glühenderen Wind, der wie ein Samum, harte Sandkörner führend, aus einem Ofen zu kommen schien und Sonnenhitze und die Ausstrahlung der fast brennenden Erde gesammelt uns zuführte. Desto

Tjebeb auf Witfoet.

herrlicher waren die Nächte in ihrer erfrischenden Kühle, und oft schlief ich auf dem platten Dache, um zum neuen Tage gestärkt zu erwachen.

Gegen Ende November sollten die Bauten auf Windhoek zu unserer Aufnahme bereit sein, und wir traten, Herr Köhler, Herr v. Goldammer und ich, mit zwei Wagen über Okahandja die Reise nach dem neuen Sitz der Regierung an.

In Windhoek wurden wir mit Kanonenschlägen, Gewehrfeuer und Hurrahrufen festlich empfangen und fanden das Kommissariat allerdings erst in seinem Anfangsstadium, aber die Feste beinahe schon vollendet und den ganzen Ort verändert vor.

Die Feste war ein längliches Rechteck mit vier Thürmen an den Ecken und mit Wohnräumen im Innern des Hofes, welche 100 Mann mit Proviant, Werkstätten und Lagerräumen aufnehmen konnten. Die Ziegelei und die Viehkraale waren den Bedürfnissen entsprechend erweitert und an dem buschigen Abhang nach Süden, an welchem die Quellen entsprangen, lag das Store-Gebäude der Firma Mertens und Sichel, das im Bau begriffene Offiziershaus und unterhalb desselben das lange niedrige Kommissariatsgebäude. Alle Häuser waren aus gebrannten Ziegeln hergestellt, einstöckig und von einer Veranda umgeben. Das Dach war von Wellblech und erhielt sein Gefälle dadurch, daß die eine Außenmauer etwas höher war als die andere. An Räumen enthielt das Kommissariat acht Wohnzimmer, ein großes Dienstzimmer, ein Speisezimmer, eine Küche mit Speisekammer und einen Vorrathsraum.

Im Osten des Platzes hatte sich ein großes Lager von Eingeborenen gebildet, über den Kraalen wohnten die Hottentotten, unterhalb derselben die Berg-Damaras und dahinter die Bastards, die bei der Truppe als Viehtreiber im Dienst standen. Zu diesen hatten sich neuerdings einige selbständige Bastards gesellt, die mit ihren Wagen Lehm heranfuhren oder Holz für die Ziegelöfen brachten; sie erhielten für jede Fuhre 6 Mark und konnten bis 20 Mark am Tage verdienen.

Zu Anfang des Jahres 1892 herrschte die Lungenseuche in der Gegend von Omaruru und Otjimbingue so stark, daß der Frachtverkehr sehr erschwert und gefährdet war und wir in Windhoek und Rehoboth in großer Angst lebten, daß auch hier die Seuche eingeschleppt werden könnte. Es gelang, dieselbe durch Absperrungsmaßregeln fern zu halten, jedoch stiegen die Frachtpreise, welche gewöhnlich 10 bis 16 Mark betrugen, bis zu einer Baarzahlung von 20 Mark für 100 Pfund von der Küste bis Windhoek, da die Bastards allein die Frachten leisten konnten und den sehr beschwerlichen Weg nördlich des Kuisib wählen mußten.

Unterdessen hatte auch Hendrik Witbooi, der ewige Störenfried, die seit sieben Monaten ruhenden Feindseligkeiten mit den Hereros, wie man sagte, gegen seinen Willen wieder aufgenommen. Samuel Izaak, sein Unterkaptein, sollte, um der Hungerleiderei unter den Witboois ein Ende zu machen, in ihn gedrungen sein, einen neuen Zug zu unternehmen. Hendrik lehnte dies ab, gestattete aber schließlich, daß Samuel selbständig einen Zug anführte. So erschienen in den letzten Septembertagen bei Osona einige fünfzig Hottentotten und lagerten sich dort, während

fünf Mann mit Samuel an der Spitze in kurzem Galopp, das Gewehr im Schuh, in das friedliche Okahandja hineinritten und zum Erstaunen der gaffenden Hereros vor Samuel Mahareros Hause abstiegen. Dieser, nichts Gutes ahnend, hatte schnell Thüren und Fenster geschlossen, weigerte sich, den klopfenden Hottentotten zu öffnen, und feuerte mehrere Schüsse auf sie ab, welche natürlich erwidert wurden. Dieses Gewehrfeuer brachte eine Menge Hereros auf die Beine, und als die fünf Hottentotten in der Karriere den Ort verließen, wurden sie von einem Haufen berittener Hereros verfolgt. Bei Osona prallten die beiden Trupps aufeinander. Die Hottentotten versuchten, vor den Hereros wieder nach Okahandja hinein zu kommen, und die wilde Jagd ging Nase an Nase bis vor das Haus des Missionars Viehe. Hier brachten einige Schüsse aus einer besetzten Stellung die Hottentotten wieder zur Besinnung, sie warfen ihre Pferde herum und jagten zurück; vier Mann jedoch waren entweder ihrer Pferde nicht mächtig oder von Tollkühnheit besessen, denn sie behielten die Richtung geradeaus bei und ritten durch den Ort. Ein Mann stürzte, sammt seinem Pferde erschossen — von letzterem sah ich noch das Gerippe und einen Fettfleck auf der Erde mitten im Ort —, einem anderen wurde das Pferd erschossen, er selbst aber rettete sich mit seinen beiden Genossen in einen runden Anbau an Samuel Mahareros Hause, von wo sie sich gegen die Schüsse der Hereros mehrere Stunden lang vertheidigten. Gegen Abend kletterte ein übelberüchtigter, schielender, kleiner Hottentotte, der Unterkaptein der sogenannten rothen Nation von Hoachanas, der die Gastfreundschaft der Hereros genoß, Col genannt, auf das Dach des Mahareroschen Hauses und steckte das Strohdach des Anbaues in Brand. Nun mußten die Witbooischen wohl oder übel entfliehen, wobei einer entkam, einer erschossen, einer gefangen genommen, aber nach guter Behandlung mit neuen Kleidern zurückgeschickt wurde. Diesem etwas unverständlichen und erfolglosen Zuge folgten mehrere erfolgreichere unter Hendriks eigener Leitung, und einmal rafften sich selbst die Hereros, mehrere Hundert Köpfe stark, zu einem Angriff auf Hornkranz auf, der aber einen ziemlich kläglichen Verlauf nahm. Die Lage der Dinge im Schutzgebiete hatte sich also wenig geändert. Witbooi raubte weiter, die Schutztruppe füllte ihre Muße mit Bauten aus, Ansiedler gab es nicht, und der Handel nahm sehr ab, da der Kommissar zwei Verordnungen erlassen hatte, welche den Ankauf von Ochsen und Straußfedern erschwerten.

Diese Verordnungen waren das Jagdgesetz und die Beschränkung der Waffen-, Munitions- und Spirituoseneinfuhr. Die erstere verbot jeden Jagdzug mit Wagen-, Reit- oder Lastthieren ohne Erlaubniß der Behörde, welche jedoch für einen Schein von 1 bis 50 Lstrl. zu haben war, und untersagte das Tödten von weiblichen Straußen ganz, das von männlichen während der Monate August bis Oktober. Die Waffen- und Munitionseinfuhr sollte überhaupt zu Handelszwecken nicht mehr erlaubt, und der Verkauf von Spirituosen an hohe Gebühren geknüpft werden. Die Eingeborenen, die diese neue Regel nicht verstanden und natürlich auch, da der Arm der Regierung nicht bis zu ihnen reichte, in der Jagd nicht gehindert werden konnten, glaubten, daß der Händler ihre Waare nicht nehmen wollte, und zwangen ihn entweder direkt, weibliche Federn zu kaufen, oder brachten auch keine männlichen, so daß hiermit dieser eine sehr gewinnreiche Handelszweig für den Händler gefährlich wurde und fast aufhörte. Ein Grund für diese Verfügung war eigentlich nicht vorhanden, da die großen Jagdzüge aufgehört und die Strauße sich wieder sehr vermehrt hatten, so daß das Abschießen einzelner Vögel gar nichts ausmachte. Dagegen wäre aus sehr triftigen Gründen diese Verordnung besser unterblieben, da sie die Eingeborenen und die Händler, also die einzigen Interessirten, verstimmte. Außerdem entzog sich ja die Befolgung dieses Gebotes jeder Kontrole, da nicht ein einziger Beamter, geschweige denn die Leute der Schutztruppe im Stande waren, unter allen Umständen weibliche von männlichen Federn zu unterscheiden. In solchen Ländern, wo eine Regierung neu und ihre Macht beschränkt ist, sollten die Verfügungen zum allgemeinen Wohle und nach dem allgemeinen Wunsche sein, und solche, deren Werth ein zweifelhafter ist, sollten unterbleiben. Daß auch das Munitions- und Waffenverbot im höchsten Grade den Unwillen der Hereros erregte, bedarf kaum der Erwähnung, ebenso klar ist aber auch die zwingende Nothwendigkeit dieser Maßregel. Das Verlangen der Kaffern nach mehr Waffen, während sie doch schon große Lager von solchen hatten, die man nach der Einfuhr der letzten Jahre auf 20 000 Hinterlader und eine Million Patronen schätzte, war albern, aber ihr störrischer Sinn wollte den Weißen zeigen, welche Macht sie besaßen. Sie weigerten sich deshalb, Ochsen zu verkaufen, so daß mehrere Händler mit dem größten Theile ihrer Waaren aus dem Handelsfelde zurückkehrten.

Achtes Kapitel.

Auf unbetretenen Pfaden.

Ein kühner Plan. — Den Kuiſib entlang. — Ein Idyll bei Nadab. — Die Dünenfahrt. — Von Hudaub bis Guinreb. — Eine leichtſinnige Jagd. — Nach Ababes. — Die Buſchleute. — Durch die Enge von Bullsport ins Narob-Thal. — Glückliche Heimkehr.

Vom langen Sitzen ſchlafen Einem bekanntlich die Beine ein. Wir ſaßen nun ſchon ſeit dem November auf Windhoek ſtille und ſchrieben jetzt den Monat Mai! In der erſten Zeit war es gar nicht ſo übel geweſen. Wir hatten die Regenperiode, jeden Tag öffneten ſich die Schleuſen des Himmels und ergoſſen Ströme warmen Waſſers auf uns herab, ſo daß draußen Alles aufgeweicht war, im Hauſe aber kein Menſch ſein eigenes Wort verſtehen konnte, weil der Platzregen auf das Wellblechdach niederpraſſelte, wie Erbſen auf eine Regimentspauke. Dank dieſer Näſſe grünte und blühte aber die Natur, die Dornbäume trugen kleine wohlduftende gelbe Büſchel, und ſoweit das Auge reichte, waren die welligen Hügel der Windhoeker Ebene mit friſch ſprießendem Graſe bedeckt. Die Kühe gaben Milch im Ueberfluß, ſo daß wir ſogar buttern konnten, Tomaten, Feigen und einige ſpäte Gemüſe waren noch zu haben, wir konnten auf die Hühnerjagd gehen, reiten und beim göttlichſten Mondſchein die halbe Nacht im Freien verträumen. Aber ſchon Ende April war das Bild ein anderes geworden. Die Pferde waren nach der Küſte geſchickt, um der Krankheit zu entgehen, und nur die ſchlechteſten Böcke blieben zurück. Der Regen hatte aufgehört und mit ihm auch die Milch der Kühe, ſo daß wir von fünfzig Stück, von denen ſtets je zwölf drei Monate lang Milch geben ſollten, kaum zehn Liter erhielten; das Gras war gelb, die Büſche braun geworden, und die Natur hatte

ihren Winterschlaf begonnen. Da war es denn auch mit unserer Spannkraft und guten Laune zu Ende, und wir begannen sehr kritisch zu werden und überall Schäden und Mängel zu entdecken, wo wir bisher eitel Vollkommenheit gesehen hatten. Kurz, wir waren Windhoeks überdrüssig und ergriffen daher den Plan einer Reise nach Walfischbay zur Begrüßung eines deutschen Kriegsschiffes mit großer Freude.

Herr Köhler und ich faßten den Plan, auf der großen Heerstraße nach der Küste zu reisen, zum Rückweg dagegen eine andere, uns noch unbekannte Route zu wählen. Es standen uns hierzu zwei Wege offen, deren einer nördlich des Kuisib über Ganab nach Haris führte und wenn auch sehr unwegsam und wasserlos, so doch bekannt und auch in Ausnahmefällen von Frachtwagen befahren wurde. Dafür war der andere, südlichere, fast ganz unbekannt und in seiner ganzen Länge von der Mündung des Kuisib bis zu dem, was auf der Karte von Merensky als Bullsport bezeichnet ist, bisher nur im Jahre 1836 von dem englischen Reisenden, Kapitän Alexander, als dem einzigen Europäer bereist worden. Wohl waren später einzelne Bastards zu Jagdzwecken in jene Gegend gezogen, aber auch dieses hatte seit mehr als zehn Jahren aufgehört, da die Flächen südlich des Kuisib von Buschleuten bewohnt waren, die zur Gefolgschaft Hendrik Witboois gehörten. Die Erkundigungen, welche wir über diesen Weg einzuziehen suchten, erwiesen sich als sehr unfruchtbar und förderten derartig märchenhafte Dinge zu Tage, daß unsere Neugier wohl gereizt wurde, wir aber deutlich erkannten, daß der Gedanke an eine Reise in jene Gegend nur geeignet war, die Eingeborenen abzuschrecken. Aus diesem Grunde schwiegen wir über unsere Pläne und machten uns daran, unsere Reisevorbereitungen auf das Gründlichste zu treffen.

Unsere Reise ging über Okapuka und Otjiseva an dem Tabaks-Tuin, einer verlassenen Gartenanlage der Hereros mit Tabak, Mais, Kürbis und Wassermelonen, vorüber, nach Otjikango. Hier war lange Jahre eine Missionsstation, deren Reste in einer Kirche und vielen Häusern noch sichtbar, aber dem Verfall preisgegeben sind. Nach vier Tagen erreichten wir Otjimbingue und fielen mit einem wahren Wolfshunger in das Hälbichsche Haus ein, in der Absicht, hier zwei bis drei Tage zu verweilen, in guten Betten zu schlafen und endlich einmal etwas zu essen, was wir nicht selbst gekocht hatten. Das Haus war

aber schon ganz voll, es gab kein Zimmer und keine Betten, und wir mußten in einem Vorrathsraume an der Erde schlafen.

Recht erfreulicher Natur war unser Verkehr mit drei jungen Ehepaaren, deren Verheirathung vor vier Wochen in Walfischbay stattgefunden hatte, und von denen zwei nach dem Ovamboland bestimmt waren, während das dritte auf Okombahe seinen Wohnsitz nehmen wollte. Die Männer waren junge Missionare, die schon seit einem Jahre im Lande thätig waren. Unmittelbar nach der Hochzeit war ein jedes Paar in seinen Ochsenwagen gestiegen, und die Hochzeitsreise durch die Sanddünen und die Wüste hatte begonnen. Lasciate ogni speranza, kann man wirklich sagen, wenn man einem solchen Zuge nachsieht und bedenkt, daß hinter diesen Menschen die Kindheit und Jugend, alle sorgende Liebe, alle Bande der Verwandtschaft, alle harmlose Heiterkeit liegt, während sich vor ihnen ein ganzes Menschenalter voller Entbehrungen, schwerer Sorge, mühevoller Arbeit zwischen Kaffern oder Hottentotten, ohne Dankbarkeit, ohne Frucht ihrer Liebe sich gähnend ausbreitet und am Ende . . . . . Ja, was steht am Ende? Alt und gebrochen kehren sie in die Heimath zurück, oft mit einem unheilbaren Leiden behaftet; ihre Kinder, die mit dem zehnten Lebensjahre in die Heimath gingen, sind ihnen entfremdet, die Freunde sind todt, und das Klima der Heimath ist zu rauh und zu trübe! Wahrlich, welch ein Maß von heiligem Eifer, von Selbstverleugnung und christlicher Demuth gehört zu diesem Werke, und darum Ehre denen, die es unternehmen und durchführen.

Ich möchte bei dem Missionswerke die Thätigkeit der Missionarsfrauen besonders hoch anschlagen, da diese durch den steten Verkehr mit dem Gesinde, durch Liebesgaben und Sanftmuth, durch das Beispiel eigener Arbeit, durch die Erziehung ihrer Kinder und durch das Familienleben so unzählig viele Gelegenheiten haben, veredelnd auf die Eingeborenen zu wirken.

Während unseres Aufenthaltes in Otjimbingue kamen achtundfünfzig Pferde der Regierung, welche bei Tinkas gestanden hatten, auf dem Rückmarsch nach Windhoek durch den Ort. Wir suchten uns unsere Leibrosse, Lotterie, Oorlog, Schelm und Abbon aus, so daß wir im Ganzen sechs Pferde hatten.

Die Weiterreise ging ohne besondere Vorfälle über T[illegible] Salem; hier wurde der Tsoachaub gekreuzt und über W[illegible] und die nördliche Fläche der Namib Usab erreicht. Von

ihren Winterschlaf begonnen. Da war es denn auch mit unserer Spannkraft und guten Laune zu Ende, und wir begannen sehr kritisch zu werden und überall Schäden und Mängel zu entdecken, wo wir bisher eitel Vollkommenheit gesehen hatten. Kurz, wir waren Windhoeks überdrüssig und ergriffen daher den Plan einer Reise nach Walfischbay zur Begrüßung eines deutschen Kriegsschiffes mit großer Freude.

Herr Köhler und ich faßten den Plan, auf der großen Heerstraße nach der Küste zu reisen, zum Rückweg dagegen eine andere, uns noch unbekannte Route zu wählen. Es standen uns hierzu zwei Wege offen, deren einer nördlich des Kuisib über Ganab nach Haris führte und wenn auch sehr unwegsam und wasserlos, so doch bekannt und auch in Ausnahmefällen von Frachtwagen befahren wurde. Dafür war der andere, südlichere, fast ganz unbekannt und in seiner ganzen Länge von der Mündung des Kuisib bis zu dem, was auf der Karte von Merensky als Bullsport bezeichnet ist, bisher nur im Jahre 1836 von dem englischen Reisenden, Kapitän Alexander, als dem einzigen Europäer bereist worden. Wohl waren später einzelne Bastards zu Jagdzwecken in jene Gegend gezogen, aber auch dieses hatte seit mehr als zehn Jahren aufgehört, da die Flächen südlich des Kuisib von Buschleuten bewohnt waren, die zur Gefolgschaft Hendrik Witbooi's gehörten. Die Erkundigungen, welche wir über diesen Weg einzuziehen suchten, erwiesen sich als sehr unfruchtbar und förderten derartig märchenhafte Dinge zu Tage, daß unsere Neugier wohl gereizt wurde, wir aber deutlich erkannten, daß der Gedanke an eine Reise in jene Gegend nur geeignet war, die Eingeborenen abzuschrecken. Aus diesem Grunde schwiegen wir über unsere Pläne und machten uns daran, unsere Reisevorbereitungen auf das Gründlichste zu treffen.

Unsere Reise ging über Okapuka und Otjiseva an dem Tabaks-Tuin, einer verlassenen Gartenanlage der Hereros mit Tabak, Mais, Kürbis und Wassermelonen, vorüber, nach Otjikango. Hier war lange Jahre eine Missionsstation, deren Reste in einer Kirche und vielen Häusern noch sichtbar, aber dem Verfall preisgegeben sind. Nach vier Tagen erreichten wir Otjimbingue und fielen mit einem wahren Wolfshunger in das Hälbichsche Haus ein, in der Absicht, hier zwei bis drei Tage zu verweilen, in guten Betten zu schlafen und endlich einmal etwas zu essen, was wir nicht selbst gekocht hatten. Das Haus war

aber schon ganz voll, es gab kein Zimmer und keine Betten, und wir mußten in einem Vorrathsraume an der Erde schlafen.

Recht erfreulicher Natur war unser Verkehr mit drei jungen Ehepaaren, deren Verheirathung vor vier Wochen in Walfischbay stattgefunden hatte, und von denen zwei nach dem Ovamboland bestimmt waren, während das dritte auf Okombahe seinen Wohnsitz nehmen wollte. Die Männer waren junge Missionare, die schon seit einem Jahre im Lande thätig waren. Unmittelbar nach der Hochzeit war ein jedes Paar in seinen Ochsenwagen gestiegen, und die Hochzeitsreise durch die Sanddünen und die Wüste hatte begonnen. Lasciate ogni speranza, kann man wirklich sagen, wenn man einem solchen Zuge nachsieht und bedenkt, daß hinter diesen Menschen die Kindheit und Jugend, alle sorgende Liebe, alle Bande der Verwandtschaft, alle harmlose Heiterkeit liegt, während sich vor ihnen ein ganzes Menschenalter voller Entbehrungen, schwerer Sorge, mühevoller Arbeit zwischen Kaffern oder Hottentotten, ohne Dankbarkeit, ohne Frucht ihrer Liebe sich gähnend ausbreitet und am Ende . . . . . Ja, was steht am Ende? Alt und gebrochen kehren sie in die Heimath zurück, oft mit einem unheilbaren Leiden behaftet; ihre Kinder, die mit dem zehnten Lebensjahre in die Heimath gingen, sind ihnen entfremdet, die Freunde sind todt, und das Klima der Heimath ist zu rauh und zu trübe! Wahrlich, welch ein Maß von heiligem Eifer, von Selbstverleugnung und christlicher Demuth gehört zu diesem Werke, und darum Ehre denen, die es unternehmen und durchführen.

Ich möchte bei dem Missionswerke die Thätigkeit der Missionarsfrauen besonders hoch anschlagen, da diese durch den steten Verkehr mit dem Gesinde, durch Liebesgaben und Sanftmuth, durch das Beispiel eigener Arbeit, durch die Erziehung ihrer Kinder und durch das Familienleben so unzählig viele Gelegenheiten haben, veredelnd auf die Eingeborenen zu wirken.

Während unseres Aufenthaltes in Otjimbingue kamen achtundfünfzig Pferde der Regierung, welche bei Tinkas gestanden hatten, auf dem Rückmarsch nach Windhoek durch den Ort. Wir suchten uns unsere alten Leibrosse, Lotterie, Oorlog, Schelm und Abbon aus, so daß wir jetzt im Ganzen sechs Pferde hatten.

Die Weiterreise ging ohne besondere Vorfälle über Tsaobis nach Salem; hier wurde der Tsoachaub gekreuzt und über Modderfontein und die nördliche Fläche der Namib Usab erreicht. Von dort aus ritt

ich mit dem uns begleitenden Reiter Junker und meinem Diener Auguſtin direkt nach Walfiſhbay.

Ha, welche Wonne, wieder einmal der Kultur etwas näher zu ſein! Walfiſhbay iſt mir mit jedem neuen Beſuche lieber geworden, obgleich es ſich nicht ſehr zu ſeinem Vortheil veränderte. Wir hatten diesmal entſetzliches Wetter, und der Nebel wich kaum für zwei Stunden am Tage. Kleine ſchwarze Taucher und weiße Pelikane flogen in endloſem Zuge an der Küſte dahin, und in der Lagune gegen Süden ſtand das ſchnatternde Heer der roſenrothen Philoſophen in tauſendköpfiger Menge. Zwanzig Tage hielten wir uns auf und hofften auf das Erſcheinen des angekündigten Kriegsſchiffes; es kam aber nicht, und ſelbſt der treue „Nautilus“ ließ über Gebühr auf ſich warten. Aller Menſchen hatte ſich eine fieberhafte Spannung bemächtigt. Frachtwagen lagerten ſeit einer Woche in der Bai, die Topnaars ſtanden hungernd und auf Arbeit wartend in dichten Haufen am Strande, der Landungsagent durchforſchte den Horizont mit dem Fernrohr, der Magiſtrat ging mit ſeinem weißen Konſtabler im Sturmſchritt auf dem Dache ſeines Gefängniſſes, alias Ausſichtsthurm, auf und ab. Alle Hausfrauen ſowie unſere Magen waren ſehr beunruhigt, denn das Gemüſe war zu Ende, und woher ſollte man neues nehmen, wenn der „Nautilus“ nicht kam? Endlich kam er und brachte uns außer allen den erſehnten Gegenſtänden auch einen Rechnungsbeamten mit Gattin für Windhoek.

Da packten denn auch wir unſere Siebenſachen und machten uns auf den Heimweg.

Der natürliche Ausgangspunkt der von uns geplanten Reiſe, welche uns diesmal in der That durch unbekannte Gegenden auf faſt unbetretenen Pfaden führen ſollte, war der ſchon erwähnte Ort Rooibank oder Scheppmansdorf, eine Anſiedelung mehrerer Topnaar-Familien, einiger Baſtards und zweier Weißer. Sie liegt in einer breiten, von grünen Binſen beſtandenen Oaſe des Kuiſib-Bettes und trägt ihren Namen von einem flachen dunkelrothen Felſen, in deſſen Vertiefungen ſich nach dem Regen eine Waſſerbank bildet. Rechts wird der Horizont durch eine faſt ſenkrechte röthlich ſchimmernde Dünenmauer begrenzt, im Oſten ſieht man die Kronen der Anabäume des Kuiſib-Thales mit dunklem Laub herüberſchauen, und im Weſten und Norden dehnt ſich in der endloſen gelben Namib-Wüſte ein Sandfeld ohne Buſch und Halm aus. In dieſer Umgebung erſcheint Rooibank eine Perle. In Wahrheit

ſtreiten ſich England und Deutſchland auch noch um den Beſitz dieſes „Paradieſes“, und die Grenze ſchneidet vorläufig den Ort in zwei gleiche Theile. Wir kehrten bei Frau Gunning, der Gattin des engliſchen Händlers in Walfiſhbay, ein und wurden mit Hammelbraten und Buttermilch freundlich und reichlich bewirthet. Gunning hat ſich von einem dort anſäſſigen alten Engländer Clay ein ſehr nettes Haus bauen laſſen und hat einen Garten angelegt, aus dem die Feldmäuſe jedes Korn der Ausſaat vertilgten, wohl weil ſie nichts Anderes zu freſſen hatten, aber allein ſchon die Schattenbäume machten die Lage des Hauſes zu einer ſehr ſchönen. Die Viehweide iſt ſpärlich und ernährt eigentlich nur Ziegen; Rinder und Schafe erhält ſie nur nothdürftig am Leben, da ſie ſehr waſſerhaltig, ſalzig und wenig nahrhaft iſt.

Ich zog auch hier wieder Erkundigungen über den Weg ein, welcher ſüdlich des Kuiſib, ſüdlich und öſtlich von Hornkranz vorbei auf Rehoboth führen ſollte, und erfuhr von dem Baſtard Gerd Cloete, daß der Weg bis auf eine Stelle, die entweder ſehr ſchwer oder garnicht zu paſſiren ſei, ganz gut fahrbar wäre. Dies beſtärkte uns in der Abſicht, dieſen Weg zu wählen, wenn auch die Angaben über Waſſer wenig vertrauenerweckend lauteten. Ich eröffnete Petrus Job, unſerem Treiber, was wir vorhatten, da die Gefahr jetzt ausgeſchloſſen ſchien, daß uns die Leute im Stich laſſen würden. In einer langen Berathung mit unſerem Perſonal erfuhr ich, daß Petrus vor zehn Jahren in jener Gegend gejagt habe und die Waſſerſtellen kenne, ſich aber der Dünen nicht genau erinnere, ſondern nur wiſſe, daß ſie ſehr hoch wären. Mit einem Male öffnete auch Jakobus, der Ochſenwächter, den Mund, nachdem er meiner Unterhaltung mit Petrus mit liſtigem Blinzeln ſeiner ſchiefen, waſſerblauen Augen gelauſcht hatte, und behauptete: Ik kenn de pat goed, was wir ihm allerdings nicht glaubten, da wir die Flunkerei der Hottentotten kannten. So hatten wir denn aber plötzlich doch zwei Führer beim Wagen. Wir beſchloſſen aber deſſenungeachtet, den Baſtard Gerd Cloete bis Hudaub mitzunehmen, um uns von ihm über die Dünen führen zu laſſen, wofür er neben Verpflegung 60 Mark erhalten ſollte, ſich aber ſelbſt beritten machen mußte. Dieſer Preis iſt ein gutes Beiſpiel für den geringen Werth des Geldes in jenem Lande, denn die zu leiſtende Arbeit konnte vielleicht ſechs Tage in Anſpruch nehmen, und war weder gefährlich noch anſtrengend.

Gerd erzählte uns, daß bei Hudaub zwei alte und zwei junge Löwen gespürt worden wären, ein Gerücht, welches der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrte, da die Gegend als wildreich bekannt war.

Der letzte Abend auf Rooibank wurde mit einem Tänzchen in der Gunningschen Küche gefeiert, und die auffallend hübsche, dunkeläugige Tochter Rachel, welche, erst 17 Jahre alt, eben aus Kapstadt gekommen war, wurde tüchtig im Kreise gedreht. Der alte Clay und sein mulattischer Sohn spielten auf Handharmonika und Geige zum Tanze auf, ja, der Alte mit seinen schneeweißen Haaren und Knebelbart, ein gewesener Matrose, der wie ein französischer Militär des zweiten Kaiserreichs aussah, tanzte mit Mutter und Tochter Gunning links herum und chassirte durch den „Saal", daß es nur so eine Art hatte.

Die Abreise ging etwas spät am Tage von Statten, denn — es ist jedesmal dieselbe Geschichte — die Ochsen waren nicht gekommen. Wir konnten wegen der Hitze und des ungeheuren Staubes, der in dieser Region des Flugsandes herrschte, nur eine kurze Zeit fahren. Der Weg führte aus dem Kuisib heraus und auf das nördliche Ufer, wo der Boden körniger, aber weicher Sand war. Rechts von uns begleitete uns die Kuisib-Rinne mit wenigen Bäumen und Büschen, hoch über dieser ragten rothe Dünen mit scharfen Kämmen, fast senkrecht in den Fluß abfallend, empor, und links erstreckte sich die Namib in endlose Ferne. Es dämmerte schon, als Hundegebell, jenes heisere, dem Schrei des Schakals ähnliche Heulen des afrikanischen Hundes an unser Ohr schlug. Der Weg bog wieder in das Flußbett ein, und bald sahen wir die Feuer einer Hottentottenwerft vor uns. Zabibib oder Ururas, der östlichste Platz der Topnaars, war erreicht. Er lag unter Bäumen versteckt im sandigen Flußbett und bestand in wenigen elenden Hütten, aus deren einer uns der Aelteste des Ortes, ein bejahrter Hottentotte, entgegenkam, um uns an eine gute Ausspannstelle unter hohen Anabäumen, der Wasserstelle nahe, zu führen. Der Aelteste war ein bescheidener, wohlgekleideter Mann, der uns erzählte, daß er große Mühe habe, die Wasserstelle in Ordnung zu halten, und uns bat, nachdem er gehört hatte, daß wir von der Regierung wären, ihm das Recht zu verleihen, eine Gebühr für die Benutzung des Wassers zu erheben. Wir besichtigten die Anlage und fanden dieselbe in bester Ordnung, so daß Herr Köhler ihm ein Dokument ertheilte, welches ihn zur Erhebung von Wasserzoll berechtigte. Das Wasser liegt im Kuisib viel tiefer als im

Tsoachaub, meist 1 bis 2 m unter der Oberfläche, so daß es dem Reisenden schwer ist, sich selbst ein Wasserloch zu graben, und die Arbeiten der Eingeborenen, die man fertig vorfindet, dadurch an Werth gewinnen.

Von Ururas zogen wir wieder aus dem Fluß auf die Namib herauf. Die Landschaft war stets die gleiche, nur leuchtete jetzt der Kopf der sogenannten Zwartbank mit stumpfem Gipfel in violettem Licht vor uns auf. Der Kuisib macht hier einen kleinen Bogen nach Süden, und wir verließen, einer Menge von Wagenspuren folgend, seinen Lauf, um dann aber östlich der Bank um 2 Uhr nachmittags, also nach sechsstündigem Treken, die Werft von Zwartbank und damit den Fluß wieder zu erreichen.

Hier trafen wir elf lumpig gekleidete, scheue Hottentotten, welche einen Trupp von dreißig Pferden tränkten und uns mißtrauisch betrachteten. Sie kamen von Bethanien und waren auf dem Wege nach Otjimbingue und zu den Zwartboois, denen sie die Pferde gegen Ochsen vertauschen wollten. Wem die Bethanier die Pferde abgenommen hatten, vermag ich nicht zu sagen, aber ich weiß, daß die Zwartboois ihre Ochsen von den Ovambos und den Boeren bei Humbe, jenseits des Kunene in portugiesischem Gebiet, gestohlen hatten, so daß also das beabsichtigte Geschäft zwischen zwei großen Dieben abgeschlossen werden sollte. Die Bethanier trugen Alle Gewehre und hatten einen wohlgefüllten Patronengürtel; hinten am Sattel hatten sie rohes Fleisch befestigt, welches Petrus nach dem süßlichen Geruch für Straußfleisch erklärte. Er stellte mir infolgedessen eine Straußjagd in der zu passirenden Gegend in Aussicht. Die Diebesbande verschwand eiligst auf ihren unbeschlagenen Kleppern quer über die Namib; sie hatte über Dubas nach Haikamkab, gegen 80 km ohne Wasser und Gras zu reiten, und dabei sahen die Pferde aus, als ob sie nicht mehr drei Schritt weit gehen könnten.

Wir „standen" unter herrlichen Bäumen „über", wie der Südafrikaner sagt, wenn er einen Trek überschlägt, und thaten uns gütlich an einer gerösteten Hammelkeule mit Bratkartoffeln, Koekjes mit dem von gestern aufgehobenen Reis und Apfelmus einer holländischen Firma, welches ausgezeichnet war. Das Futter für die Ochsen war schon hier nicht besonders gut und wurde von jetzt ab täglich schlechter. Wohl lagen unter den Anabäumen die dicken braunen Schoten, welche sehr nahrhaft sind und vom Vieh sehr geliebt werden, aber der Ochse ist wählerisch; die trockene Kost paßt ihm ohne jedes Gras nicht, er frißt sich nur halb

satt, macht sich müde, indem er nach Gras sucht und legt sich schließlich nieder, ohne besonders gestärkt zu sein. Auf diese Weise nahmen Ochsen und Kleinvieh schon jetzt ab, und wir hatten ernste Bedenken, wie die vor uns liegenden großen Hindernisse in diesem Zustande überwunden werden sollten.

Der nächste Morgen brachte uns schon nach zwei Stunden zu der Werft des Engländers Bowe, in der wir aber nur die Frau, eine große, dicke Bastard, die Tochter des Lehrers von Okombahe, Daniel Cloete, und bereits die Wittwe eines älteren Bowe, antrafen. Mrs. Bowe hielt hier einen Posten von eintausend Stück Kleinvieh und einigen Milchkühen, während ihre Ochsen und Kühe, dreihundert an der Zahl, bei Ganab in der Dubas-Rinne weideten; sie bewohnte ein Holzhaus von ungefähr 25 qm Bodenfläche, welches ein Deutscher hier zurückgelassen hatte, und welches wie ein Jägerhaus im heimathlichen Buchenwald zwischen den Anabäumen lag.

Das Flußthal war hier 300 m breit und dicht mit riesigen Bäumen und Unterholz bestanden, so daß es den Eindruck eines Urwaldes machte, durch den man sich nur mühsam hindurchwinden konnte. Die kahle Fläche im Norden und die Dünenwand im Süden belehrten uns aber bald, daß wir noch in der Wüstenregion waren. Am Abend spannten wir an einer ganz kahlen Stelle des Flusses aus, wo kein Baum und kein Strauch sichtbar war, dagegen aber wenigstens etwas von dem harten scharfen Grase gedieh, welches sich überall in der Nähe des Dünensandes findet; Holz war leider gar keins vorhanden, so daß wir mühsam mit trockenem Mist, der ebenfalls spärlich war, und den trockenen Wurzeln kleiner Büsche etwas Feuer machen mußten.

Hier versagte zum ersten Male unsere Berechnung, nach der wir schon an diesem Abend bei Nadab hätten schlafen müssen, und wir waren ein wenig beunruhigt, da wir die Entfernung nicht kannten und wußten, daß wir vor Nadab keine Wasserstelle erreichen konnten. Wir brachen deshalb am folgenden Morgen früher auf und erreichten nach einem Trek von vier guten Stunden endlich Nadab, wo der Fluß wieder mit Bäumen dicht bestanden war und hohe steile Ufer hatte. Wir standen wieder einen Nachmittag über, um Kräfte für den nächsten Tag zu sammeln und um ein gründliches Bad — das erste seit Walfischbay — und einen Wäschewechsel vorzunehmen, welcher eine wahre Feststimmung zur Folge hatte. Es wurde wieder ausgiebig gekocht, mehrere Flaschen

entkorkt und ein Nachmittagsſchläfchen gehalten. Unſer Lager auf Nadab war wirklich ganz idylliſch. Auf einer kleinen Fläche der Nordſeite des Flußbettes, von Felſen eingeſchloſſen, ſtand ein großer Kameeldornbaum, unter deſſen mächtigen ſchattenſpendenden Zweigen wir uns häuslich eingerichtet hatten. Hier der Wagen und die ruhenden Ochſen, dort unſere kleine

Schafherde, die an Büſchen und Gräſern knabberte, ein Feuer, von den Eingeborenen im Halbkreiſe umſchloſſen, ein anderes mit mehreren brodelnden Töpfen, in denen Herr Köhler mit weiſer Miene und großem Eifer rührte und miſchte, zwei Matratzen mit Decken und Kiſſen und einem Pack Zeitungen, welche bereits zum dritten Male bis auf die letzte Konkurserklärung im Reichsanzeiger durchgeleſen waren, auf der Erde ausgebreitet, dabei ein Blick auf eine dicht bewaldete Schlucht, aus welcher der Rauch der Hottentotten-Pontoks aufſtieg, rothe Dünen, ſtrahlende Sonne, blauer Himmel und dazu eine monotone Weiſe, die Petrus auf einer achtkantigen Konzertina zum Beſten gab! Petrus ſpielte hier zum erſten Male; er ſpielte ſpäter immer, ſobald wir Weide für das

Vieh, genug Wasser für uns, wenn wir geschlachtet hatten und ein gutes Tagewerk hinter uns lag, so daß seine eintönige Musik im Laufe der Wochen ihre Farblosigkeit verlor und mir wie von einem eigenartigen poetischen Reiz umwoben erschien, einer Poesie, welche mit der Erinnerung an die Eindrücke dieser Reise so eng verwoben ist, daß die Bilder der Natur und der Menschen mir ohne die Musik des Petrus gar nicht denkbar sind. Es waren nur wenige Töne, die sich fortgesetzt wiederholten, die weder frisch noch klangvoll, noch in ihrer Zusammenstellung anziehend waren, aber doch möchte ich sagen, daß diese langgezogenen klagenden Laute und die kurzen rhythmischen Takte dem sonnigen Lande, seiner traurigen Oede, seiner heiteren Gleichgültigkeit und dem tiefen Weh, welches seine Gefahren bringen können, angepaßt waren. Nichts in der Welt trägt so sehr die Kraft der Ueberzeugung in sich als das Wahre, und mir schien der Gesang der Bastards wie ein wahrer Bericht der Geschichte ihres leidensvollen Daseins.

In der Höhe von Nadab hörte die vollkommene Wüste auf, und es begann jene Steppenregion ganz dünnen Toagrases ohne Buschbestand, von der ich bereits bei Gelegenheit der Jagden von Tinkas und Onanis gesprochen habe. Ein spärlicher Regenfall und nur ganz vereinzelte Brackwasserstellen, d. h. leichtsalzige Pfützen, charakterisiren diese Gegend.

Am nächsten Tage brachen wir früh auf, und mit bangem Herzen gingen wir der unbekannten Zukunft entgegen. Durch vieles Fragen hatten wir ergründet, daß keiner unserer drei Führer eine bestimmte Ansicht von der Entfernung der nächsten Wasserstelle oder von den zu passirenden Hindernissen in den Dünen hatte. Wir konnten nicht erfahren, ob es mehrere hohe Dünen oder eine weite Strecke tiefen Sandes war, welche uns bevorstand, und Gerd Cloete äußerte sich zum Ueberfluß noch dahin, daß er den Dünenweg nicht kenne, sondern selbst den Fluß von Osten her entlang gezogen wäre; die Leute hätten ihm aber gesagt, daß man im Revier wohl den Fluß hinab, aber nicht flußaufwärts fahren könne, während man über die Dünen nur nach Osten hin zu reisen im Stande wäre.

Es ist eine alte Geschichte, daß, wer viel fragt, auch viel Antwort erhält. So schien es hier zu sein, denn wo der Eine zwei Stunden marschirt sein wollte, hatte der Andere einen ganzen Tag gebraucht, und der Dritte hielt einen Tag für viel zu wenig und sagte, es wäre banje

veer, d. i. sehr weit. Das Gedächtniß der Eingeborenen ist ein ausgezeichnetes, aber der Maßstab für den Vergleich fehlt ihnen ganz, so daß ein Mann, der auf einem schnellen Pferde eine Strecke in zwei Stunden zurückgelegt hat, dieselbe für kurz erklärt, wogegen dem Anderen, der mit seinen schwer beladenen Wagen reiste, der Marsch endlos erschien. Die Begriffe von weit, sehr weit und etwas weit drücken die Eingeborenen in höchst origineller Weise aus, und Tsebeb sagte mir einmal auf einem Ritt nach Omaruru: „Etiro is banje veer!“; nach einer Stunde aber war Etiro „nit so banje veer nit“, und als das ersehnte Etiro noch immer nicht erreicht war, hieß es „Etiro is veer, maar nit so banje veer, Etiro is beetje banje veer!“ (Etiro ist weit, aber nicht sehr weit, sondern ein bißchen sehr weit!)

Also Hü! und Hott!, die Peitsche knallte, und Holter die Polter ging es über große Steine in den Kuisib hinab. Die Räder mahlten durch tiefen Sand, und das Fuhrwerk erklomm keuchend das jenseitige Ufer, wo die Dünen, die bisher senkrecht über dem linken Ufer des Flusses sich thürmten, plötzlich zurücktraten und einen harten Streifen von 200 bis 300 m frei ließen. Rechts begleiteten uns wohl noch niedrige Dünen, die in leichten Wellen liefen, aber die gigantischen Kämme waren verschwunden und mit ihnen meine Sorge vor dem unbekannten und ungewissen Wege. Ich ritt dem Wagen weit voraus, mein Gewehr quer über den Sattel gelegt, sah in das malerische, tief eingeschnittene, von groben Felsen umrahmte Bett des Kuisib hinab und träumte von ungezählten Antilopenherden, dem Vogel Strauß und den Löwen von Hudaub, als ich mich plötzlich vor einem tiefen Abgrund befand. Zuerst wollte ich meinen Augen nicht trauen, aber als ich mich umsah, bemerkte ich deutlich den allmählichen Anstieg, und so stand ich jetzt an dem scharfen Kamm einer Düne, die, vom Kuisib beginnend, sich genau nach Süden zog, von Westen sich fast unmerklich erhebend, nach Osten jedoch in einem Winkel von 60° steil abfallend. Dort mußten wir also wohl oder übel hinunter, und es war mir gleich ganz klar, daß dieses Stückchen nur übel ausfallen konnte. Meine Augen wanderten nach Rettung suchend umher, fanden aber wenig Ermuthigendes. Rechts war die Düne noch höher, der Anstieg noch steiler und der Abstieg im Winkel von 60° noch länger, auf der linken Seite war ein tiefes Loch, in welches man ganz gut hätte hinunterkommen oder noch besser hätte hineinfallen können — denn man wäre wenigstens weich gefallen —,

ob man aber jemals aus dieser Grube wieder herausgekommen wäre, das erschien sehr zweifelhaft. Ich entschied mich für den Uebergang in der Mitte. Vorläufig hatte ich allein diesen Blick in die Zukunft gethan, jetzt aber näherte sich unser Wagenzug, und ich entschloß mich gleich, die Sache von der komischen Seite aufzufassen und unsere Lage im rosigsten Lichte zu schildern, um die Gemüther nicht kleingläubig zu machen. Petrus ließ sein Gespann 300 m vor dem Kamm halten, warf die Peitsche zu Boden und kam gemächlich heraufspaziert. Er machte sehr große Augen, und ein Ruf des Staunens entfuhr ihm: „Almagtig!“ Dann aber war er ganz ruhig und vernünftig; die berühmte „afrikanische Wurschtigkeit“ trat wieder einmal in ihre Rechte, er sagte nur: „Ons moet“ und ging zum Wagen zurück. Ich stand auf der Zinne des Dünenkammes und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

„Hat!“ rief Petrus und knallte mit der Peitsche, und mit einem Ruck zogen die Ochsen den Wagen bis fünfzig Schritt vor den Kamm, wo tiefer loser Sand lag, und hielten dann inne, um Athem zu schöpfen. Vom Wagen herab und von den Pferden sprangen Herr Köhler, Gerd Cloete und unsere Jungen, ein Jeder mit Karbatsche oder Tschambok bewaffnet, wieder ließ Petrus sein Hat, Hat! erschallen, aber diesmal kräftiger und heller, und die Peitsche schwirrte und klatschte auf die Ochsen nieder, daß dicke Striemen sich auf dem Fell abzeichneten. Die Ochsen, an diese Behandlung nicht gewöhnt, merkten, daß eine besondere Leistung von ihnen erwartet wurde, legten sich mit aller Kraft gegen die Joche und zogen den Wagen mit einem Ruck hinauf, bis acht Paare schon am Abhange der Düne hinunter waren und nur die beiden hinteren Paare noch mit dem Wagen auf dem Kamme saßen. Hier mußte wieder eine Rast gemacht werden, da die Zugleistung der letzten zehn Schritt auf den beiden letzten Ochsenpaaren ruhte, diese aber schon sehr angestrengt waren. Noch einmal schwirrte und klatschte die Peitsche, acht Kehlen schrien und kreischten: „Hat, Hat!“, und sechzehn Arme hieben unbarmherzig auf die Hinterochsen, da — ein Ruck! sie zogen an und — Rack! das Zugtau war zerrissen! Die sechzehn Ochsen galoppirten die Düne hinab und zerrten den Tauleiter Hendrik, der sie eigentlich leiten sollte, wie ein Bündel durch den Sand. Wie aber sah es auf der Düne aus?

Durch die scharf nach unten wirkende Kraft der acht Ochsenpaare war die Wagendeichsel tief in den Sand gebohrt, die Joche der Hinter-

ochsen hatten ihre Träger zu Boden gedrückt, waren dann aber gebrochen, Alles, ohne daß der Wagen sich auch nur einen Zoll von der Stelle bewegt hätte. Jetzt mußte zuerst an das Ausbessern des entstandenen Schadens gegangen werden. Petrus, Gerd und Jakobus machten sich daran, das Tau zu flicken und die Reservejoche auf die Hinterochsen zu legen, während Herr Köhler und ich mit unseren Jungen mit Händen und Füßen, mit Schippe und Spaten eine Bahn für die Wagenräder durch den Dünenkamm schaufelten. Unterdessen brachte Hendrik seine Ochsen durch das vorher besprochene Loch auf Umwegen zum Wagen zurück, sie wurden wieder vorgespannt, wir legten uns in die Radspeichen, und noch einmal wurde der Versuch gemacht, über den Kamm zu gelangen. Wir kamen auch um eine Ochsenlänge weiter, so daß die Hinterochsen jetzt mit den Vorderbeinen auf der höchsten Stelle standen, wir sahen aber ein, daß ihre Kräfte nur im Wege waren und spannten sie deshalb aus. Dadurch wurde die Deichsel frei, und alle achtzehn Ochsen konnten auf sie wirken, so daß der Wagen beim letzten verzweiflungsvollen Versuch glatt wie ein Schlitten auf dem Eise über den Kamm glitt und die steile Böschung ganz langsam hinabrollte, indem die Räder bis an die Achsen im losen Sande versanken. Auf der Ebene angekommen, wurde Halali geblasen. Wir waren sämmtlich, Mensch und Thier, am Ende unserer Kräfte angelangt, was die Ochsen dadurch bewiesen, daß sie sich gleich niederlegten, ohne das harte Dünengras auch nur eines Blickes zu würdigen.

Mittlerweile war es 2 Uhr geworden, und wir waren bereits sechs Stunden unterwegs und bedurften einer Ruhepause. Erst um 4 Uhr spannten wir wieder ein und zogen bis zur Dunkelheit über kleine Dünen und über harte Flächen, links unter uns den Kuisib und rechts eine Düne hinter der anderen. Auch am Abend konnten wir nicht abkochen, da wir müde und unlustig waren und mit Wasser sparen mußten. Wir sahen mit Kummer, daß Ochsen und Pferde keine Weide fanden, sondern hungrig, durstig und matt den Wagen umstanden. Unser Plan für den nächsten Tag war folgender: Um 3 Uhr soll aufgebrochen werden, Gerd Cloete reitet auf Oorlog nach Harubis und kommt zurück, um uns den Weg und die Entfernung zu sagen, wir selbst wollen der alten, vielfach verwehten Spur folgen, auf der wir uns schon befanden. Mit vieler Mühe und Geschrei gelang es mir, die Leute um 3 Uhr zu wecken und Cloete in Marsch zu setzen, während unser Wagen

schwerfällig und stumm durch die kalte Nacht dahinzog. Jakobus ging, in eine Decke gehüllt, mit der Laterne vorauf, um die Spur zu suchen, hatte sie aber bereits nach einer Stunde völlig verloren, und es blieb uns nichts weiter übrig, als den Tag zu erwarten. Man bedenke: einen scheußlich bitterkalten Morgen mit leisem Windzug, der den feinen Dünensand uns ins Gesicht trieb, kein Holz zum wärmenden Feuer, kein Schlaf in der vergangenen Nacht, Hunger im Magen und mattes, hungriges und durstiges Vieh, dazu die unsicheren Aussichten — und man kann sich unsere Stimmung vorstellen. Wir machten ein jämmerliches Grasfeuer, welches in 5 Minuten abgebrannt war; ich wickelte mich in eine Decke, wandte mich vertrauensvoll an meinen guten, alten Freund Morpheus und nahm wirklich ein paar Augen voll Schlaf. Die Ruhe war schön, aber das Erwachen schrecklich! Wie ein paar Strolche, die über Nacht bei Mutter Grün zugebracht haben, erwachten wir, klappernd vor Frost, verschlafen und unerquickt, und stolperten nun durch die Morgendämmerung, die so graugrün und unfreundlich wie nur möglich aussah, unserem Wagen nach, den Jakobus unterdeß endlich auf die Spur geführt hatte.

Auch diesen ganzen Tag zogen wir bis 2 Uhr mit geringen Unterbrechungen durch das Dünenland, zwischen dessen rothgelbem Flugsande nur hartes, schilfartiges Gras wucherte, ein Gras, welches unsere Ochsen wohl berochen, aber zu fressen verweigerten. Kläglich brüllend und schwer keuchend zogen die guten Thiere mit ihrer Last durch den tiefen Sand und sahen so aus, als ob sie jede Hoffnung auf Gras und Wasser aufgegeben hätten, ein wahres Bild des Jammers. Wer sie vor acht Tagen kugelrund, fett und glänzend gesehen hatte, konnte nicht glauben, daß diese rauhhaarigen, klapperigen Geschöpfe, denen die Rippen eine Faustthoch aus dem Leibe standen, dieselben Thiere waren. Müde und hungrig erreichten wir endlich Harubis, das hoch über dem tief eingeschnittenen Kuisib am Rande der Fläche lag, und beschlossen, hier 24 Stunden zu rasten. Zuerst warfen wir uns todmüde auf die Erde, dann tranken wir Kaffee, aßen etwas kaltes Fleisch und Brot und nahmen darauf die große Waschung vor, welcher ein Koch- und Backfest folgte, dessen Resultate uns für die durchgemachten Entbehrungen entschädigen sollten. Das Bad war zweifellos der Höhepunkt des Genusses. Es wurde im Flußbett genommen, zu welchem wir an fast senkrechter Bergwand hinabklettern mußten, einer Wand, so steil, daß das durstende

Vieh, trotzdem es das Wasser im Grund roch und sah, nicht hinabzubringen war. Laut brüllend, mit weit geöffneten Nüstern standen sie am Abhang; sie wurden schließlich mit Steinwürfen hinuntergejagt, brauchten aber später eine volle Stunde, um wieder heraufzukommen. Im Fluß fanden sich an einer Krümmung zwischen den riesigen Felswänden drei große Lachen von geringer Tiefe, aber wohl 50 qm Oberfläche, deren Wasser krystallklar und herrlich kühl war. In einer derselben sah man einen schlanken, braungelben Körper auf- und niedertauchen, der um den Hals eine rothe Korallenkette als einzige Bekleidung trug, den schwarzen Pudelkopf aber mit einer Profusion von Seife eingerieben hatte, und welcher sich bei näherer Betrachtung als unser getreuer Petrus herausstellte. Köhler und ich begaben uns an den nächsten Wassertümpel, um dasselbe Bild in etwas helleren Schattirungen abzugeben. Den Abend füllte Petrus mit einem Konzert aus, während wir unsere Kleider flickten und in die Sternennacht hinausträumten.

Bei Harubis waren eine große Menge von Spuren aller Art, von Quaggas, Straußen und Hyänen, nur von den ersehnten Löwen war nichts zu finden, obgleich Harubis als ein besonders guter Posten zum Anstand auf Wild und reißende Thiere bekannt war. Es ist wunderbar, wie sich in diesem Lande die Spuren erhalten; ja, nach einem Jahrzehnt noch sehen sie ganz deutlich aus, und nur ein sehr heftiger Regen verwischt sie ganz, während die geringen Niederschläge, wie sie in dieser Küstenregion üblich sind, die Umrisse der Spur nur noch deutlicher hervorheben und sie vor der Zerstörung durch den Wind sichern. In den nächsten drei Tagen sah ich wohl in weiter Ferne hin und wieder einige dunkle Punkte, deren Formen auch durch das Glas nicht zu erkennen waren, die jedoch Augustin als Strauße und Gemsböcke bezeichnete, und beobachtete eine große Menge frischer Antilopen- und auch eine ganz alte Löwenspur, deren Umrisse mir von den Löwen des Herrn Nels her bekannt waren, aber ich kam nicht ein einziges Mal in die Nähe eines Wildes.

Auch Harubis lag wieder hinter uns. Unser Weg verließ das Ufer des Kuisib, wandte sich nach Südost durch eine harte, körnige Fläche, überschritt noch einige Streifen Flugsandes, welche uns jedoch keine Mühe machten, führte uns aber am Abend nach vierstündigem Trek wieder zum Kuisib zurück, wo wir für die Nacht ausspannten. Mit dem Untergang der Sonne bot sich unseren Blicken ein herrliches

Panorama. Der Fluß zog sich als Kañon von Ost nach West wie eine gewaltige, tiefe Rinne durch die einförmige Ebene. Seine Hänge aus dunklem, blaugrünem Gestein traten unvermittelt aus dem Sande hervor und fielen fast senkrecht bis auf das Bett des Flusses ab, nicht gefurcht und zerrissen, wild und mächtig, sondern in weichen, welligen Formen, wie die Falten eines schweren Vorhanges, zuweilen so glatt wie polirter Marmor. Hellfarbige, breite Adern hoben sich von dem dunklen Gestein ab. Hier haben Jahrtausende gearbeitet, und jedes Sandkörnchen, welches die Wand hinabglitt oder vom Ostwind gen Westen oder umgekehrt getragen wurde, hat das Seinige gethan, um die Wände zu schleifen und Ecken und Kanten, Risse und Schluchten in weiche Linien zu verwandeln. Blutigroth lagen die letzten Sonnenstrahlen auf den gen Westen gekehrten Felswänden und spielten in Schatten und Licht auf den hellen Adern und den spiegelglatten Flächen, während die andere Seite in unheimlich finsteren Schatten lag. Frischgrüne Baumkronen ragten aus dem Grunde empor, und still, einem Weiher gleich, lag das flache Wasserbecken am Fuße der Felswand, gleich einem Lande der Verheißung für den Wanderer, der mit trockener Kehle und müden Gliedern diese Höhe erreicht hat und den trunkenen Blick in die Tiefe richtet. Aber kein Weg und kein Steg führt diese schroffen Wände hinab, und nutzlos wirft der Anabaum seine nahrhaften Schoten zur Erde.

Nach meiner Berechnung muß diese Stelle des Kuisib diejenige sein, an welcher Kapitän Alexander im Jahre 1836 den Kuisib zum ersten Male erreichte, und welcher er wegen ihrer wilden Romantik den Namen Teufelshöhle, devil's den, beilegte.

Am anderen Morgen erreichten wir nach drei Trekstunden Hudaub und hatten damit die letzte kleine Düne hinter uns. Hudaub liegt ebenso wie Harubis und Devils Den hoch über dem Fluß und hat gutes, wenn auch schwer erreichbares Wasser. Unsere Augen und die Magen der Ochsen wurden durch feines gelbes Toagras erfreut, welches zwar dünn, aber doch, soweit das Auge reichte, auf der Fläche stand.

Hier verließen wir nun den Kuisib ganz, da derselbe sich nach Nordnordost wendete und an seinem linken Ufer von einem Gebirgsstock begleitet wurde, und durchschritten, unsere bisherige südöstliche Richtung beibehaltend, eine weite, wenig gewellte Ebene, links von den Anfängen der Kuisib-Berge und rechts von den Ausläufern eines anderen, von

West nach Ost laufenden Gebirgszuges begleitet. Da wir dem Wege Alexanders folgen wollten, strebten wir dem Ort Ababes zu, von welchem aus jener Reisende diesen Theil des Landes durchschritten hatte, welcher eine Hochebene zwischen dem Kuisib und dem Tsondab darstellt. Alexander war an einem Morgen von Ababes abgefahren und reiste zwei volle Tage ohne Wasser, so daß er am Abend des zweiten Tages genöthigt war, sein schmachtendes Zugvieh allein vorauszusenden. Der Punkt, von welchem aus dieses geschah, kann nicht viel weiter als zehn englische Meilen vom Kuisib entfernt gewesen sein und lag in südsüdöstlicher Richtung zu der Stelle, an welcher der Kuisib wirklich von ihm erreicht wurde, also zu Devils Den. Da Alexander auch in den nächsten Tagen seinen Wagen nur wenig vorwärts zu bringen vermochte und ihn schließlich ganz zurücklassen mußte, so ist anzunehmen, daß er sich auf seinem etwas westlicheren Wege in den Dünen festgefahren hatte, welche zu jener Zeit wahrscheinlich höher waren und ihn so vom Kuisib trennten, während wir von Devils Den bis Hudaub und darüber hinaus nur ganz flachen Stellen mit Flugsand begegneten, die Dünen aber ungefähr 1 km zu unserer Rechten liegen ließen. Daß Alexander bei Hudaub auf den Kuisib gestoßen sein sollte, ist deshalb nicht anzunehmen, weil er von dort aus die Wendung des Kuisib nach Nordosten hätte beobachten können, wovon er nichts erwähnt. Zwischen dem Kuisib und der Hochfläche, welche wir passirten, um nach Ababes zu gelangen, lag ein Gebirge, dessen Ausläufer uns, bald nachdem wir Hudaub verlassen hatten, zu Gesicht kamen. Einzelne Tafelberge stiegen in blaugrauer Ferne vor uns auf, unvermittelt aus der Ebene emporragend und wie Kulissen vorgeschoben. Dahinter thürmten sich die ungefügen Massen eines Felsgebirges, dessen flache Formen zwar in Abstumpfung und Verflachung der Kuppen und Hänge denen der Tafelberge glichen, aber noch nicht durch die Arbeit des selten fließenden Wassers zu solchen aufgelöst und gegliedert waren.

Am Fuße des ersten Tafelberges rasteten wir für die Nacht, ohne Wasser gefunden zu haben und ohne zu wissen, wann wir solches finden würden, ließen es uns aber gut schmecken, da wir an diesem Tage acht Stunden gezogen waren und kein Mittagessen gekocht, sondern mit trockenem Brot und einer Büchse corned beef vorlieb genommen hatten. Es war eine herrliche, aber schon recht kalte Nacht; Ochsen und Pferde rupften eifrig ganz in unserer Nähe die Grasbüschel aus, und wir

saßen in unsere Mäntel gehüllt um das Feuer. Petrus war heute nicht musikalisch, sondern nur sehr redselig aufgelegt. Sein ahnungsvoller Geist wollte nämlich schon Gemsböcke gewittert haben, oder vielmehr behauptete er, sich aus seinem Aufenthalt in dieser Gegend vor zehn Jahren deutlich zu erinnern, daß hinter jenem Hügel die Gemsböcke zu finden wären. Wir entschlossen uns, am anderen Morgen zu jagen und den Wagen durch Hendrik nach der nächsten Haltestelle, Guinreb, führen zu lassen.

Da Gerd Cloete bereits bei Hudaub umgedreht war, weil ihm „die Welt da vorne zu bunt war", so waren es außer Herrn Köhler, dem Reiter Junker und mir noch Petrus, Augustin und Tsebeb, die wir um 8 Uhr des anderen Morgens zum Jagdritt aufbrachen.

Die bereits erwähnten Ausläufer eines südlich von uns gelegenen Gebirges traten hier, theils als nackte Felsen, theils als Dünen mit Flugsand bedeckt, weiter zurück und ließen eine sich weit nach Süden erstreckende Ebene frei, deren Horizont von einem röthlich schimmernden Höhenzuge begrenzt wurde, der anscheinend aus hohen Dünen bestand. Durch diese Fläche werden die Gewässer, welche nach Süden fließen, dem Tsondab zugeführt, ehe dieser in den Dünen verschwindet. Indem wir nach Süden ritten, hatten wir den Tafelberg im Rücken, an dessen Fuß wir gelagert hatten, auf unserer Linken breitete sich zuerst die Ebene aus, welche unser Wagen in südöstlicher Richtung durchfuhr; dann aber schob sich jener südliche Gebirgszug vor, welchen der Tsondab durchbricht. Geradeaus sahen wir eine schier unendliche Folge von kleinen Hügeln von rothem Sande, trabten aber selbst über harten körnigen Boden, der mit dem federigen Toagrase dünn bestanden war. Das ganze Jagdunternehmen erschien nicht vielversprechend, da wir, wie schon gesagt, noch gar kein Wild gesehen hatten, andererseits aber war es sehr leichtsinnig, da unsere Pferde bereits 24 Stunden ohne Wasser waren, Guinreb aber weit, und seine Wasserverhältnisse sehr zweifelhafter Natur waren. Außerdem froren wir ganz erbärmlich, obschon wir ein Jeder drei Tassen heißen Kaffees getrunken und uns am Feuer beinahe geröstet hatten. Dennoch ritten wir erwartungsvoll drauf los, denn Afrika ist ja eben das Land der Ueberraschungen, und was monatelang vergeblich erstrebt worden ist, kann plötzlich vor den Augen auftauchen. Petrus ritt uns durch den rosigen Morgen voran und spähte in die einsame Natur hinaus, als ob er mit seinen schwarzen Augen

gewaltsam das Gethier aus dem gelben Grase hervorzaubern wollte. Jetzt hielt er inne, streckte die Hand aus und sagte bald darauf, auf dunkle Punkte zeigend, die sich auf mehr als 2000 m vor uns bewegten, daß dort Strauße wären. Unklar war es mir doch, wie er in diesen Flecken in der Natur — denn etwas Anderes konnte ich nicht sehen — Strauße erkennen wollte; meinetwegen hätten es ebenso gut Elefanten sein können.

Wir wendeten uns von diesem Bilde fraglicher Beschaffenheit ab und trabten rechts in die Ebene hinein. Plötzlich hielt Petrus mit einem Ruck still, legte den Oberkörper weit vornüber, zog mit der rechten Hand das Gewehr leise aus dem Schuh und sagte halblaut: „Daar staan de gems bokje.“ Wir hielten gerade hinter einer kleinen Terrainfalte, über welche hinweg wir in der That im Grunde einen Trupp von ungefähr vierzig großen mausgrauen Antilopen mit langen geraden Hörnern weiden sahen, und bemerkten sofort, daß sie uns noch nicht gesehen hatten, so daß die Gelegenheit zu einem schönen Galopp gegeben war. Petrus trabte auch sogleich an; wir folgten mit dem Gewehr in der Rechten und den Oberkörper auf den Hals des Pferdes gebeugt, zuerst in einer Reihe nebeneinander, dann Petrus, der auf Abbon ritt, einige Pferdelängen vorauf, hinter ihm Augustin und ich, dahinter die Anderen im Gänsemarsch. Die Gemsböcke waren unser ansichtig geworden und nahmen die Richtung vor uns her. Aus unserem Trab wurde ein Galopp und, als die Pferde das Wild gesehen hatten, eine Pace, bei welcher wir den Gemsböcken immer näher kamen und sie schließlich einholten. Nur mit vieler Mühe konnte ich Dorlog daran hindern, in die Herde hineinzulaufen, was für uns Beide verhängnißvoll werden konnte, da der Gemsbock sehr aggressiv ist und seine Hörner eine gefährliche Waffe sind. Der Galopp war flott und lang und der Boden gut, aber ich könnte nicht behaupten, daß es ein erhebendes Gefühl für den Sportsman in mir gewesen wäre, hinter dieser schwerfälligen Menge mit langen, wackelnden Schwänzen und dickem Fetthöcker auf dem Rücken herzureiten, die zwar vermöge der Größe der Thiere in langen Sprüngen galoppirte, aber dennoch nur langsam vorwärts kam und den Eindruck einer Kuhherde machte. Petrus und ich hatten den Thieren jetzt den Weg abgeschnitten, so daß sie ihren Lauf verkürzten und sich nach rechts einem sandigen Hügel zuwendeten. Dies war der Augenblick für uns, um von den Pferden

zu springen und dazwischen zu feuern, aber kaum standen wir auf der Erde und begannen unser Schützenfeuer, als auch die Gemsböcke sich schon wieder unmittelbar an Petrus vorbei in Marsch setzten. Diesmal legten sie ein besseres Tempo vor, so daß wir uns daranhalten mußten, um sie wieder einzuholen. Dies gelang Petrus, und er kehrte sie noch einmal gegen den Sandhügel zu, so daß wir bald um die rathlos durcheinanderlaufenden Thiere einen Halbkreis bildeten, aus welchem nur über den Sandhügel ein Ausweg war. Nun wieder herab von den Pferden und Schnellfeuer dazwischen! Immer unruhiger und verwirrter wurde der Haufe, die Hörner klapperten aneinander, einige Thiere stürzten hin, sprangen aber sofort wieder auf die Beine und stoben nach allen Seiten auseinander, an verschiedenen Stellen unseren Halbkreis durchbrechend, die meisten jedoch, indem sie den Hügel erklommen und am jenseitigen Abhange verschwanden. Eines der letzten Thiere stürzte am oberen Rande, laut brüllend, getroffen zu Boden, anscheinend am Hinterlauf verletzt und nach meiner Berechnung das Opfer meiner Kugel. Da jedoch Oorlog durch die vorbeistürmenden Antilopen wild gemacht worden und in die Fläche gelaufen war, so hatte ich keine Zeit, mich weiter um das Resultat der Jagd zu kümmern, sondern mußte mich erst meines Pferdes versichern. Nach wenigen Minuten hatte ich es gefangen und trabte zurück, wo mir einzelne Gemsböcke begegneten, während Petrus weit nach links in der Fläche galoppirte und Köhler eine Privatjagd auf einen Rest der Herde unternahm, der ganz verdutzt noch am Fuße des Sandhügels stand. Ich nahm die Spur des vorher angeschossenen Thieres auf, erklomm den Hügel und war vielleicht 500 m weit gekommen, als ich Augustins ansichtig wurde, wie er eine auf drei Beinen sich weiterschleppende Antilope auf Lotterie umkreiste und sie anscheinend zwingen wollte, auf ihrem Wege zurückzukehren. Ich ritt rasch auf ihn zu und kam gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Gemsbock, dessen linker Hinterlauf ganz zerschossen war und um ½ m länger als der rechte hinterher schleppte, nach Lotterie stieß und laut brüllte. Der Gemsbock legte sich unter einen Busch, wo ihn meine erlösende Kugel traf. Wir überließen ihn vorläufig seinem Schicksal und ritten noch etwas weiter in die Fläche hinaus, wo wir noch mehrere Schüsse auf kleinere Trupps von Springböcken abgaben, aber ohne Resultat, wie es bei den großen Entfernungen nicht anders zu erwarten war.

Darauf folgte die Vereinigung der Sportsmen beim Gemsbock, der ausgeweidet wurde, und dessen Leber und ausgeleerte Därme in einem trockenen Busch geröstet wurden. Zum ersten Male stillte ich meinen Durst auf echt afrikanische Weise an dem Wasser, welches im Magen des erlegten Wildes vorgefunden wurde. Allerdings hatte ich diesen Versuch schon einmal bei Tinkas gemacht, den Geschmack aber damals so fade und wenig erfrischend gefunden, daß ich nur einen Schluck trank, heute aber war mein Durst so groß, daß mir das nüchterne Getränk herrlich mundete. Die Leber war auch ein großer Genuß, wenn auch Jeder von uns nur ein kleines Stück erhielt. Wir zerlegten den Gemsbock und luden ihn auf die Pferde, wobei ich das Filet in meinem seidenen Taschentuch eingebunden hatte, während die Jungen die Keulen und Blätter und das Gehörn zu transportiren bekamen.

Nun war es aber die höchste Zeit, daß wir uns nach Guinreb in Marsch setzten, denn es war 2 Uhr nachmittags und die Entfernung wahrscheinlich eine große. Also: Eskadron Trab! Wir ritten auf unseren Weg zurück und nahmen die Richtung nach Südost auf, wo uns Petrus in blauer Ferne das Kopje von Guinreb zeigte. Die Ebene war schier endlos und mit gelbem Grase bedeckt, rechts und links grasten einige Springbockherden, die von uns ebenso wenig wie wir von ihnen irgend welche Notiz nahmen. Es herrschte glühende Hitze, und wir fielen in Schritt, wischten den Schweiß von unserer Stirn und blickten uns stumm an, denn ein Jeder wußte von dem Anderen, was er dachte, nämlich: daß die Fläche kein Ende nahm, daß das Kopje von Guinreb noch ebenso weit erschien wie zwei Stunden vorher, daß der Durst groß und die Pferde matt wären. Da sahen wir mit einem Male eine leichte Staubwolke vor uns und erkannten durch das Fernglas unseren Wagen, den wir schon im Lager wähnten, noch im Marsche, und zwar in einer anderen Richtung, als Petrus uns das Kopje von Guinreb gezeigt hatte. Nun wurden wir unruhig, denn was konnte das bedeuten? Hatten sie kein Wasser gefunden und fuhren weiter, oder hatten sie den Weg verpaßt? Um allen Zweifeln ein Ende zu machen, ritt ich mit Petrus und Augustin im schlanken Trabe vor, holte den Wagen ein und erhielt von Hendrik die Versicherung, daß wir auf dem richtigen Wege wären und Guinreb nur noch eine halbe Stunde vor uns läge.

Wir ritten weiter und sahen, daß links ein kleines Thal in die Felsen führte, während in größerer Entfernung vor uns eine weitere

Einbiegung nach links sich dadurch kenntlich machte, daß ein lichter Akazienwald sich von dort aus weit in die Ebene erstreckte. Auf Hendriks Rath waren wir an dem ersten Thal vorbeigeritten und trabten nun unter einer steilen Felswand dahin, an deren Fuß einzelne Springböcke weideten; zu unserer Rechten war ein Gebirgsstock etwas mehr in die Ebene hineingetreten, welche so kaum noch eine Breite von 5 km hatte. Die versprochene halbe Stunde war vorüber, das zweite Thal war erreicht, aber immer war noch kein Wasser gefunden. Keiner von uns sprach ein Wort, und schweigend ritten wir weiter; Jeder wußte, daß es hier nur ein Wort geben konnte, nämlich: Wasser. Instinktmäßig waren wir in das Thal eingebogen und ritten zuerst unter Bäumen, dann über eine buschige Fläche und schließlich über Felsen und Geröll ein steiles Gebirgsthal hinan. Ein schmaler Saumpfad führte zwischen Klippen, durch tiefen Sand bergauf und bergab; aber nur trockene Wasserstellen wurden gefunden, deren Lage und dunkle Schattirung das von den Sonnenstrahlen verzehrte Naß verriethen. Das Klettern wurde immer schwieriger, hielt uns aber nicht ab, vorwärts zu dringen, da wir wußten, daß in den höher gelegenen Schlupfwinkeln solcher Wasserläufe oft wohlgefüllte Becken verborgen sind, welche, von den Sonnenstrahlen unerreicht, schwerer versiegen. Schließlich mußten wir auch die Pferde zurücklassen. Wir suchten und suchten, aber immer ohne Erfolg! Entsetzlich! Nicht allein daß uns selbst der Durst peinigte, dreimal entsetzlicher war das Gefühl zu tragen, daß wir mit der Nachricht, daß kein Wasser vorhanden war, unseren Reisegefährten eine bittere Enttäuschung bereiten und unser armes Vieh dahinsterben sehen mußten. Wohl hätten wir Alle unter Zurücklassung des Wagens Ababes noch erreichen können, aber wer sagte uns, ob nicht auch diese Wasserstelle eingetrocknet war? Wir gaben schließlich unsere Suche als vergeblich auf, und Petrus sagte halblaut „Gami kai!“ und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Ons moet Ababes toe trek!“ „Wie weit ist Ababes?“ fragte ich, und: „Zwei gute Treks“ war die Antwort. Also in Guinreb war kein Wasser, wir mußten noch in dieser Nacht weiter nach Ababes! Selbst das schönste Gras konnte uns nichts nützen, wenn wir kein Wasser hatten. Die Ochsen würden das Futter versagen und nicht mehr einen dritten Tag aushalten.

Mit traurigen Mienen, die Zähne aufeinander gebissen, kamen wir zu unseren armen Pferden zurück, die ihre Schnauzen gierig in den feuchten

Sand der eingetrockneten Wasserstelle gruben, und traurig konnten wir nichts Anderes thun, als sie bedauern. Da fiel mein Blick auf eine rothe Wespe, wie sie sich in diesem Lande so vielfach in der Nähe von Wasserstellen findet, und wie ein Blitz stieg der Gedanke in mir auf, daß, wo diese Wespe lebt, auch Wasser sein müsse. Ich folgte ihr deshalb mit den Augen und sah wirklich noch mehrere rothe Wespen um einen hochliegenden Felsen schwirren, kletterte sofort hinauf und sah — Wasser! Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust, und auch Petrus' Gesicht verklärte sich, als ich ihm sagte: „Daar lig de water!" Der Alp war von unserer Brust genommen, denn wir sahen sogleich, daß wir genügend Wasser hatten, um zwei- bis dreimal zu tränken. Aber hier bot sich schon wieder eine neue Schwierigkeit. Das Wasser lag in einem kleinen Felskessel von ½ m oberer Oeffnung so hoch über der Erde, daß die Thiere unmöglich daraus getränkt werden konnten, vielmehr mußte das Wasser geschöpft und über die 2 m hohe Felswand hinabgegossen werden. Nun aber war die Frage, womit schöpfen und wohin gießen? Hier wußte Petrus Rath und grub schnell mit den Händen eine flache Grube am Fuße des Felsens, während ich in meinem Hut das Wasser schöpfte und über den Stein hinabgoß. Die ersten Liter sog der trockene Boden durstig auf, und erst nach 5 Minuten blieb eine kleine Pfütze stehen, nach der die Pferde gierig drängten. Inzwischen war auch Tsebeb mit Herrn Köhlers Pferden angekommen, und beide Jungen, Augustin und Tsebeb, hatten alle Hände voll zu thun, um den Angriff der sechs durstigen Thiere so lange abzuhalten, bis genügend Wasser in der Grube sein würde. Oorlog war am stürmischsten, legte sich auf die Kniee oder stellte sich auf die Hinterbeine, um auf irgend eine Weise die Kette der Jungen zu durchbrechen, so daß ich schließlich ganz gerührt wurde, vor allen Dingen in Ansehung dessen, daß Oorlog an mir die schwerste Last getragen hatte, vom Felsen herabkletterte, ihn in eine Ecke rief und ihm einen ganzen Hut voll Wasser reichte. Das arme Thier soff so gierig und war so ungestüm, daß es fast den Boden meines Hutes ausstieß und beinahe unser einziges Schöpfmittel zerstört hätte, denn die Hüte der Anderen waren sämmtlich so defekt, daß sie eher als Brausen hätten benutzt werden können. Schließlich war genug Wasser in der Grube, und wir ließen die Pferde zu dreien heran.

Während die Leute die herzugekommenen Ochsen tränkten, begab ich mich zu dem Wagen, der mittlerweile eine halbe Stunde vom Wasser

unter schönen Bäumen ausgespannt hatte, und brachte Herrn Köhler, der recht niedergedrückt war, da ihn nur die erste Nachricht „Kein Wasser" erreicht hatte, die frohe Kunde, die wir sofort in gehobener Stimmung mit mehreren Flaschen Bier begossen.

Man wird sich wundern, daß man mit Bier und Wasserfässern auf dem Wagen schon nach 48 Stunden so muthlos ist, wenn man nicht eine Wasserstelle erreicht, aber man wird andererseits begreifen, daß die Strapazen einer zweitägigen Reise für Ochsen und Pferde sehr große sind, und daß die Stimmung der Menschen eine nervöse Unruhe zeigen muß, wenn man Entfernungen und Wasserstellen vor sich hat, von denen man nicht weiß, ob sie einen oder fünf Tage entfernt sind und ob das Wasser nicht längst versiegt ist. Es handelt sich hier in den meisten Fällen nicht um die Menschen, welche stets etwas Wasser bei sich führen und mit ganz kleinen Mengen auskommen können, sondern um die Thiere, von deren gefülltem Magen und gestilltem Durst das Wohl und Wehe der Menschen abhängt, und welche nicht im Stande sind, ihren Durst der Länge der unbekannten Durststrecke entsprechend zu reguliren. Am schlimmsten wirkt eben die Ungewißheit, welche Mensch und Thier unnützerweise Kräfte vergeuden läßt und sie durch Enttäuschungen und erhöhte Spannung aufreibt. Die südafrikanischen Ochsen und Pferde halten Hunger und Durst trotz großer Hitze und anstrengender Arbeit fünf bis sechs Tage aus und sogar gut aus. Dabei ist aber vorausgesetzt, daß ihnen die Strecke vorher bekannt ist, wodurch sie ganz von selbst die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, viel fressen, viel ruhen und ungeheuer viel saufen, beim Beginn des Marsches jedoch mit großer Trägheit an die Arbeit gehen, die sie dafür desto sicherer mit vollen Kräften durchführen.

Man reist daher mit alten Ochsen sehr viel sicherer als mit jüngeren. Erstere halten mit ihren Kräften Haus und sind viel zäher, besonders im Ueberwinden von wasser- und futterlosen Strecken, dafür erholen sie sich aber nur sehr viel langsamer, sobald sie sich einmal überangestrengt haben; sie fressen länger und brauchen mehr Ruhe, um wieder arbeitsfähig zu werden, als dies bei jüngeren Thieren der Fall ist.

Die Sonne war mittlerweile untergegangen. Herr Köhler und ich machten uns an die Zubereitung eines köstlichen Abendessens, welches in einer Art von Hammelgulasch mit Sellerieſalat bestand und von

Thee mit Rum begleitet wurde, der sich bei der zweiten Tasse in Rum mit etwas Thee und schließlich in einen sehr steifen Grog verwandelte.

Um 9 Uhr schnarchte unter herrlichem Sternenhimmel unser Lager aus zehn Kehlen!

Es war ein herrlicher Morgen, als wir um 8 Uhr stehend unser Frühstück einnahmen. Die Sonne war eben hinter den hohen Bergen erschienen, der Himmel war so blau und wolkenlos, als ob es gar kein schlechtes Wetter in der Welt gäbe, das gelbliche und blaßgrüne Gras zwischen den Quarz- und Granitblöcken sah so frisch aus, als hätte es mit einer viermonatlichen Dürre gar nichts zu thun, die kleinen federartigen Blättchen des großen weitzweigigen Kameeldornbaumes zitterten unter einem leichten Luftzug wie das Gefieder eines Vogels, Grillen zirpten und die Savannenhühner gurgelten und gackerten — die ganze Natur that einen tiefen Athemzug in der frischen Morgenluft, ehe sie vor den sengenden Strahlen der Tagessonne in stummer Resignation ihr Haupt beugte.

Nach einer Tasse Kaffee und einem Stück kalten Fleisches stiegen wir zu Pferde und ritten, von Petrus und den beiden Jungen begleitet, schweigend durch den lichten Akazienwald zwischen meterhohem Gestrüpp und frisch bethautem Grase dahin. Wir nahmen die südliche Richtung aus dem Thal in die Ebene und folgten dem Walde, welcher sich weit hinaus in einer Breite von 200 m erstreckt, aber kein Wald in unserem Sinne ist, da er weder tiefen Schatten bietet, noch zusammenhängt, sondern vielmehr aus einzelnen Bäumen besteht, welche oft fünfzig Schritt voneinander entfernt sind. Nach einer Stunde bogen wir aus den Bäumen heraus und vor uns lag ein paradiesischer Garten! Unwillkürlich legte ich mich im Sattel vor, zog die Zügel an, sah, die Augen mit der Hand beschattend, entzückt in die sonnige Landschaft hinaus und sog den berauschenden Duft wie von Levkojen und Jasmin ein, den ein leichter Luftzug herüberwehte. Vor mir lag in strahlendem Sonnenschein eine wogende Grasfläche von blaßgrünen Halmen, an deren Ende silberige Federbüschel sich hin und wieder neigten; dazwischen standen dunkelgrüne Sträucher mit kleinen myrthenartigen Blättern und hochrothen Dolden, und der Boden war, soweit das Auge reichte, mit gelben Ranken bedeckt, an denen faustgroße, kugelige Melonen hingen, jene wasserhaltige Frucht Südafrikas, die, Tsama genannt, in den dürresten Steppen gedeiht und schon so manchen Wanderer und so

manches Thier vor dem Verschmachten gerettet hat. Todtenstille herrschte um uns her, kein Lüftchen regte sich, Alles war vor der Majestät der Sonne verstummt. Es war ein eigenartig schöner Morgen, und die ganze Poesie der südafrikanischen Natur umwob mich mit ihrem Zauber, der krystallhellen durchsichtigen Luft, den zarten, duftigen Farben und der unendlichen Einfachheit ihrer Scenerie, mit Empfindungen und Bildern, welche mir so lieb geworden sind, daß ich an einer wahren Sehnsucht, sie wieder um mich zu haben, kranke.

Wir ritten auf eine kleine Kuppe zu und hielten mit dem Fernglas Umschau in der endlos scheinenden Fläche. Auf ungefähr 3 km sahen wir neun Strauße gravitätisch unter Bäumen einherschreiten, und unter einem kleinen Spitzkopf zeigte sich ein gewisser weißer Streifen, den wir sofort als eine Herde Springböcke erkannten. Die Möglichkeit der Annäherung an die Strauße war aber eine zu ungünstige, als daß wir hätten hoffen können, unbemerkt in ihre Nähe zu kommen, und unsere Pferde waren zudem einer Straußjagd, die ungeheuer anstrengend ist, nicht gewachsen. Und wie sollten wir, die wir noch niemals einen Strauß in der Nähe gesehen hatten, in der Erregung der Jagd Frau Strauß von Herrn Strauß unterscheiden, welche Erstere den besonderen Schutz des galanten Deutschen Reichs besitzt und nicht geschossen werden darf. Also auf die Springböcke!

Der Wind stand gut von der Fläche her, so daß anzunehmen war, daß die Antilopen in der Richtung des Windes auf uns zu laufen würden. Wir schickten sogleich einen Jungen in weitem Bogen links herum, damit er sie antreiben sollte, während wir selbst in die Fläche hinab senkrecht auf die Rückzugslinie der Springböcke ritten. Aber noch ehe der Junge sie umkreist hatte und wir die Ebene erreichten, kam der Trupp, mehrere Hundert an der Zahl, mit dem Leitthier an der Spitze in der Karriere daher, so daß der Boden dröhnte und eine leichte Staubwolke für einen Augenblick die Luft verdichtete. Wir hatten uns in Galopp gesetzt und hätten den Böcken noch den Weg abschneiden können, wenn wir etwas weiter nach rechts ausgeholt hätten; so aber rief Petrus, der uns führte: „Wach mynheer! Ons zal achter an rij“, worauf wir verkürzten, das Wild auf wenige Schritte an uns vorüberlaufen ließen und sodann in voller Fahrt hinter ihm hersetzten. Das war eine Lust! Hier sauste eine Schwadron in tadelloser Ordnung, aber schärfster Gangart vor uns her, Hals und Kopf weit nach vorne geneigt,

die langen Hinterläufe des stark überbauten Körpers weit untergezogen und im langen Sprung dahinrasend, schnell und schnittig, so recht die Art von Wild, welche zur Hetzjagd und zum echten Sport die geeignete ist! Wenn es hier draußen Hindernisse gegeben hätte, Verschiedenheiten des Bodens, Gräben oder Hecken, so wäre die Jagd ideal gewesen, so aber gab es nur ein Hinderniß, welches allerdings unangenehm genug war und der Anspannung aller Kräfte bedurfte. Der Boden war nämlich, da er nicht steinig war, von Erdmännchen, kleinen Wieseln, so locker gemacht und mit Löchern durchzogen, daß Lotterie fast bei jedem zweiten Sprunge mit den Vorderbeinen tief einsank, oder ein Hinterbein verlor, um, nachdem sie eben glücklich aus dem einen Loch heraus war, nach zwei Schritten in ein anderes zu treten. Nach einem flotten Galopp wurden die Springböcke kürzer und kürzer und sahen sich schließlich schon ganz erstaunt um, als wir parirten, von den Pferden sprangen und aus dem Knieen ein Schnellfeuer abgaben. Bis — s — s — s, bis — s — s — s sausten die Kugeln, und wie ein Sandhaufen spritzten die Antilopen auseinander, schlossen sich aber nach einer Minute schon wieder zusammen und beschleunigten ihr Tempo, während zwei Opfer unserer Kugeln auf der Stelle blieben. Wir griffen zu unseren Pferden und jagten nach, was sich drei- bis viermal wiederholte, bis die ganze Fläche mit einzeln umherlaufenden Springböcken bedeckt war, die nicht aus und nicht ein wußten.

Der Reiz dieses Sports liegt in der Verbindung der Reit- und Schießjagd, ein Reiz, der durch die Gefahr des rücksichtslosen Schießens und den anstrengenden Galopp mit gespanntem Gewehr in der Hand nicht gemindert wird, und den die europäische Parforcejagd nicht kennt. Was mir diese Ritte besonders angenehm machte, war die Sorglosigkeit, mit welcher man das Pferdematerial benutzen konnte, nicht etwa, daß ich die Pferde für billig und leicht zu ersetzen hielt — der Verlust von Dorlog und Lotterie wäre mir sehr schmerzlich gewesen —, nein, sondern weil die südafrikanischen Pferde alle jene kleinen Leiden unseres verwöhnten europäischen Pferdes, wie dicke Sehnen, verstauchte Beine, Lahmheit von abgerissenen Eisen, das Versagen von Futter und ähnliche gar nicht kennen. Sie haben wohl dicke Sehnen, lahmen aber nie, sie verstauchen sich das Fesselgelenk, laufen aber auf drei Beinen ebenso gut, sie fressen immer und sind immer frisch, wenn sie gefressen und gesoffen haben. Welch ein idealer Zustand dies ist, weiß nur derjenige, der in

Europa auf ein oder zwei Pferde angewiesen ist und unzählige Male am frühen Morgen angstbeklommen in den Stall gegangen ist, um die Beine seines theuren Leibrosses anzufühlen.

Unsere Jagdbeute bestand an diesem Tage aus einem Bock und zwei jungen Geisen, welche ausgeweidet und nach Verspeisung der Leber auf die Pferde gelegt und an den Sätteln festgeschnallt wurden.

Ein herrlicher Nachmittag und Abend folgte. Es war schon 3 Uhr, als wir das Lager wieder erreichten; wir kochten in ausgiebigster Weise, speisten Gemsbockfilet mit Bratkartoffeln und Mehl-Kokjes mit Kompot, flickten unsere Kleider, schmierten die Stiefel, reinigten die Gewehre und nahmen ein Vollbad in der Gummiwanne nahe bei der Wasserstelle. Einige Buschleute, hager, rothhäutig, häßlich und schmutzig, hatten sich beim Wagen eingefunden, um, wie man in Berlin sagt, zu nassauern, wofür sie die Kosten der Unterhaltung trugen und fabelhafte Geschichten über wilde Thiere, Raub, Mord und andere alltägliche Kleinigkeiten auftischten. Ein alter Witzbold war unter ihnen, der sich anscheinend auf unsere Kosten lustig machte; wenigstens erregte er durch seine Bemerkungen die stürmische Heiterkeit unserer Leute, die sich aber nie dazu verstehen wollten, uns den Witz zu erzählen.

Der nächste Tag sollte uns in zwei starken Treks nach Ababes führen, und obgleich der Weg gut war, so dankten wir doch auf der Fahrt der gütigen Vorsehung inbrünstig, daß wir auf Guinreb schon Wasser gefunden hatten und nicht genöthigt waren, diese Strecke von annähernd 25 km in der vorletzten Nacht mit durstigen und matten Ochsen und Pferden zurückzulegen.

Mit dem Untergang der Sonne erreichten wir Ababes, eine Wasserstelle am Südostende der wildreichen, fruchtbaren Ebene, durch welche wir uns in den drei eben vergangenen Tagen bewegt hatten. Ababes hat ein sehr eigenartiges Wasserloch, welches tief in der Erde liegt und die Form einer Muschel hat, die oben wie in einem langen Mund nur wenig geöffnet ist. Von einer Seite ist ein schmaler Zugang, welcher wie in einen Keller hinabführt und nur einem Pferde oder einem Ochsen Raum zum Trinken gewährt. Das Wasser ist reichlich, gut, vor Verdunstung geschützt, da die Sonne es nicht erreicht, und liegt in einem Steinbecken, dessen Masse, ein Konglomerat, den Eindruck von fleckigem Marmor gewährt, da es an der Tagesseite ganz glatt

gewaschen ist und die einzelnen darin befindlichen Steine nur wie Flecken erscheinen läßt.

Auch Kapitän Alexander beschreibt Ababes genau in derselben Weise, wie wir es vorfanden, so daß man annehmen möchte, daß die sechsundfünfzig Jahre spurlos an jener Gegend vorübergegangen sind.

Mit Ababes und Tsondab, einem Wasserloch, das ebenso wie Ababes gegen Verdunstung geschützt ist und nur eine Stunde von diesem entfernt liegt, hatten wir die ersten, angeblich nie versiegenden Wasserstellen seit dem unteren Kuisib bei Ururas und Nadab erreicht, und ich möchte hier ausdrücklich bemerken, daß selbst Ababes und Tsondab so versteckt liegen, daß es nur einem genauen Kenner des Landes oder dieser Gegend gelingen dürfte, sie aufzufinden, und daß auf Harubis, Hudaub und Guinreb als Wasserstationen mit Bestimmtheit durchaus nicht zu rechnen ist.

Die Regenperiode 1891/92 war hier eine ganz besonders günstige gewesen, wie aus dem üppigen Graswuchs, den noch grünen Halmen und dem vielen Wilde hervorging. Das Wasser bei Harubis und Hudaub war noch sehr reichlich, als wir diese Stellen passirten, nach vier Monaten jedoch soll hier fast gar kein Wasser mehr zu finden gewesen sein, und auch Guinreb hatte uns schon kaum zwei Tage mit Wasser versorgen können. Es hat mich somit nicht Wunder nehmen können, als ich von dem traurigen Schicksal eines jungen Offiziers, des Lieutenants v. Erckert, hörte, welcher in dieser Gegend mit zwei Reitern der Schutztruppe dem Wassermangel erlag. Herr v. Erckert war in Ururas stationirt, als er den Befehl erhielt, sofort mit drei Mann zu der in den Bergen südlich von Ababes gegen die Witbooi-Hottentotten kämpfende Truppe zu stoßen. Unbekannt mit den afrikanischen Verhältnissen, wo die Zeit keine Rolle spielt, aber Wasser und ein Führer unerläßlich sind, glühend vor Thatendrang und in der preußischen Armee zur umgehenden Ausführung eines Befehls erzogen, überlegte Herr v. Erckert nicht lange, sondern stieg ohne Wasser und Proviant, ohne Führer und ohne Kenntniß des Weges und der Wasserstellen zu Pferde und ritt mit Selbstvertrauen und Kühnheit drauf los. Seine Pferde leisteten aber sehr bald nicht so viel, als er erwartet hatte, der Weg stellte sich als sehr viel weiter heraus, einem Wasser begegneten sie nicht, die Sonne stach, der Durst brannte, und in Verzweiflung suchten sie nach Wasser, ohne solches zu finden. Es ist wohl eine lange, tieftraurige

Geschichte des Hoffens und Verzweifelns, der Kräftevergeudung und endlich der Ermattung, welche sich wohl in die wenigen Worte zusammenfassen läßt, daß der junge hoffnungsvolle Offizier mit zwei der drei begleitenden Soldaten, vom Hitzschlage betäubt, sein Leben aushauchte, während der dritte nach mehreren Tagen sehr ermattet, aber noch lebend Ururas wieder erreichte.

Wenn ich von diesem traurigen Bilde Abschied nehme, so soll dies nicht geschehen, ohne daß ich meinen Lesern eine Nutzanwendung gebe und ihnen sage, daß nach meiner Meinung, welche wohl mit der aller Südafrikaner übereinstimmen dürfte, kein Mensch in Südafrika zu verdursten braucht. Es giebt gewisse Regeln, die man in jenem Lande nie außer Acht lassen darf, und diese sind: Vorsichtiges Reiten, das Mitnehmen eines Wassersackes, sparsamer Verbrauch des darin enthaltenen Wassers und endlich, daß man niemals ohne einen eingeborenen Führer reise. Die Entfernungen in Südafrika sind ungeheure, die Bevölkerung eine ganz geringe, die Gleichmäßigkeit der Scenerie eine so große, daß es unmöglich ist, nach der Beschreibung einen Weg zu verfolgen oder eine Wasserstelle zu finden; dagegen wird es dem Kenner des Landes und dem allgemein vorsichtigen Manne stets möglich sein, ein Wasser zu erreichen oder seine Kräfte bis zu einer äußersten Kraftanstrengung aufzusparen, die ihn rettet. Ich habe während meines ganzen dreijährigen Aufenthalts in Damaraland von keinem einzigen Falle des Verdurstens gehört und habe auch auf Befragen stets die Antwort erhalten, daß dies nicht vorgekommen wäre.

In Ababes empfingen wir wieder den Abendbesuch unserer Freunde, der Buschleute, die diesmal zu sieben Männlein und Fräulein erschienen waren und mehrere Blasen voll Honig, Ontjes, kleiner Feldzwiebeln und einen Fiedelbogen mitgebracht hatten. Schöner waren sie seit gestern nicht geworden, aber sehr viel zuthunlicher, und besonders der alte Witzbold fühlte sich ganz zu Hause. Er trug eine Lederhose und eine ebensolche Jacke, beide aus braunroth gegerbtem Wildleder gefertigt und sehr fein zusammengenäht; auf dem Kopfe hatte er eine Mütze aus Schakalfell, von welcher zwei lange Schwänze herabhingen. Solche Mützen trugen auch die anderen Buschjünglinge, deren sonstige Bekleidung nur in einem sehr spärlichen Lendenlappen bestand, und die daher einen recht eigenthümlichen Effekt machten. Die Buschfräulein waren sehr sittsam in modische Radmäntel aus Springbockfell gekleidet, mußten sich

aber sehr im Schatten und im Hintergrund halten, da die kleinen Schweinsaugen unseres Jakobus dem alten Buschonkel wohl gefährlich erschienen und er wohl an der Krankheit aller Buschehemänner, der Eifersucht, litt.

Von den Männern weiß ich etwas mehr zu berichten, denn sie saßen in unverhüllter Schönheit vor mir, das Gesäß auf den Hacken, mit spindeldünnen muskellosen Unter- und Oberschenkeln, die Unterarme auf die Kniee gestützt und den braunrothen Leib möglichst dicht an das Feuer gebracht. Man hat keinen Begriff von der runzeligen Haut, von der mageren Formlosigkeit und von dem Schmutz dieser sogenannten Menschen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Die Haut ist wie ein alter Handschuh, der schlecht sitzt, und macht den Eindruck, als wäre sie dem Menschen zu groß; die Glieder sind schwach und unentwickelt, die Schultern schmal, die Brust flach, Hände und Füße sehr klein, der Hals dünn, der Kopf zu klein und kugelrund. Nur eins ist ungeheuer reichlich, und das ist der Bauch oder wenigstens die Haut, welche den Bauch bedeckt. In der guten Jahreszeit, wenn die wilden Beeren, die Wurzeln und der Honig in Fülle vorhanden sind, füllen die Buschleute ihren Bauch derartig an, daß er einer riesigen Trommel gleicht, die Haut sich auf dem ganzen Körper glatt zieht und eine glänzende Farbe bekommt, gleich der Haut eines Pferdes, welches in gutem Futterzustand ist; sobald aber die trockne Zeit kommt, in der sie, wie der Afrikaner sagt, von Hunger und Durst leben müssen, was sehr oft buchstäblich der Fall ist, dann schrumpft ihr Körper zusammen, der Bauch verschwindet immer mehr und mehr, und schließlich hängt das ausgeweitete Fell in scheußlichen Falten gleich einer alten Jalousie um ihre Knochen. Dieses faltenreiche Gehänge bringen sie dem Feuer allabendlich und allmorgendlich so nahe, daß der Rauch daran in die Höhe steigt und die äußeren Seiten der Haut schwärzt; wenn sich aber dieser Schakal unter den Menschen aufrichtet, so sieht man deutlich, wie unter den schwarzen Streifen ein hellrothgelber und innen in der Falte sogar ein fleischfarbiger Streifen sichtbar ist. An Intelligenz fehlt es diesen unseren Brüdern mit der Rolljalousie gewiß nicht, denn sie sehen sofort, was der Reisende an brauchbaren und wohlschmeckenden Artikeln besitzt, und bitten darum. Sie fristen ihr Dasein unter den ungünstigsten Bedingungen, sie überlisten ein jedes Wild, sie kennen die Stelle des Honigs an dem Fluge der Bienen und sie wissen sich selbst von den

Erzeugnissen ihrer Jagd zu kleiden. Ihr Ausdruck verräth allerdings keine besonderen geistigen Fähigkeiten, sondern gleicht sehr dem der Hottentotten, welche mit wenigen Ausnahmen hart und ausdruckslos in die Welt sehen. Der alte Schwätzer hatte zu dem Witbooischen Volke gehört, er hatte ihn aber jetzt verlassen, da, wie er behauptete, es auf Hornkranz nichts zu essen gäbe.

Der Alte saß ganz gemüthlich am Feuer und klimperte mit einem kleinen Holzklöppel auf seinem Fiedelbogen, welcher mit einem gebogenen Holze und einer Darmsaite das einfachste Musikinstrument darstellte, welches die Welt wohl je gesehen hat. Dieser Bogen wurde an den geöffneten Mund gelegt, der als Resonanzboden dienen sollte, die rechte Hand fuhr mit dem Klöppel auf und ab und brachte leichte schwirrende Töne, wie die einer Aeolsharfe, hervor. Wir ermunterten den Alten, uns etwas über die Gegend zu erzählen, und erfuhren, daß das Feld jetzt ausnahmsweise gut wäre, daß es aber meistens ganz abstürbe. Dann zöge sich das Wild nach Südwest und verschwände, dem Lauf des Tsondab folgend,. in den Dünen.

Vor vielen Jahren, als es in dieser Gegend stark geregnet hatte, kam eine große Menge von Giraffen und Straußen, Nashörnern und Zebras, von Gems- und Springböcken aus dem Dünengebiet in diese Flächen. Als sie sich wieder zurückzogen, folgte ihnen ein Buschmann, der nach Ueberschreitung der Dünen und Ueberwindung großer Durststrecken eine offene Wasserstelle in dem wieder zu Tage tretenden Tsondab fand und sodann in ein Weideland gelangte, welches ungeheuer reich an Wild aller Art war, und in dem ein Stamm von Buschleuten mit Rindvieh, Schafen und Ziegen in Nacktheit und nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet lebte. Diese Buschleute waren vor mehreren Generationen auf der Flucht in die Dünen gelangt und hatten, ebenfalls den Wildspuren folgend, das Land entdeckt, wo sie seither ganz ungestört lebten. Auch Jan Jonker hatte nach seiner Vertreibung von Windhoek den Versuch gemacht, in dieses Land zu dringen, und war bereits vier Tagereisen weit gekommen, ohne Wasser zu finden; obwohl er schon die sogenannten patrijsen angetroffen hatte, eine Art von Wachteln, die sich nur in der Nähe von Wasser aufhalten, mußte er doch wieder umkehren, um sich vor dem Verschmachten zu retten.

Ich selbst habe in Walfischbay eine andere Spur dieses interessanten Fleckchens Erde, aber allerdings nur vom Hörensagen, gefunden, indem

mir nämlich der englische Magistrat und mehrere andere zuverlässige Gewährsleute versicherten, daß einst ein weißer Mann Walfischbay aus südlicher Richtung über die Dünen her erreichte, sich nur kurze Zeit aufhielt, mit Niemand sprach, auch keine Fragen beantwortete und in derselben Richtung wieder verschwand. Der Mann hat in Kleidung und Ausdruck sehr verwildert ausgesehen und war entschieden geistesgestört gewesen. Der Magistrat hatte sich dienstlich und privatim erkundigt, ob dieser Mann im Süden des Schutzgebietes oder im Norden der Kapkolonie bekannt wäre und seinen Weg durch diese Landstriche genommen hätte; er erhielt jedoch überall eine verneinende Antwort, ebenso wie kein einziger der wenigen Küstenschiffer sich entsinnen konnte, diesen wilden Mann gelandet zu haben, so daß es nicht anders möglich erscheint, als daß dieser Unglückliche an einer Wasserstelle in den Dünen leben muß, welche vielleicht mit dem unbekannten Lande identisch ist.

Der Tsondab ist ein Fluß, welcher am Fuß der Uri-Huib-Berge entspringt, sich zuerst in nordwestlicher Richtung durch die Bullsport hindurchdrängt, bei dem Wasserloch Tsondab und bei Ababes aber die Ebene erreicht und in westlicher Richtung seinen Lauf fortsetzt, bis er, in den Dünen versiegend, sein Ende findet. Auf seinem linken Ufer begleiten ihn nicht unerhebliche Höhenzüge, deren höchsten Gipfel, den Mitchell-Berg oder die Bullsporter-Spitze, wir in der Ferne schimmern sahen. Kapitän Alexander, welcher, von Süden kommend, den oberen Lauf des Flusses bis Ababes verfolgte, nannte ihn Chuntop, was wohl mit Tsondab gleichbedeutend sein dürfte, und bezeichnete das obere Thal als einen Paß durch das Gebirge, dem er den Namen Bullsmouth giebt. Wenn ich auch den von uns verfolgten Lauf des Tsondab nicht in seiner ganzen Länge, sondern nur diejenige Stelle, an welcher wir den Tsondab-Lauf verließen, als einen Paß bezeichnen möchte, so ist doch nach Alexanders eingehender Beschreibung kein Zweifel darüber, daß wir denselben Weg wie jener gezogen sind.

Ein ganz kurzer Trek brachte uns am nächsten Morgen nach der genannten Wasserstelle Tsondab, wo wir zu Mittag rasteten. Von Tsondab aus konnten wir zwei Wege wählen, deren einer in einem Thal nach Osten aufwärts gehen, das Gebirge auf vielen Pässen überschreiten und in dem Revier des Kham-Flusses die Ebene wieder erreichen sollte, während der andere den Flußlauf des Tsondab verfolgte, nur einen Paß überschritt, aber erst mehrere Tagereisen von Hornkranz sich

nach Norden wendete, da seine allgemeine Richtung bis dahin eine südöstliche gewesen war. Der erste Weg wurde von den Bastards sehr selten, von Weißen gar nicht benutzt, war aber unter den Ersteren allgemein vom Hörensagen bekannt; der zweite jedoch wurde nie benutzt, und seine Wasserstellen und Schwierigkeiten waren ein verschlossenes Buch. Nur ganz dunkle Gerüchte sprachen von einer Wasserstelle Gobamnas oder Bullsport, welche im oberen Lauf des Tsondab liegen sollte. Alexander bezeichnet Bullsport oder Bullsmouth nicht als einen Punkt, sondern als eine Thalenge von mehreren Tagereisen, spricht aber auch von einer Wasserstelle, die er fand, kurz ehe er in den Chuntop oder Tsondab hinabstieg. Ueber die Länge dieses Thales, welches sich im Zickzack mit allgemein südöstlicher Richtung durch das Felsengebirge drängte, wußte Niemand etwas Näheres anzugeben. Wir hatten also die Wahl zwischen zwei Wegen, von denen der erstere uns in zwei bis drei Tagereisen in eine Terra incognita bringen mußte, während der andere uns in mindestens sechstägiger Fahrt auch zu unüberwindlichen Schwierigkeiten führen konnte. Doch wir wählten den Letzteren: die unbekannte Gefahr lockte uns unwiderstehlich!

So karrten wir denn ohne Weg und Steg und ohne jeden Schein einer Wagenspur in dem bald engen, bald weiten Thale des Tsondab aufwärts. Bergan ging es zwar nicht, und nur sehr selten wurde ein kleiner Bult überschritten, aber dichtes Gebüsch umdrängte uns von allen Seiten, entwurzelte Bäume lagen quer über den Lichtungen, durch welche wir zogen, und große Blöcke und kleineres Geröll hemmten unaufhörlich unseren Marsch. Die Sonne war strahlend hell, ohne daß die Hitze drückend gewesen wäre, das Grün der Ebenholzbäume und Dornsträucher war noch frisch und saftig — eine bei der vorgeschrittenen Jahreszeit merkwürdige und durch sehr späten Regenfall bedingte Erscheinung —, eine Unzahl kleiner türkisenblauer Vögel flatterte zwitschernd von Ast zu Ast, schwarz und roth, rosenroth und blau gefärbte Häher und prächtig glänzende stahlblaue Staare klapperten, und die schwarz und graue Elster mit krummem Schnabel und dem Schopf eines Kakadu krähte von den Spitzen der Bäume herab, während hin und wieder ein flüchtiger Steinbock vor uns aufsprang. Im Allgemeinen war aber die Natur todtenstill, und Einsamkeit herrschte zwischen den nackten Felsen und in dem stummen Laubwerk. Kein einziges Stück großen Wildes zeigte sich, ja nicht einmal die Paviane, die sonst diese steilen Höhen

zu bewohnen pflegen, waren vorhanden, wo Alexander fast täglich dem Rhinozeros begegnete und so manches dieser Thiere zur Strecke brachte. Da hier die Parforcejagden der großen europäischen Jäger Südafrikas nicht gehaust haben, so muß die unaufhörliche Nachstellung der Buschleute das Wild theils ausgerottet, theils vertrieben haben.

Die erste Mittagsrast wurde unter schönen Bäumen gehalten, wo wir auch den Besuch einer neuen Buschmannsfamilie erhielten. Als wir aus Scherz den Buschleuten erklärten, wir wollten eine ihrer Jungfrauen mit uns nehmen, waren sie sofort bereit, dieselben für einige Becher Kaffee zu verkaufen, und wir hatten die größte Mühe, den Handel wieder rückgängig zu machen. Die Buschleute versprachen, uns einen Führer nachzusenden, welcher die nächste Wasserstelle zeigen sollte, aber keiner von ihnen wußte mehr von dem Wege als ungefähr eine Tagereise weit, so daß wir wieder in das Unbekannte hineinreisen mußten.

Nun ging es weitere zwei Tage in scharfen Windungen nach rechts und links, über Steine und Geröll, durch dichtes Gebüsch und über kleine Hügel, bis wir 48 Stunden ohne Wasser anstrengend marschirt waren und matt und durstig am Leibe und in wenig hoffnungsvoller Stimmung schweren Schritts dahinzogen. Wußten wir doch nicht, ob wir auf dem richtigen Wege waren und ob wir die nächste Wasserstelle noch mit unseren Kräften würden erreichen können! Zwar sind, wie schon bemerkt, 48 Stunden ohne Wasser weder für Mensch noch Vieh eine besonders große Leistung, aber wenn man um Mittag zum zweiten Male ohne Wasser rastet, so fängt das Vieh an, schlecht zu fressen, läuft brüllend umher und schnüffelt nach Wasser, und das menschliche Herz wird zaghaft, theils aus Mitleid, theils weil der eigene Durst schwarze Gedanken heranzaubert.

Als wir am dritten Abend kurz vor Sonnenuntergang eine Felswand erreichten, welche genau gegen Osten sah und von Weitem schon durch die Röthe ihres Granits quer über die ganze Fläche des Thals auffiel, da war es die höchste Zeit für Mensch und Vieh, daß Wasser gefunden wurde. Die Quelle war dicht mit Binsen bestanden; sie war anscheinend das zu Tage tretende Wasser eines großen unterirdischen Sammelbeckens, dessen Verdunstung durch Binsen und Moos aufgehalten war. Wir hatten große Mühe, den Ansturm der durstigen Ochsen zur Wasserstelle abzuhalten, denn, obgleich sechs Menschen mit großen Steinen nach

ihnen warfen, so attackirten sie doch immer wieder mit gesenkten Köpfen und vorgestreckten Hörnern.

Kurz hinter dieser Wasserstelle waren wir, wie schon so oft in diesen Tagen, rathlos, welchen Weg wir zu wählen hatten. Nach beiden Seiten zweigte sich ein enges Thal ab, beide in gleicher Breite und beide einen Flußlauf führend, so daß wir nicht wußten, welcher von beiden der Tsondab war. Rechts thürmten sich die Mitchell-Berge mit ihrer überragenden Spitze auf, und links lagen die zerklüfteten Massen des Uri-Huib-Gebirges im Schein der Abendsonne. Da die größere Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß wir, dem Abfall der letzteren folgend, die Straße nach Rehoboth erreichen würden, so entschieden wir uns für den linken Thalweg.

Wir zogen diesen Abend noch zwei gute Stunden weiter, um die frischen Kräfte unserer Ochsen auszunutzen, und rasteten an einer anderen Thalmündung, wo wir ein herrliches Fest mit gutem Abendessen feierten. Trotz aller Ungewißheit war doch der Bann gebrochen, unsere Leute schwatzten und lachten, ein paar Buschleute brachten uns Honig und versprachen, uns den Weg aus dem Gebirge zu zeigen, das wir schon am nächsten Tage verlassen sollten, und eitel Freude herrschte in der Wildniß. Aber die Buschleute hielten ihr Versprechen ebenso wenig, wie sie es schon vor zwei Tagen gethan hatten, sondern behielten den Tabak und überließen es uns, den Weg allein zu finden.

Ein neuer Tag brach an. Jeder Weg hatte längst aufgehört, von den abkommenden Bächen und vom Regen war jede Spur verwischt, von Gras überwuchert oder mit alten Zweigen bedeckt. Wir waren an dem Abschluß des Thales angelangt. Es schien keinen Ausweg aus dieser Schlucht zu geben, zu deren beiden Seiten sich die Felswände beinahe kerzengerade wohl 100 bis 150 m aufthürmten, ohne einen Sattel oder eine Senkung zu zeigen. Wohl sahen wir eine Art gewundener Bahn, welche an einer Stelle, wo die Felsen besonders hoch und massig waren, auf die Höhe führte, aber wenn man auch mit einem Wagen dort hätte hinunterfahren können, so schien es mir doch unmöglich, mit unseren ermüdeten Ochsen diesen Anstieg zu erklimmen. So gingen wir an diesem scheinbaren Ausweg vorüber auf eine Rauchwolke zu, welche wir weiter oben im Thalhintergrunde erblickten, und stießen hier auf eine Werft von neun Berg-Damaras, Männern, Frauen und Kindern, welche in paradiesischer Einfachheit einen Brei aus Wurzeln und Grassamen

bereiteten und uns sehr freundlich und zutraulich begrüßten. Sie versprachen, uns den Ausweg aus dem Thal und die nächste Wasserstelle zu zeigen, welch letztere wir, wie sie sagten, um Mittag erreichen sollten. Das klang so tröstlich, daß Augustin und ich uns zugleich ungläubig ansahen. Es war bereits 11 Uhr geworden, und wir waren seit 7 Uhr ohne Ruhepause unterwegs. Trotz unseres Mißtrauens vertrauten wir uns einem jungen Damara an, der uns auf unsere eigene Spur zurückgeleitete und uns zu unserem Erstaunen die Spur unseres eigenen Wagens zeigte, welche den vorher besprochenen steilen Aufstieg hinaufführte. Wie es die Ochsen fertig gebracht haben, weiß ich heute noch nicht, und ich freue mich, daß ich die Peitschenhiebe nicht gesehen und das Keuchen der armen braven Thiere nicht gehört habe, welche mir durch den täglichen Verkehr, ich möchte fast sagen, zu guten Freunden geworden waren.

Und was sah ich, als ich oben angekommen war? Eine mit Geröll bedeckte Fläche, hier und dort mit gelben Grasbüscheln bestanden, mit niedrigen Kuppen, die allmählich verschwanden, von leichten Hügelrändern eingerahmt, erstreckte sich in südsüdöstlicher Richtung und schien in eine Ebene zu verlaufen. Nur im Nordosten thürmten sich in leuchtenden rothen Kämmen die Uri-Huib-Berge, und hinter uns schauten die blaugrünen dunklen Massen des den Tsondab begleitenden Gebirges dräuend herüber. Mit diesen lagen hinter uns auch die Gefahren und Mühsalen der Reise; unser Herz war froh, und es war uns, als ob wir nun in das lachende Land Kanaan hinabstiegen, wo Milch und Honig fließen sollte. Gehobenen Muthes zog unsere Reisegesellschaft dahin.

Um Mittag fanden wir ein großes Wasserloch, welches wie eine Sandgrube mit einer Oberfläche von 100 qm ohne äußerlich sichtbare Ursache mitten in der anscheinend wagerechten Ebene lag. Unmittelbar um das Wasser hatte sich ein kleiner Hain von Bäumen und Büschen gebildet, welcher mehrere Stunden am Tage die Wasserfläche beschattete und so die Verdunstung aufhielt. Nach einer ausgiebigen Mittagsrast ging es, einer sehr verschwommenen Spur, welche wohl zehn Jahre alt sein konnte, folgend, in der Richtung Südsüdost auf ebenem harten Weg durch gleichförmige Gegend dahin, bis wir mit Sonnenuntergang den schmalen Durchgang durch einen quer vorliegenden Bergriegel fanden und damit nach Ueberschreitung der Wasserscheide das Flußbett des Narob-Thales mit mehreren Wasserlachen erreichten.

Wir verlebten einen herrlichen, mondhellen Abend, an dem zum ersten Male wieder ein Schaf geschlachtet wurde, wo die Korken mehrerer Flaschen gelöst wurden, wo Augustin Brot backte, wo Geschichten erzählt, gelacht und getanzt wurde. Hoch schlugen die Flammen unseres Feuers zum Nachthimmel, die Gesichter unserer Leute glänzten vergnügt und behäbig als eine Folge eines reichlichen Abendessens, Späße flogen in den Schnalzlauten der Hottentottensprache hinüber und herüber, und Petrus spielte immer wieder und wieder die alten Weisen mit ihren klagenden, schwermüthigen Lauten, die uns so wohlbekannt, so lieb, so eng verbunden mit den Freuden und Leiden dieser Reise klangen.

Eine kalte Nacht, ein erfrischendes Bad in der Morgenkühle und ein im Schatten verträumter sonniger Tag sind meine Erinnerungen an das Narob-Thal.

Petrus ritt an diesem Tage in die Ebene hinaus, um den Weg zu suchen, welcher hier in der Nähe scharf nach Norden abbiegen mußte. Er war den ganzen Tag unterwegs, kehrte aber abends mit der frohen Botschaft heim, daß wir schon am nächsten Abend auf Kham-Aub, einer Wasserstelle im Kham-Thale, schlafen und uns dann wieder in bekannter Gegend befinden würden.

Am anderen Mittag brachen wir auf und fuhren mit einer kleinen Pause beinahe sechs Stunden erst weiter in südöstlicher Richtung, um uns dann aber eine Stunde hinter Narob mit einem scharfen Bogen nach Norden zu wenden und in eine frisch befahrene Spur einzulaufen, welche von Norden nach Süden unseren Weg kreuzte. Von dieser Spur behauptete Petrus, was sich auch später als richtig herausstellte, daß sie von einer Karre herrühre, welche mit zwei Unteroffizieren der Schutztruppe nach Nomtsas und Kubub im Namalande gegangen wäre. Wir durchschritten die letzten Ausläufer des Gebirges und betraten eine neue Fläche, welche bereits zum Gebiet der Bastards gehörte, von diesen aber wegen der Nähe von Hornkranz nicht bewohnt wurde. Das Land war, soweit das Auge reichte, eben, mit Gras, Büschen und einzelnen Bäumen bedeckt; nur hier und da unterbrach ein Spitzkopje aus riesigen Felsen die Einförmigkeit, und in blauer Ferne begrenzten flache Bergketten den Horizont, während halblinks vor uns die Tafel des Gamsberges sich scharf am Firmament abzeichnete, um uns von jetzt ab bis in die Nähe des Awas-Gebirges zur Seite zu bleiben. Wir erreichten Kham-Aub erst am darauf folgenden Abend.

Hier erschienen zum ersten Mal die weißen Hüte der Witbooi-Reiter, welche wohl ausgesandt waren, um zu kundschaften. Sie fielen uns nicht lästig, wenn sie auch an jeder Mahlzeit theilnahmen und dankend einige Stücke Tabak in die Tasche steckten. Im Gespräch waren sie sehr einsilbig und düster. Sie erzählten auf Befragen, nachdem wir ihnen Grüße für Kaptein Hendrik aufgetragen hatten, daß in Hornkranz großer Hunger herrschte und das Volk sich zerstreut hätte, um Ontjes im Felde zu graben. Das war eine angenehme Aussicht für uns, die wir drei Tage in der Nachbarschaft der Witboois reisen sollten. Da half nur eins, nämlich so schnell als möglich zu reisen! Wir machten deshalb am nächsten Tage eine wahre Hetzjagd und zogen wie Flüchtlinge durch das Reich des sogenannten Königs von Gr. Namaland — bis wir nach achtstündiger Fahrt mit nur einer Stunde Pause Khaunoas erreichten. Leider hatten wir damit nicht viel erreicht, denn es gab nur eine winzige, elende Pfütze, welche kaum genug schmutziges Wasser enthielt, um unseren Ochsen einen Mund voll zu gewähren.

Bei Khaunoas durchschritten wir ein mit Spitzkegeln und Felsen reich besätes Land, welches wir jedoch am anderen Morgen wieder verließen, um bei Kobos in die große Fläche einzutreten, welche sich von hier bis an das Awas-Gebirge mit sehr geringen Unterbrechungen erstreckt. Bis Kobos hatten wir wiederum einen sehr starken Trek zu machen, händeringend suchten wir dort nach Wasser, mußten jedoch, ohne solches gefunden zu haben, nach der Mittagsrast weiterziehen; erst am späten Nachmittag fanden wir eine Stelle, wo wir die Ochsen eine Viertelstunde seitwärts des Weges tränken konnten. An einen längeren Aufenthalt war unterwegs nicht zu denken, weil die Witboois von allen Seiten über uns herfielen und uns mit Bettelei plagten.

Unsere weitere Reise ging in genau nördlicher Richtung in eine Ebene hinein, welche fast gar keinen Baumbestand und nur wenige Büsche zeigte, deren Boden jedoch mit einer großen Mannigfaltigkeit von Gräsern und Kräutern bedeckt war. Besonders häufig trat hier, wie im Khomas-Hochland und im ganzen Bastardgebiet, ein kurzes rothes Gras und ein kleiner Busch von graugrüner Farbe und saurem Geschmack auf, welcher ohne Blattbildung dem Heidekraut ähnelt. Wir rasteten einmal in der Mitte der Fläche, zogen dann durch ganz menschenleere Gegenden an Quartel und dem Neusib Bley vorüber, überschritten einen Theil des bergigen Landes, welcher sich als letzter

Ausläufer der Awas-Berge darstellt, und erreichten nach dreitägiger Fahrt am späten Abend Duruchaos. Hier lagen verschiedene Viehposten der Bastards, welche zu der Familie des Paul Diergaard gehörten, aber nur unter der Aufsicht von Hottentotten und Berg-Damaras standen.

Ein schneidender Wind fegte über den Hügel, den wir zum Ausspannplatz erkoren hatten, da die Ausdünstungen der Thalsenken naßkalt und noch weniger angenehm wie der frische Wind der Höhe zu sein pflegen; wir hockten, in Mäntel und Decken gehüllt, um das große Feuer, welches den $^1/_2$ m dicken Baumstamm lodernd verzehrte. Wir mußten sogar bei der großen Kälte an den nächsten beiden Tagen unsere Mäntel anbehalten, da die Sonne vor grauen Wolken gar nicht zum Durchbruch kam. Diese beiden Tage sind die einzigen sonnenlosen, welche ich im Hinterlande erlebt habe, und waren dieselben zur Mitte der trockenen Jahreszeit, wo von Mai bis Oktober kaum ein Wölkchen das klare Blau des Himmels zu trüben pflegt, ganz abnorm. Die Wolkenbildung ließ durchaus nicht auf Regen schließen, sondern der Himmel sah so gleichförmig weiß aus, wie an einem heimischen Novembertage, wo wir dem ersten Schneefall entgegensehen.

Ein Trek von zwei Stunden brachte uns nach Gurumanas, jenem hübschen und fruchtbaren Platze der Familie Carew, von welchem ich bei Gelegenheit unserer Reise nach Hornkranz im März 1891 erzählte. Jetzt sah Gurumanas allerdings gar nicht hübsch aus, sondern die hohlen Fenster des verlassenen Hauses starrten uns unfreundlich entgegen, der Wind pfiff schneidend um die Ecken, das Vieh weidete nicht, sondern stand dicht aneinander gedrängt, und die Menschen kauerten stumm und fröstelnd um ein Feuer, welches seitwärts des Hauses angelegt war. Dazu der bleierne Himmel! Puh! — es überläuft mich jetzt noch kalt, wenn ich an das Bild und meine Stimmung zurückdenke. Es wurde mir recht klar, wie nöthig uns die Sonne in jenen Himmelsstrichen thut, in denen Alles so leicht und so spaßig vorkommt, solange sie die Landschaft um uns her erhellt, und wo es uns warm ums Herz ist, wenn sie uns bescheint. Wer von der schrecklichen, glühenden, afrikanischen Sonne spricht und den armen Reisenden bedauert, der nicht immer mit einem Sonnenschirm dort draußen einhergehen kann, der ahnt auch nichts von den Wohlthaten dieser Sonne und von der Sehnsucht, die man nach ihr empfindet, wenn man sie erst einmal hat entbehren müssen.

Leider mußten wir auf Gurumanas vom Mittag bis zum nächsten Vormittag verweilen, da eine Reparatur an unserem Wagen vorzunehmen war. Hier ging auch mit einem traurigen lauten „Bäh“ unser letztes Schaf den Weg alles Hammelfleisches. Mit dreißig fetten Hammeln hatten wir im Mai Windhoek verlassen, und heute war unser letzter Mohikaner derartig zum Schatten abgemagert, daß er knapp 22 Pfund Fleisch ergab. Dann wurden noch einmal die Ochsen eingespannt, noch einmal der Wagen bepackt, noch einmal knallte die Peitsche, und Petrus ließ seinen Zuruf an „Blausand“ und „Lappland“ erschallen. Von dieser letzten Station zogen wir gen Windhoek, wo wir am nächsten Tage eintreffen mußten. Wir legten uns bereits auf dem Hochlande, welches sich hier an die Awas-Berge anschließt, zur Nachtruhe nieder und träumten von den überstandenen Mühsalen der Reise und von den Betten, welche uns auf Windhoek erwarteten.

Am nächsten Morgen setzte ich mich früh auf das Pferd, überschritt das Gebirge bei Ongeama oder Aub, wie es auf Namaqua heißt, und erreichte Windhoek nach einem Ritt von drei Stunden, während der Wagen, der am Nordabhange des Gebirges über Mittag gerastet hatte, erst um 3 Uhr eintraf.

Mit hochklopfendem Herzen sah ich die schlanken Zinnen der Windhoeker Feste, die rothen Mauern und die blinkenden Dächer der am Abhang liegenden Häuser aus frischem Grün herüberleuchten, und das Gefühl, daß ich mich meiner Heimath in Damaraland näherte, erfüllte mich mit freudigem Wohlbehagen. Ich hatte vergessen, wie bleiern die Einförmigkeit und Unthätigkeit noch vor zwei Monaten an diesem Orte auf uns gelastet hatte, und Alles, was wir während der Reise entbehrt hatten, schien mir erstrebenswerth. Mit einer wahren Sehnsucht dachte ich daran, wie wir in Haus und Küche schalten und walten und uns nach den Strapazen pflegen würden.

An unserer Baracke, dem Kommissariatshause, leider dem am schlechtesten gebauten Hause von Windhoek, war nichts geändert worden. Die Fenster waren schmutzig, die Thüren hatten sich noch etwas mehr geworfen, ein dichter rother Staub lag auf den Möbeln, und ein gewisser kellerartiger Dunst erfüllte die Räume; dagegen waren mehrere Kamine angebracht worden, welche sich in der Folge als sehr zweckmäßig erwiesen.

Hinter unserem Hause erhob sich jetzt ein kleiner quadratischer Tempel als Badehaus, woselbst das Wasser einer heißen Quelle, durch Blechrinnen

geleitet, eine Badewanne füllte, aber selbst bei ganz langsamem Zulauf noch einen so hohen Wärmegrad hatte, daß man es mehrere Stunden lang abkühlen lassen mußte, ehe man eine erträgliche Temperatur von etwa 27° R. erzielte. Hierher war natürlich mein erster Gang, und mit Entzücken genoß ich die Erfrischung des Bades. Unsere Lebensweise wurde ganz ebenso wieder aufgenommen, wie wir sie vor unserer

Das Kommissariatsgebäude in Gr. Windhoek.

Abreise gehalten hatten, mit dem einzigen Unterschied, daß wir jetzt Küche und Tisch mit dem Sekretär und seiner Gattin theilten, welche mit uns in demselben Hause wohnten. Lieutenant v. François war zur Einholung seiner Frau abwesend, und sein älterer Bruder befand sich fast unausgesetzt auf Reisen.

Wenn ich hiermit den Theil meines Buches beschließe, welcher sich mit meinem ersten $1\frac{1}{2}$ jährigen Aufenthalt in Südwestafrika beschäftigt hat, so möchte ich doch noch eine kurze Uebersicht über den Inhalt geben. Es war mit dem Gefühl hoher Befriedigung über das Neue und Interessante meiner Erlebnisse und mit wärmster Theilnahme für Land und Leute, daß ich mich mit einem Male in die Mitte kolonialer Bestrebungen versetzt sah; aber andererseits sah ich mit tiefem Bedauern, wie gering die Theilnahme des Reiches für diese Kolonie erschien. Wohl ist es wahr, daß Jung-Deutschland das frische Reis seiner Kolonien eben erst gepflanzt hat, während Old-England vielhundertjährige Erfahrungen in dieser Richtung zur Seite stehen, daß wir das ideale Volk der Denker und Dichter sind, während England aus seinem praktischen Krämergeist auf kolonialem Gebiete Nutzen zieht; aber warum sollten wir uns nicht die Erfahrungen Englands zu eigen machen und

über die Stufen hinweg, welche jene gebaut haben, uns zu einer größeren Höhe emporschwingen? Wir stehen mit dem Anfang unserer Kolonie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, mithin in einem Zeitalter, in dem alle Hülfsmittel der Technik sich uns zur Verwirklichung wirthschaftlicher Projekte darbieten, an deren Ausführbarkeit noch vor 50 Jahren Niemand glaubte. Weshalb sollten wir also langsamer marschiren als die Engländer, während doch die Kette des Altgewohnten unseren Fuß nicht hemmt? Im Gegentheil sollten wir das, was wir neu schaffen, weit besser aufbauen können, da wir wissen, welche Steine beim alten Bau nicht getaugt haben, und da wir ganz neue hinzunehmen können.

Die ungeheure Ausdehnung, die Leere und die Dürre, die anscheinende Unfruchtbarkeit und die Verwüstung durch tropische Regengüsse, die ganze rohe Macht und das Ungeheuerliche der elementaren Gewalten hatte mich zuerst erschreckt und mit dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit erfüllt; bei näherer Betrachtung erkannte ich jedoch, daß die Kultur Mittel finden würde, um die zerstörenden Kräfte in schaffende umzuwandeln, wenn auch die riesenhafte Entfaltung der ersteren ein entsprechend großes Kapital, entsprechend große Arbeit und einen selten kühnen Geist forderte. Die Lieblichkeit der Landschaft im hinteren Hereroland, bei Windhoek und Rehoboth, die wenigen, aber üppigen Kulturen, die Mengen kraftstrotzender Rinderherden und vor Allem das ideale gesunde Klima sprechen zu Herz und Verstand. Das sanfte und offene Wesen der im Lande ansässigen Deutschen, ihr christlicher Sinn, ihre Häuslichkeit, ihre Gastfreiheit, Wohlhabenheit und immer heiteres Wesen waren ein lebendiger Beweis dafür, daß hier der Europäer Wurzel fassen konnte, ohne seine Eigenart einzubüßen. Dem gegenüber stand der riesige Kaffer mit seinen vielen schlechten Eigenschaften, aber mit seinem Kinderherzen, willig und lenksam, wo er mit Güte gezogen wurde, daneben der Berg-Damara, ein kräftiger Schlag, der sich zu jeder Arbeit eignete, und dann der Hottentotte mit allen nur denkbar schlechten Eigenschaften und der Verdorbenheit, welche durch die Halbkultur und den Schnaps noch verschlimmert wurde. Da fühlte das Herz wohl, daß sittlich und wirthschaftlich geholfen werden mußte, und daß die Missionare allein mit dem Geist unter den Geistlosen nicht mächtig genug waren, und meine Augen richteten sich nach Windhoek, wo das Banner des Deutschen Reiches, Schutz und Thatkraft verbürgend, über den Dächern flatterte.

Neuntes Kapitel.

Politik und Koloniſation in Windhoek.

Allgemeine Verſtimmung. — Abweiſende Haltung der deutſchen Behörde. — Hendrik Witbooi, Samuel Maharero und die Baſtards. — Das Siedelungsunternehmen in Kl. Windhoek.

Im Auguſt des Jahres 1892 war die Lage im Schutzgebiet keine hoffnungsvolle. Die Verwaltung verhielt ſich nach wie vor den Eingeborenen gegenüber paſſiv und unterſtützte die im Lande befindlichen Europäer weder im Handel, noch ſchützte ſie ſie gegen die Uebergriffe der Farbigen. Die Beſiedelung des Landes kam durchaus nicht in Fluß, und das Kapital des Weltmarktes ſah anſcheinend in Damaraland keine günſtige Gelegenheit zur Anlage. Die Hereros wollten keine Ochſen mehr verkaufen, da die Einfuhr von Waffen und Munition unterſagt worden war, und ſelbſt Hendrik Witbooi lieferte dem Handel nicht mehr die Erzeugniſſe ſeiner Raubzüge, welche doch jährlich mehrere Tauſend Rinder auf den Markt gebracht hatten. Kein Wunder daher, daß die Stimmung unter den Weißen flau und unluſtig war. Sie ſahen keinen Aufſchwung im Geſchäft, keinen Fortſchritt in der allgemeinen Entwickelung und mußten den Unwillen der Eingeborenen über die Maßregeln der Regierung tragen. Der Handel wurde durch die Munitionsſperre und das Jagdgeſetz geſchmälert und vertheuert, und die Behörde zeigte in ihrem Umgang mit den Europäern Gleichgültigkeit, Mißtrauen und wenig Wohlwollen.

Hendrik Witbooi hatte zwar im letzten Jahre wenig Raubzüge unternommen und ſchien des langen Haders müde zu ſein; aber wer konnte dem ſchlauen Fuchs trauen? Man behauptete vielfach, daß Hendrik den Frieden wollte, und es iſt kein Zweifel darüber, daß er Schritte in dieſer Richtung gethan hat; andererſeits wurde er aber auch

alljährlich noch aus Griqualand mit frischen Pferden versorgt, und es ist anzunehmen, daß auch Waffen und Munition ihren Weg nach Hornkranz und Gibeon fanden, obschon die Kaiserliche Regierung niemals einen Munitionsschmuggler ertappte. Die heimathlichen Zeitungen pflegten sich in die Brust zu werfen und urbi et orbi zu verkünden, daß dem bösen Hendrik Witbooi seit mehreren Jahren die Munitionszufuhr durch die Verwaltung des Schutzgebiets abgeschnitten worden wäre, und daß nur gewissenlose englische Händler einige Patronen über die Grenze zu schmuggeln versuchten. Auf welche Weise die auf das Weichbild von Windhoek beschränkte Gewalt der Regierung diese Absperrung in dem von Beamten und Truppen gänzlich entblößten Groß-Namalande ausführte, hat in Südafrika Niemand jemals erfahren.

Es bestand kein Gesetz, welches den Munitions- oder Waffenhandel mit Hendrik Witbooi untersagte, und es war den Händlern gar nicht zu verübeln, wenn sie ihren Verdienst suchten, wo sie ihn ungestraft finden konnten. Weshalb sollte auch Hendrik nicht ebenso gut Munition erhalten wie die Hereros, da er doch mit der Regierung auf durchaus freundschaftlichem Fuße stand! Gegen das Ende des Jahres 1892 hatte sich sogar das persönliche Verhältniß der Regierungsvertreter mit den Unterführern Hendriks noch verbessert, und die letzteren waren häufig zu Einkäufen und Besprechungen nach Windhoek gekommen.

Die Hereros waren im Jahre 1892 recht mißmuthig und unzufrieden geworden, und die alten Klagen traten mit erneuter Heftigkeit auf. Die Neutralität der Regierung und ihre Gleichgültigkeit gegen Hendriks Raubzüge ärgerte sie, und die Sperrung der Munitionszufuhr erweckte in ihnen das Mißtrauen in die friedlichen Absichten, von denen ihnen früher viel, jetzt aber gar nicht mehr gesprochen wurde. Die Abberufung des unter ihnen wohnenden und sehr zugänglichen Kanzlers Nels und der geringe Verkehr, welchen sein Nachfolger mit ihnen unterhielt, verletzte sie tief.

Der Neger ist ein Kind, der Herero aber ist das stolze Kind reicher Eltern, welches in freier Unabhängigkeit geboren ist und eine Menschenklasse, die über ihm steht, nicht kennt und nicht anerkennt, und das mit Recht! Die Hereros waren frei und glücklich, obschon sie keinen Gott kannten, aber sie ehrten als echtes Naturvolk Vater und Mutter, und der Wille des Familienhauptes war ihnen ein Gebot, dem sie williger folgten als manche civilisirte Nation ihren Tausenden kunst-

voller Gesetze. Da kamen die Missionare und lehrten sie Gott, seine Barmherzigkeit, aber auch ihre eigene Sündhaftigkeit kennen. Enthielt diese Frucht vom Baume der Erkenntniß nicht schon eine Gefahr, welcher die kindliche Schwachheit eines heidnischen Gemüths nicht gewachsen ist? Ist es nicht unnatürlich, daß ein heiteres Gemüth, welches keine Zweifel und keine Seelenpein kennt, die auf den Sühnetod des Erlösers aufgebaute Religion der Armen und Unglücklichen verstehen soll? Doch wir wollen darüber nicht an dieser Stelle rechten, wo das Eine mit unauslöschlichen Buchstaben geschrieben werden muß, daß die Mission das Gute und Heilsame will. Diesen Willen zum Guten fühlen alle Eingeborenen durch, und da sie ihn selbst nicht besitzen, ist er unter ihnen sieghaft: sie fühlen ihre eigene Unwürdigkeit. Die Missionare sind gut, ihr Haus und ihr Familienleben ist rein, ihre Demuth und ihr Pflichteifer bewundernswerth, und die Eingeborenen verstehen und verehren diese Eigenschaften, wenn sie ihnen auch oft sehr unbequem sind. Diese Kultur lassen sie sich wohl gern gefallen, aber jetzt kommt die zweite Kraft, welche unter ihnen wirksam ist. Neben dem Missionar hält der Händler seinen Einzug. Auf hochbeladenem Wagen sind Kleider für Männer und Frauen, sind Getränke und Schießgeräthe vorhanden, und der Handel beginnt mit der Lockung der leicht erregbaren Gemüther und endet damit, daß die Habgier des Weißen nur zu deutlich zu Tage tritt. Nun halten Eitelkeit, Trunksucht, Wollust und Rohheit ihre Ernte, der Vater verkauft seine Tochter und das Weib ihre Ehre für Kleider und Tand, der Mensch wird zur Bestie durch den Genuß ekelhaften Fusels, die Habgier des Händlers drückt dem Schwarzen den Hinterlader in die Hand, Habgier entfesselt Habgier, und die heulende Rotte zieht auf Krieg und Raub aus. Die Verständigeren unter den Hereros sahen die Gefahren dieser Versuchungen wohl ein und wünschten, sie zu bannen, ebenso wie jeder ihrer Häuptlinge den Spirituosenverkauf an seine Leute verurtheilt und denselben nur als Prärogative seiner Person beibehalten möchte. Ja, es scheint mir beinahe, als ob ein dunkles Gefühl die Hereros ahnen ließe, daß die Segnungen der Kultur ein zweischneidiges Schwert sind, daß der Weg zu ihnen ein langer und mühseliger ist, und daß das Ende ihre eigene Zerrüttung sein wird. Sie hatten nicht nur dunkle Ahnungen von einer zukünftigen Knechtschaft, sondern sie kannten die Geschichte der Zulus und Matabeles, der Fingos und Bamangwatos und anderer südafrikanischer Stämme

gut genug, um eine bestimmte Vorstellung von dem einzig möglichen Ende der den Neger beglücken sollenden Kultur zu haben. Die Hereros sind Fatalisten und werden sich unter das beugen, was sie als unvermeidlich vorausgesehen haben, ja, Samuel Maharero hat einmal erklärt, daß er und seine Leute nicht eine Hand erheben würden, wenn die Deutschen auf die Kaffern schössen, denn, so sagte er, die Deutschen würden doch die Stärkeren bleiben. Man glaube aber nicht, daß dieser Fatalismus, daß dieses Gefühl der Schwäche oder auch die Feigheit die Hereros von jeder Feindseligkeit gegen die deutsche Herrschaft abhalten wird, oder daß die vielen Nadelstiche leicht vergessen werden! Einen offenen Kampf, eine Zusammenrottung und Machtentfaltung der Kaffern wird das Eindringen der Europäer nicht zeitigen, aber die Greuel eines Guerillakrieges, Verrath und Meuchelmord und bestialische Verbrechen an unseren Weibern und Kindern werden die Früchte sein, die es mit Sicherheit tragen wird, und deren Reife keine Regierung, keine Truppenmassen und keine Macht der Erde hintan zu halten vermag, sondern nur Gott allein! Deshalb sei jede Frivolität, jeder Leichtsinn, jede gemeine Leidenschaft und jeder Hochmuth aus den Herzen derjenigen Männer gebannt, welche, gleichviel ob als Missionare oder Beamte, als Händler oder als Soldaten zum Werke der Kultur hinausziehen, und sittlicher Ernst und brüderliche Liebe trete an ihre Stelle. Nicht schroffe Befehle, nicht Drohungen und Hochmuth zeige die Regierung den Schwarzen, sondern Wohlwollen und Langmuth. Vergesse sie niemals, daß sie mit unmündigen Kindern zu thun hat, die, wenn sie auch manchmal sehr ungezogen, ihr doch von Gott zur Erziehung anvertraut sind. Gewiß wird es oft nöthig sein, die Kanonen auffahren zu lassen und dem Eingeborenen mit dem Gewehr in der Hand zu begegnen, aber in der Regel wird die versöhnliche Rechte, ein gerader Sinn und das sich stets gleichbleibende Wohlwollen Mißtrauen, starren Sinn und zornige Aufwallungen auch ohne Waffe besiegen. Am Schlusse dieser Betrachtung stehe daher der Grundsatz, welcher jedem Weißen und der Regierung im Verkehr mit den Hereros als Richtschnur dienen sollte: Captatio benevolentiae!

Diesen Grundsatz hatte der stellvertretende Kaiserliche Kommissar, Hauptmann v. François, allerdings nicht befolgt. Er beschränkte seinen Verkehr mit den Hereros auf gelegentliche geschäftliche Briefe, welche er mit Samuel Maharero als dem Oberhäuptling wechselte, beantwortete

die Briefe des Häuptlings von Omaruru, Manasse Tjiseseta, gar nicht oder abweisend und vermied es, den Ort Otjimbingue anders als ganz flüchtig zu besuchen. Einem freundlichen Verkehr und langen Unterredungen, wie sie die Kaffern lieben, wich er aus und berührte bei seinen vielen Reisen nur einmal im Jahre 1890 das bewohnte Hereroland von Okahandja bis Waterberg. Die Folge dieses Benehmens war, daß unter den Hereros eine Mißstimmung gegen die Regierung bestand, welche allerdings mit einer antideutschen Gesinnung nichts zu thun hatte, sondern zum größten Theile persönlicher Natur war. Selbst die Munitionssperre und das allgemeine Mißtrauen der Kaffern gegenüber der weißen Rasse wäre nicht zum Ausdruck gekommen, wenn man die bitteren Pillen durch freundliche Worte und offenes Wesen versüßt hätte.

Samuel Maharero mußte in der Kaiserlichen Regierung die beste Stütze seiner Machthaberschaft sehen; denn wie ich schon erwähnt habe, war er nicht der rechtmäßige Erbe seines Vaters und wurde vielfach angefeindet. Durch die Anerkennung des Kaiserlichen Kommissars jedoch, welcher auch diejenige Hendrik Witbooi's und des Bastardhäuptlings folgte, hatte er an Anhang gewonnen und wurde in allen Sachen der äußeren Politik als Führer seines Volkes anerkannt. Im persönlichen Verkehr mit der Regierung entbehrte Samuel Maharero daher durchaus nicht der Gewandtheit und Zuvorkommenheit, und seine Friedensliebe unterlag damals sowie heute keinem Zweifel, aber bei der großen Zurückhaltung, die der Kaiserliche Kommissar dem schwarzen Häuptling gegenüber stets beibehielt, mußte dieser rathlos zwischen der friedlich gesinnten christlichen Partei und der trotzigen nationalen Hälfte hin und her schwanken.

Als nun Hauptmann v. François im August 1892 mit Samuel Maharero Verhandlungen anknüpfte, welche auf ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Hendrik Witbooi abzielten, verhielt sich Samuel abwartend und theilte sogar die Annäherungsversuche des Hauptmanns an Hendrik mit, wahrscheinlich um diesen zum Frieden zu bewegen. So führten die Pläne des Herrn v. François nur zu einem negativen Resultat, ja der Erfolg war dem von der Regierung gewünschten gerade entgegengesetzt, indem Hendrik Witbooi daraufhin sich mit Samuel zu verständigen suchte, in der richtigen Erkenntniß, daß in der Annäherung der Regierung an die Hereros die erste ernstliche Gefahr für ihn selbst läge. Hätte zu jener Zeit Hauptmann v. François das persönliche

Vertrauen der Hereros besessen und eine gewisse Personalkenntniß der zu Führern geeigneten Leute gehabt, und hätte er selbst oder durch einen Untergebenen diese Leute sammeln, anfeuern und mit Benutzung ihrer Eigenart ins Feld führen lassen, so hätte er zwar keine Witbooi-Truppe in der Hand gehabt, aber er hätte das menschenleere Land mit einer Schaar beutegieriger, verwegener Gesellen bedeckt, welche keinem Hottentotten das Leben geschenkt hätten und ihm gute Kundschafterdienste geleistet haben würden. Wie die Sachen aber um jene Zeit standen, hatte Samuel Maharero aus vielen kleinen, meist persönlichen Gründen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Regierung zu schwach wäre, um ihn gegen die Hottentotten zu beschützen, und daß ihr Wohlwollen kein redliches wäre.

Nachdem nun der Plan des Hauptmanns v. François, die Hereros zu Bundesgenossen zu werben, gescheitert war und Hendrik Witbooi dem Samuel das Anerbieten eines ehrlichen Friedens gemacht hatte, beschlossen diese beiden Parteien, den Häuptling der Bastards von Rehoboth, Hermanus van Wyk, zum Vermittler zu wählen. Nach sehr langen Unterhandlungen setzte Witbooi in seinem Dünkel die Bedingungen des Friedens auf eine Zahlung von 3000 Rindern fest. Auf diese Bedingung ging Samuel Maharero nicht ein, und die Verhandlungen zogen sich immer mehr in die Länge. Man behauptete vielfach, daß Hermanus van Wyk ein falsches Spiel getrieben hätte, und daß auch Hendrik und Samuel es nicht ernst mit dem Frieden gemeint hätten, sondern vielmehr ein Bündniß planten, dessen Spitze sich gegen Windhoek richten sollte. Ich selbst glaube nicht daran, daß dieser vielleicht im tiefen Innersten einer jeden farbigen Brust vorhandene Wunsch jemals in Worte gekleidet wurde, geschweige denn hätte zur Ausführung gelangen können. Die Einigkeit des Handels bei zwei Rassen von einer so eingewurzelten Feindschaft, wie sie zwischen Kaffern und Hottentotten seit mehreren Jahrhunderten besteht, erscheint mir undenkbar. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß es diese Befürchtung war, welche den Hauptmann v. François bewogen hat, das Schwert gegen die Hottentotten zu ziehen und zu diesem Zwecke um Verstärkungen aus der Heimath zu bitten.

Die Bastards selbst machen einen kraftvollen, urgermanischen Eindruck und zeigen ein offenes und kühnes Auge; aber ihr Wesen ist bei politischen Verhandlungen zurückhaltend und scheu und entbehrt nicht

einer gewissen Verschlagenheit, welche unangenehm berührt! Wenn man aber bedenkt, welches unstete Leben diese Bastards seit ihrer Jugend geführt hatten, wo die Boeren und Engländer sie aus der Kapkolonie verdrängten, welchen Verfolgungen sie ausgesetzt und in welche unaufhörlichen Kriege sie seit zwanzig Jahren verwickelt waren, welchen Verrath und welche Schändlichkeiten sie erduldet hatten, dann begreift man jene kühle Zurückhaltung und anscheinende Unsicherheit, welche diese Hünen zur Schau trugen. War doch weder auf Hendrik Witbooi noch auf Samuel Maharero ein Verlaß, und hatte doch die deutsche Regierung mit der auch ihnen gegenüber beobachteten „Unparteilichkeit" nicht Vertrauen, sondern vielmehr nur Mißtrauen geerntet. Wäre die Regierung ein einziges Mal durch irgend einen öffentlichen Akt für die Bastards eingetreten, so wären diese ganz auf ihrer Seite gewesen! Statt dessen wurden sie durch ganz zwecklose Ausübung der Hoheitsrechte vor den Kopf gestoßen, wurden gemaßregelt und hart angelassen, so daß diese naiven und empfindlichen Gemüther sich nicht als Freunde behandelt fühlen konnten. Es hatte sich bereits eine große Partei unter den Bastards gebildet, welche die absolute Neutralität oder die Annäherung an die Hottentotten wünschte. Das Erstere bedeutete zwar nur ein Abwarten, bis die Entscheidung gefallen war, während die letztere Absicht insofern erklärlich erschien, als die Mischlinge vor Hendrik etwas galten, von der deutschen Regierung aber nur eine verächtliche Behandlung erwarteten. Wie ich im Verlaufe des Krieges gegen Witbooi erzählen werde, schwankten die Bastards lange, auf welche Seite sie sich schlagen sollten, und stellten schließlich dem Hauptmann v. François die Alternative, entweder ihre Waffenbrüderschaft anzunehmen und sie zu schützen, oder sie in das Lager des Feindes übergehen zu sehen. Hermanus van Wyk hat mir im Oktober 1892 erzählt, daß er den Kaiserlichen Kommissar gebeten habe, die Friedensvermittelung zu übernehmen, ein Ansuchen, welches jedoch zurückgewiesen worden wäre! Infolgedessen glaubten die Bastards, wie auch Hendrik und die Hereros, daß die Regierung es mit Keinem halte, um später über Alle herfallen zu können. Nach meiner Meinung hätte eine Friedensvermittelung des Kaiserlichen Kommissars und eine erhebliche Verstärkung der Schutztruppe, welche ein aufgehobener Finger gewesen wäre und eine Absperrung Hendriks von jeglicher Kriegszufuhr ermöglicht hätte, einem Kriege vorgebeugt oder wenigstens den Gegner geschwächt und der Truppe

Zeit gegeben, sich mit den Erfordernissen des Landes vertraut zu machen. Da dieses unterlassen wurde, so wurde der Krieg mit einer ungeübten Truppe gegen einen ungeschwächten Gegner geführt und kostete mehr Menschenleben, Zeit und Geld, als nöthig gewesen wäre.

So hatte sich aus Mißdeutungen und Mißtrauen ein Knoten geschürzt, welcher auf die Lösung durch das Schwert harrte!

So herrlich uns Windhoek auch in den ersten Tagen nach der langen und mühseligen Reise erschienen war, so träge flossen bald die Wochen in der Eintönigkeit des Daseins dahin. Die Jagd auf Perlhühner und Fisans, welche wir in den Nachmittagsstunden ausübten, um unseren Spaziergängen ein Ziel zu geben, das mühevolle und oft erfolglose Pürschen auf Kudus, ja selbst unsere Ritte in die Umgebung verloren bald ihren Reiz. Die Post ließ endlos auf sich warten, und acht Tage, nachdem sie angekommen und die letzte Zeitung durchstudirt war, begannen drei Wochen der Sehnsucht nach neuen Nachrichten. Wohl half uns die afrikanische Gleichgültigkeit darüber hinweg, aber es plagten uns die Gedanken an unsere Lieben in der Heimath, die ja gestorben und begraben sein konnten, ehe wir die Kunde davon erhielten, die Besorgniß über die politischen Verhältnisse des Vaterlandes, über den Ausgang des Schulgesetzes und am meisten die Erfolge der Kolonialdebatten. War endlich jene große Gesellschaft gegründet worden, welche die wirthschaftliche Erschließung dieser Kolonie mit bedeutenden Kapitalien in Angriff nehmen sollte, oder dauerte der Skeptizismus oder die zwecklose Kolonialschwärmerei des deutschen Philisters weiter, und sollten neue Läppereien mit fünfstelligen Zahlen ohne Kenntniß des Landes den vielen bereits begrabenen Unternehmungen dieser Art folgen? Wahrlich, wir hatten ein Recht dazu, skeptisch zu sein, und wurden darin noch bestärkt, als eines Tages der neue Vorsteher der Bergbehörde, Referendar Duft, in Windhoek eintraf und die Bildung einer Siedelungsgesellschaft ankündigte, welche beabsichtigte, kleine Leute im Thal von Kl. Windhoek mit einer gemeinsamen Viehweide anzusiedeln. Das Kapital der Gesellschaft zeigte eine jener fünfstelligen Zahlen, und die Leute waren arm. Ein Dampfer mit fünf Familien sollte bereits unterwegs sein und konnte in wenigen Tagen in Walfischbay eintreffen. Ich sagte „sollte", denn wir trauten dem Frieden nicht recht, da wir schon zu viele deutsche Dampfer mit Ansiedlern erlebt hatten, die nie angekommen waren, und jedesmal hatte der Zusatz gelautet: „Aber diesmal ganz

gewiß.“ Wir entsandten trotzdem mehrere Ochsenwagen zur Abholung der Kolonisten nach der Küste und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Aber diesmal war es wirklich wahr! Noch im August langte ein Wagenzug mit Ansiedlern auf Windhoek an, nur waren es nicht fünf Familien, sondern nur zwei, nämlich ein älterer Oberamtmann Nitze mit seinem Sohn und ein Lieutenant a. D. Stoß mit Frau. Beide hatten Grundstücke von je vier Morgen auf dem Gebiet der Siedelungsgesellschaft, dem Thal von Kl. Windhoek und der sich nach Osten erstreckenden Weide, welches von der Regierung der Gesellschaft kostenfrei überlassen worden war, gekauft und sollten im Thal von Kl. Windhoek wohnen, um den Schutz der Truppe und das Absatzgebiet von Gr. Windhoek zu haben. Hauptmann v. François war zum Vertreter der Gesellschaft ernannt und ermächtigt worden, noch andere Leute aus dem Lande selbst dort anzusiedeln, wozu sich auch sofort der bereits erwähnte Ludwig und ein Deutscher, Nissen-Laß mit Namen, meldeten, welchen Beiden bereits mehrjährige Erfahrungen aus Griqualand und dem Transvaal zur Seite standen.

Ich muß nun auf die Geschichte der Siedelungsgesellschaft näher eingehen. Ihr intellektueller Urheber war Hauptmann v. François, welcher es sich hatte angelegen sein lassen, durch häufige Berichte und Anpreisung eine Besiedelung der Umgebung von Windhoek ins Leben zu rufen, als deren zweckmäßigsten Ausgangspunkt er das Thal von Kl. Windhoek mit seinen reichlichen Quellen und gutem Gartenland bezeichnete. Daraufhin hatte sich eine Gesellschaft gebildet, welche von der Regierung das erwähnte Thal mit vorläufig noch unbegrenztem Weidegebiet für die Gegenleistung der Besiedelung erhielt. Die Absicht dieser Gesellschaft war eine gute. Ihr Kapital sollte nur mit 4 % verzinst werden, im Uebrigen jedoch ganz den Ansiedlern zu Gute kommen, die aus den kleinen Leuten oder solchen ohne Kapital gewählt werden sollten. Es bestand der Plan, diesen Ansiedlern ein Darlehen von 3000 Mark und vier Morgen bewässerbaren Gartenlandes nebst Weidebenutzung zu geben, wofür ihre Gegenleistung in Hausbau, Seßhaftigkeit, Bearbeitung des Gartens und in sehr geringen Abgaben bestehen sollte, welche sich nach der Kopfzahl des Viehes richteten und das Grundstück nach einer Zeit von höchstens fünfzehn Jahren zum Eigenthum des Inhabers machten. Dieser konnte nicht gekündigt werden,

haftete aber natürlich für die Zahlung der Abgaben und des Darlehens, welche Verpflichtungen er jedoch mit Einwilligung der Gesellschaft an einen Anderen übertragen konnte.

So weit waren, wie gesagt, die Absichten und Forderungen der Gesellschaft gute und billige, aber wie stand es mit ihrem praktischen Werth? Reichte das Wasser und das Land im Thal von Kl. Windhoek für mehr als sechs Ansiedlerfamilien aus? Bot Gr. Windhoek einen genügenden Absatz für die schnell vergänglichen Erzeugnisse der Gartenkultur? War eine Gartenwirthschaft überhaupt lebensfähig, und reichten nach der Ernährung der Familie und der Arbeiter die Ueberschüsse dazu aus, um die Familie zu kleiden, ihr Handwerkszeug zu ersetzen, ihr Haus zu bauen und zu unterhalten und die sonstigen, wenn auch noch so gering veranschlagten Bedürfnisse dieser Leute zu decken? Reichten endlich die Ueberschüsse des Gartens zum Ankauf von Vieh hin?

Alle diese Fragen müssen auf das Entschiedenste verneint werden! Wie sich in der Folge zeigte, genügte das Wasser der Quellen auch in zwei guten Jahren für nicht mehr als sechs bis acht Familien, welche, wohlgemerkt, ihr Gartenland berieseln wollten und sich nicht auf Trinkwasser beschränkten. Von dem Tränken einiger Hundert Stück Groß- und Kleinvieh war gar nicht zu reden. An Gartenland wäre wohl für mehr als acht Familien vorhanden, aber dasselbe hat wenig Werth, wenn das Wasser zum Berieseln fehlt. Die tropischen Regen der nassen Jahreszeit schlagen meist die Saaten und Früchte nieder und verderben dieselben, ehe sie zur Reife gelangen; man nutzt daher die trockene, regenlose Zeit mit ihren kühlen Nächten und ewigem Sonnenschein zur Ernte aus, aber dann muß man berieseln!

Das Absatzgebiet von Gr. Windhoek hat wohl zeitweise genügende Kaufkraft besessen, theils durch die Anwesenheit eines großen Theils der Schutztruppe, welche stets bereit war, Milch, Butter, Eier und Gemüse zu guten Preisen zu kaufen, theils durch die Anwesenheit von Händlern und Beamten, aber als ein sicheres Absatzgebiet ist Gr. Windhoek nicht zu bezeichnen, da die Schutztruppe, abgesehen davon, daß sie verringert werden wird, bald hierhin, bald dorthin zieht, und endlich auch hier ein Jeder bestrebt ist, alle diejenigen Produkte selbst zu erzeugen, welche Kl. Windhoek auf den Markt bringt. Es wären also auch nur gerade genügende Abnehmer für die Erzeugnisse von sechs bis acht Ansiedlern vorhanden.

Auf die dritte Frage, ob eine Gartenwirthschaft überhaupt lebensfähig ist und ob ihre Produkte einen Erlös abwerfen, welcher genügt, um die Bedürfnisse einer Familie zu bestreiten, muß ebenfalls mit nein geantwortet werden. Nehmen wir z. B. eine Familie von sechs Köpfen, also außer Vater und Mutter vier Kinder, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, arbeitsfähig sein mögen, so haben Mutter und Tochter mit Kochen, Waschen, Flicken und sonstiger Hausarbeit sowie mit der Erziehung der Kleinen vollauf zu thun, während Vater und Sohn den Garten bestellen. Hier ist während des ganzen Jahres Arbeit, welche die Hülfe eines Schwarzen erheischt, zur Saat- und Erntezeit aber noch mehr Hände erfordert. An Vieh wird auch etwas vorhanden sein, was, gleichviel ob zehn oder dreihundert Köpfe, wieder einen Schwarzen nöthig macht. Wir haben also vier Europäer und zwei Eingeborene, welche aus den Erträgnissen von vier Morgen ihre Gemüse- und Brotkost, ferner ihre Kleidung, ihren Lohn, ihr Werkzeug und Anderes mehr bestreiten wollen. Die vier Morgen werden die sechs Personen gut beköstigen, dagegen ist unter den bestehenden Verhältnissen auf mehr nicht zu rechnen und auf einen Ueberschuß, welcher zu Ersparnissen führt, auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht.

Von dem Kapital von 3000 Mark wären die Ueberfahrt von Hamburg nach Walfischbay im Zwischendeck mit je 250 Mark gleich 1000 Mark, ferner die Ausrüstung mit Werkzeug und Sämereien, der Transport von der Küste bis Windhoek und die Lebensmittel bis zur ersten Ernte zu bestreiten, so daß die 3000 Mark bereits bei der Ankunft in Windhoek verausgabt sind. Nehmen wir aber den günstigen Fall an, daß unsere Familie diese 3000 Mark noch besitzt, so wird sie dieselben auf den Bau eines ganz einfachen Häuschens, welches ich auf 1000 Mark berechnen will, verwenden, und es werden ihr 2000 Mark für den Ankauf von Vieh übrig bleiben. Eine Kuh kostete im Jahre 1891, wo die Nachfrage sehr gering war, 40 Mark, im Jahre 1893, bei sehr geringer Steigerung der Nachfrage aber schon 100 Mark, ein Schaf und eine Ziege fünf bis zehn Mark. Nehmen wir die Mitte des Preises und den Durchschnitt in der Qualität des Viehs in Bezug auf Alter und Zucht, so erhalten wir einen Preis von 60 Mark pro Kuh und sieben Mark für das Stück Kleinvieh, so daß unsere Normal-Familie für 2000 Mark 30 Kühe und 30 Schafe und Ziegen erwerben kann.

Wir wollen nun annehmen, daß unsere Familie in der Einsicht, daß der Grünkramhandel keine Ueberschüsse abzuwerfen vermag, ihre Existenz auf den Besitz dieser kleinen Herde gründen will und ihre Hoffnung zuerst auf die Milchwirthschaft setzt. Es ist nicht zu berechnen, welche Erträge das Milchvieh liefert, denn diese richten sich nach der Weide und nach der Entfernung derselben, und die Art der Weide wieder richtet sich nach dem Regen, welcher sehr unbestimmt ist. Meine persönlichen Erfahrungen werden einen Begriff geben können. Wir hielten zu vier bis sechs Europäern auf Gr. Windhoek bei guter naher Weide 50 Kühe, welche so ausgewählt waren, daß je zwölf Stück alle drei Monate kalbten und infolgedessen drei bis vier Monate lang Milch gaben. In der Regenzeit hatten wir vollauf, d. h. an dreißig Liter täglich, so daß wir buttern konnten und Milch zum Kaffee hatten, während wir jedoch die Kochbutter stets kauften oder das Fett des Rindes oder Schafes zu Hülfe nahmen. In der trocknen Jahreszeit, d. h. von Mai bis Dezember, hatten wir aber kaum zehn Liter täglich und konnten gar nicht daran denken, zu buttern, was wunderbar erscheinen mag, wenn man den Maßstab hiesiger Milch anlegt, aber begreiflich ist, wenn man den geringen Fettgehalt der Milch bedenkt, welche auf den dürren südafrikanischen Steppen genährt wird.

Die Erfahrungen der Ansiedler im Frühjahr 1893 waren folgende: Der ehemalige Reiter Meiburg hielt 70 Kühe und verkaufte ungefähr drei Monate lang täglich für neun Mark Milch an die Leute der Schutztruppe, dann aber hatte die Herrlichkeit ein Ende, die Kühe wurden trocken, die Weide in der Nähe war zertreten, der Weg zu der noch frischen war weit, und die Kälber brauchten die Milch der Kühe selbst. Später kam die Lungenseuche in Meiburgs Herde und verringerte sie bedeutend. Ein Fräulein v. Hagen, welche ebenfalls ihr Glück als Farmerin in Afrika versuchen wollte, kaufte in richtiger Würdigung der Verhältnisse ebenfalls an 100 Kühe und machte zuerst gute Geschäfte mit Milch, theilte aber später, wie alle anderen Ansiedler, das Schicksal Meiburgs. Das Resultat dieser Betrachtung ist also, daß auch die Milchwirthschaft keinen sicheren Gewinn für die Ansiedler von Kl. Windhoek abzuwerfen vermag.

So kommen wir zu dem dritten und letzten Punkte, welcher eigentlich der erste und einzige Gesichtspunkt bei diesem ganzen Siedelungsunternehmen hätte sein müssen, auf die Viehzucht.

Die Viehzucht ist das Element des Südafrikaners. Die Zulus, die Matabeles, die Bamangwatos, die Basutos und in unserem Lande die Namas und Hereros treiben Viehzucht, der holländische Einwanderer, der Boer, hat sie von ihnen gelernt und lebt von ihr seit drei Jahrhunderten, und der Engländer hat dieselbe Viehzucht aufgefaßt, veredelt und zu jenen ungeheuren Erträgnissen an Wolle gebracht, welche von London aus den Weltmarkt beherrschen. Wie sollten wir uns da mit einigen hunderttausend Mark und einigen zwanzig Menschen der Welt und der Natur entgegenwerfen, um dem Boden und den Verhältnissen etwas abzutrotzen, was sie uns nicht zu geben vermögen?

Es ist nun aber zweifellos, daß eine Viehwirthschaft mit dem Wohnsitz im Kl. Windhoeker Thale, d. h. also dergestalt, daß das Vieh des Morgens zur Weide auszieht und des Abends zur Heimstätte zurückkehrt, nicht möglich ist, und dieses hat die folgenden Gründe. Ich muß hier wiederholen, was ich schon bei Gelegenheit meiner Schilderung der näheren Umgebung von Windhoek kurz ausgeführt habe. Das Thal von Kl. Windhoek selbst ist mit Heimstätten ausgefüllt und bietet keine Weide; es ist von schroffen Bergwänden eingeschlossen, an denen nur Ziegen gern umherklettern. Es erstreckt sich von Ost nach West und mündet in ein anderes Thal, welches, ebenfalls von Bergen eingeschlossen, sich mehrere Stunden weit nach Norden zieht. Direkt gegen Osten sind wohl sanftere Hänge vorhanden, aber das Gras auf denselben ist hart und das Klettern zwischen den Steinen mühselig, so daß das Vieh ermüdet, ehe es satt geworden ist. Dazwischen liegen Thäler mit meterhohem üppigen Grase, aber der scharfe Beobachter wird sehen, daß selbst am Ende der trockenen Zeit, der Hungerperiode, das Gras wohl zertreten, aber nicht gefressen ist. Auf schmalen Pfaden zieht das Vieh im Gänsemarsch jeden Morgen und jeden Abend durch dasselbe hin, aber es berührt die Gräser nicht, die hart und sauer sind. Das Element des südafrikanischen Viehes ist die Fläche, Blakte, wie der Boer sagt, die Steppe, wie wir sie richtiger bezeichnen würden. Ob sie ganz eben oder leicht gewellt, ob sie an der Kalahari oder an der Küste, bei Ottavi oder am Oranje-Fluß liegt, ob sie trocken oder feucht ist, gleichviel, die Steppe ist es, welche jene kraftvollen und wohlschmeckenden Gräser, Kräuter und Büsche, wie das Toa- und das sogenannte Pferdegras, den Brackbusch, den Fahlbusch, den Aschbusch, den Schafbusch und wie sie alle heißen mögen, in bunter Menge erzeugt. Hier wandert

das Vieh bequemen Schritts einher, sucht sich nach Geschmack und mit Abwechselung seine Nahrung, ist nach zwei Stunden gesättigt und legt sich auf weichem Grase zur Ruhe nieder. Eine solche Fläche beginnt nordöstlich von Windhoek auf zwei Stunden Entfernung, ist aber nur durch ein schmales Thal zu erreichen. Nun ist ein Marsch von zwei Stunden hin und zwei Stunden her, besonders, wenn er bergauf und bergab führt, eine zu große Tagesleistung für das Vieh, welches sein Futter auch noch marschirend suchen muß. Kl. Windhoek liegt also als gemeinsame Wohnstätte und Viehzucht-Station sehr ungünstig.

Auch hier mögen wieder die Erfahrungen der ersten Ansiedler sprechen!

Die Lage der Dinge wurde von diesen bereits im Mai 1893 richtig erkannt. Die meisten machten sich nicht seßhaft, bauten kein Haus und legten keinen Garten an, sondern zogen wie die Ansiedler Laß und Ludwig, die als erfahrene Afrikaner jeder eine Herde von 200 bis 300 Stück Rindvieh hielten, sich nicht auf den Milchverkauf legten, sondern ihre Viehposten weiter hinaus in die gute Weide sandten, ihrem Vieh in die östlichen herrlichen Weideflächen am Löwen- und Oliphants-Fluß nach. Nur die Starrköpfe, diejenigen, welche kein Vieh besaßen, und die Handwerker blieben zurück, aber nur die letzteren thaten recht daran, denn sie verdienten als Holz- und Eisenarbeiter in der Nähe der großen Verkehrsstraße genug, um den Garten als Luxus nebenbei zu betreiben, sich ein Haus zu bauen und einen zuverlässigen Wächter zu halten, welcher ihre Viehherde im Felde beaufsichtigte. So legten die ehemaligen Reiter Stern und Henker, ein Stellmacher und ein Schmied, eine Werkstatt in Kl. Windhoek an, bauten ein schönes Haus und hatten alle Hände voll zu thun, was bei ihrem Fleiß und ihrer Anstelligkeit hoffentlich auch heute noch der Fall ist. Ihre Bezahlung erhielten sie zum größten Theil in Vieh und mußten infolgedessen auch einen Viehposten halten. Der schon mehrmals erwähnte John Ludwig baute ebenfalls ein Wohnhaus, legte einen Bierausschank mit Kegelbahn und eine Badeanstalt in einem Wasserbecken von 50 qm Oberfläche an, welche gut reüssirten. Sein Garten hatte wohl den besten Boden nächst dem des Oberamtmanns Nitze, da er in dem früher erwähnten Wäldchen des Kl. Windhoeker Thales an einem quellenreichen Abhange lag, und war bereits im Juli 1893 in hoher Kultur. Oberamtmann Nitze hatte sich an einen gedeckten Tisch gesetzt, indem ihm

als dem ersten Ankömmling das alte Missionshaus übergeben worden war, dessen Garten bereits zwei Jahre lang in der Pflege der Schutztruppe gewesen und mit Opuntien, Blattfeigen, einem Pfirsich, einem Granatapfel und mehreren Oleanderbüschen bestanden war. Sehr viel weniger leicht hatte es der Lieutenant Stoß und seine junge Frau, welche über ein Jahr im Zelt wohnten und erst mit dem Ausroden von Bäumen und Büschen beginnen mußten. Aber der Fleiß des Mannes und der Eifer der Frau leisteten sehr viel und hätten ihnen eine gute Ernte gebracht, wenn nicht die Heuschrecken eingefallen wären und Pferde und Ochsen der Nachbarn dasjenige aufgefressen hätten, was die Heuschrecken übrig gelassen hatten. So war der arme Stoß enttäuscht, wurde auf das Krankenlager geworfen und rang an neun Monate mit dem Tode. Aber er war um viele böse Erfahrungen reicher! Eine derselben war, daß entweder kein Vieh auf einem angebauten Platze gehalten werden darf, oder die Gärten mit dichten Drahtzäunen umgeben werden müssen. Das Erstere ist aber bei einer Kleinsiedelung nicht gut möglich, das Zweite bedeutet eine Ausgabe von mehreren Tausend Mark, welche der kleine Mann in Windhoek nicht machen kann, und welche auch für den großen Mann nicht lohnend ist.

So kämen wir also zu der unbestreitbaren Folgerung, daß nur die Viehzucht lebensfähig ist, aber für den Ansiedler des Kl. Windhoeker Thales auch nur unter der Bedingung, daß er sein Vieh nicht in Kl. Windhoek hält, sondern mehrere Kilometer von dort ostwärts in das gute Weidefeld sendet, höchstens drei bis fünf Milchkühe bei seiner Heimstätte zeitweise benutzt, im Uebrigen aber auf den Milchertrag verzichtet.

Es bedarf aber wohl keiner Hervorhebung, daß unter solchen Verhältnissen die Heimstätte im Windhoeker Thale ganz werthlos ist, und daß der Ansiedler von vornherein besser thäte, auf seinen Viehposten hinauszuziehen, die dort reichlicher vorhandene Milch für sich und seine Diener auszunutzen, welche er dort gleichzeitig als Gartenarbeiter und Viehwächter benutzen kann. Einen Garten von anfänglich einem Morgen Größe wird er in der Nähe einer jeden Wasserstelle anlegen und allmählich vergrößern können, und zwei bis drei Morgen Gartenland werden ihn und sein Haus ernähren. Der Dung des Viehes ist reichlich vorhanden, und die Bewässerung entweder durch Berieselung oder durch Begießen leicht herzustellen, während alle Unkosten geringer, die Arbeiter williger und Zänkereien mit den Nachbarn ausgeschlossen sind.

Sehen wir uns aber nun die Ertragsfähigkeit der Viehzucht an. Ich kehre zu meiner Normalfamilie zurück, welche für 2000 Mark 30 Kühe und 30 Mutterschafe bezw. Ziegen erstanden hatte. Sie sendet diese Herde mit dem Wächter und seiner Familie auf einen guten Posten in der besagten Fläche, giebt ihnen die Benutzung der Milch, wofür die Verpflegung wegfällt, und einen monatlichen Lohn von 10 bis 20 Mark, welchen der Eingeborene, wenn er Zutrauen zu seinem Herrn hat und etwas billigere Preise als beim Händler erhält, in Lebensmitteln oder Kleidungsstücken erbitten wird, was eine Verbilligung des gezahlten Lohnes um etwa 25 % ausmacht. Nun überläßt er sie ihrem Schicksal. Der Wächter kommt ein- oder zweimal im Monat mit kleinen Anliegen und rapportirt über den Stand der Herde, und alle zwei Monate reitet der Familienvater oder sein Sohn einmal hinaus und zählt die gehörnten Häupter. Um eine Vermehrungsberechnung aufzustellen, will ich von etwas größeren Verhältnissen, 100 Kühen, ausgehen und einen jährlichen Zuwachs von 60 %, zur Hälfte Kuh- und zur Hälfte Bullkälber, annehmen, was nach fünf Jahren einen Bestand von 530 Stück Rindvieh ergiebt, wovon 315 Kühe und Kuhkälber und 215 Ochsen sind. Das Anlagekapital für 100 Kühe betrug 6000 Mark, während der Werth der Herde, von welcher ich 400 Stück als vollwerthig rechnen will und auf jeden Kopf einen geringeren Preis als den Einkaufspreis von 60 Mark, z. B. 50 Mark, setze, nach fünf Jahren 20 000 Mark beträgt, welche durch Absatz im Lande oder in der Kapkolonie einen jährlichen Ertrag von 160 Stück Vieh à 50 Mark = 8000 Mark abwirft. Ich füge hinzu, daß die Vermehrung um 60 % sehr gering veranschlagt ist, und daß man bei guter Aufsicht wohl auf 80 % rechnen darf, ebenso wie es wohl möglich ist, billiger als für 60 Mark einzukaufen, besonders ältere Kühe, welche allerdings wenig Milch in die Wirthschaft liefern werden, aber sich doch noch mit zwei oder drei Kälbern bezahlt machen. Der Engrospreis für vierjährige Damara-Ochsen übersteigt in der Regel 40 Mark nicht, jedoch ist es einem eifrigen Züchter leicht möglich, seine Rasse mit Afrikandervieh zu verbessern und die Preise zu erhöhen, oder die als Zugochsen Geeigneten unter seiner Herde herauszusuchen und einzufahren, so daß er ein volles Gespann oder einzelne Paare guter Vor- oder Hinterochsen von 80 bis 120 Mark pro Kopf verkaufen kann.

Unsere Familie hätte also von ihren 30 Kühen nach fünf Jahren ein Einkommen von etwa 2500 Mark, welches durchaus hinreicht, um sie zu

kleiden und ihre übrigen Bedürfnisse zu bestreiten, ebenso wie eine Hebung dieser Einnahme durch Vermehrung des Viehbestandes ohne weitere Ankäufe möglich ist. Ein Ueberschuß ist bei den Preisen aller Waaren im Lande bei 2500 Mark Einkommen aber nicht vorhanden, dagegen bei den oben erwähnten 8000 Mark sollten schon 5000 Mark zu erübrigen sein, welche in Vieh- oder Landankauf oder auf der Bank angelegt werden können.

Es erhellt aus meiner ganzen Betrachtung, daß Kl. Windhoek für eine Handwerkerkolonie und für ganz kleine Leute, welche vom Grünkramhandel gerade ihr Leben fristen wollen, wohl geeignet ist, daß es aber für den Kolonisten, welcher Afrika mit einem kleinen Kapital betritt, mag es nun 3000 Mark oder mehr sein, nicht der rechte Platz und daher auch als ein für die wirthschaftliche Entwickelung Südwestafrikas unwichtiger Faktor bezeichnet werden muß. Heinrich IV. von Frankreich wünschte, daß ein jeder seiner Bauern täglich sein Huhn im Topfe habe, ich aber wünsche und verlange, daß meine Landsleute, welche ihr Schicksal mit kühnem Muthe und freudiger Hoffnung an jene Kolonie fesseln, nicht nur ihr gutes Auskommen auf freiem Boden und unter ewig blauem Himmel finden, sondern ich will, daß sie eine bedeutende Kaufkraft für die heimischen Industrieerzeugnisse darstellen, und daß sie ein gutes Sümmchen erübrigen, welches ihre Kinder in eine ebenso gute Lage versetzt, wie sie selbst sie zurücklassen. Dieses Ziel ist nicht schwer zu erreichen, aber der richtige Weg muß eingeschlagen werden.

Ich möchte hier meine Ausführungen über das Siedelungsunternehmen im Kl. Windhoeker Thale beenden. Meine Kritik des ganzen Planes war eine im Wesentlichen negative, sie kommt auf eine völlige Verwerfung desselben hinaus! Ich habe mich aber bemüht, auch aus dem Mißerfolge dieses Versuches zu lernen. Der Leser möge mir gestatten, am Ende dieses Buches auf diesen Gegenstand zurückzukommen und meine positiveren Ansichten darzulegen.

Zehntes Kapitel.

Nach Omaruru.

Ein interessanter Auftrag. — Joachim Graf Pfeil in Windhoek. — Zur Küste. — Die englischen Expeditionen. — Vier Tage im Fegefeuer. — Schlechte Aussichten.

Im September 1892 unternahm ich mit dem Bergreferendar Herrn Duft und Herrn Privatdozenten Dr. Karl Dove aus Berlin, welch Letzterer sich zum Zweck meteorologischer Beobachtungen im Schutzgebiete aufhielt, eine Reise nach der Matchleß Mine und dem Bastardlande, woselbst Herr Duft bergmännische Untersuchungen vorzunehmen und Herr Dove Regenmesser aufzustellen beabsichtigte. Unsere Fahrt ging über Haris quer durch das Bastardland nach Rehoboth und bot den beiden Neulingen viel Interessantes; von Rehoboth aus wandten wir uns wieder nach Norden und reisten auf das Schaap-Revier zu, woselbst ein uns wohlbekanntes Brüderpaar englischer Händler wohnte. Der Ort hieß Kubabub und lag in einer der hübschesten und fruchtbarsten Gegenden des Schutzgebietes, nämlich am Südende des Awas-Gebirges, wo der Schaap-Fluß entspringt und, nach Süden fließend, eine grasige Fläche durchschneidet. Das Blockhaus der Gebrüder Tew und die ganze primitive Wirthschaft war hübsch anzusehen und war als große Viehzuchtsstation im Schutzgebiete einzig in ihrer Art, da alle deutschen Ansiedler sich dem Handel und nicht der reinen Viehzucht zu widmen pflegten.

Auf Kubabub erreichte uns ein Brief des Kaiserlichen Kommissars, welcher uns nach Windhoek zurückbeorderte, da wir zu Begleitern einer englischen Expedition ausersehen waren. Wir erfuhren von dem Ueberbringer des Briefes, daß sich eine große und kapitalkräftige Gesellschaft

gebildet habe, welche die Ausbeutung des sogenannten Kaokofeldes und die Verwerthung der Kupferminen von Ottavi in Angriff nehmen wollte. Eine große Expedition dieser Gesellschaft sollte die letzteren in Augenschein nehmen, und Duft und ich waren zu Begleitern derselben bestimmt!

War dies der Anfang einer besseren Zeit? Kam endlich Kapital und Unternehmungsgeist in unser deutsches Gebiet?

Während Dr. Dove und ich hoffnungsfroh mit dem Ochsenwagen langsam unseres Weges nach Kransnus zogen, um von hier in die große Heerstraße nach Norden einzubiegen, ritt Duft voraus nach Windhoek, um daselbst unsere baldige Ankunft anzukündigen. Dicke Wolken hatten sich am Himmel gesammelt, und am Nachmittage kam ein Regenschauer herab, welcher allerdings mit den tropischen Regen des Januar und Februar nicht zu vergleichen war, aber dennoch eine angenehme Erfrischung für Mensch und Vieh, für Büsche und Weide bot. Mit eintretender Dunkelheit kamen wir auf Aris, der letzten Wasserstelle hart unter den Awas-Bergen, an, wo wir auszuspannen beabsichtigten. Der Wagen war mir um 1 km voraus, und ich ritt langsam auf meinem trägen Pferde die Straße dahin, als ich mich plötzlich zwei Kapschen Wagonetts gegenüber befand, welche, mit der Deichsel gegen Windhoek gerichtet, ausgespannt hatten. Hinter dem einen Wagen sah ich mehrere Menschen um ein Feuer versammelt, an dem anderen saß ein jüngerer Mann mit dunklem Bart und einem breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe. Ich sah sofort, daß ich einen Europäer vor mir hatte, welcher mir unbekannt war. Der uns zurückbeordernde Bote hatte uns erzählt, daß man in Windhoek einen der Waffenlieferung an Hendrik Witbooi überwiesenen Händler französischer Abkunft, Favre mit Namen, mit einer Geldbuße von 5000 Mark bestraft habe. Wie ein Blitz durchzuckte es mein Gehirn: „Dieser Mann ist der um 5000 Mark ärmere Favre, von welchem uns Wiese erzählt hat!“ Der Reisende sah auf und richtete aus seinem rechten, mir zugekehrten Auge einen nicht gerade freundlichen Blick auf mich, der bestimmt schien, mich zu durchdringen, zu kritisiren, zu zersetzen und meine einzelnen Bestandtheile in Klassen und Rubriken unterzubringen. Mich überlief ein leises Frösteln, und ich sagte zu mir selbst: „Dieser Mann kann kein Anderer als Favre sein, denn wer sonst hätte Grund, dir mit solchem verhaltenen Grimm zu begegnen?“ In dieser Anschauung wurde ich noch

durch die Bemerkung bestärkt, daß das rechte Auge meines Gegenübers roth unterlaufen und angeschwollen war. Ich hielt mein Pferd an, wünschte auf englisch einen guten Abend und fragte den Fremden, ob er vielleicht zu Herrn Wronski gehöre. Wronski war nämlich ein deutscher Händler polnisch-jüdischer Abkunft, welchen wir bei Tew getroffen hatten, und welcher mich gebeten hatte, einen Auftrag an Favre auszurichten. Die Antwort meines Fremden mit dem blutunterlaufenen Auge war ein sehr kurzes und energisches „Nein", worauf ich sofort meines Weges ritt, nur noch mehr in der Annahme bestärkt, daß ich einen prinzipiellen Gegner des Deutschthums vor mir hätte.

Bei unserem Wagen angekommen, besprach ich mich mit meinem Reisegefährten über den mysteriösen, kurz angebundenen Fremdling, aber noch ehe wir zu einem Schluß gelangen konnten, sahen wir im Halbdunkel eine große imponirende Gestalt gerades Weges auf uns zukommen, den schwarzen Kalabreser lüften und hörten ihn uns mit den deutschen Worten begrüßen: „Die Herren sind gewiß aus Windhoek? Mein Name ist Graf Pfeil, und ich habe dasselbe Ziel wie Sie!" So war also der Schleier von dem Geheimnißvollen gezogen, und nicht der von der Regierung um 5000 Mark gekränkte Favre, sondern Joachim Graf Pfeil, einer der Vorkämpfer unserer deutsch-kolonialen Sache, stand vor uns. Diese Auflösung des Räthsels war eine sehr befriedigende, denn alle Europäer des Schutzgebietes hatten die Ankunft des Grafen Pfeil, welcher als Vertreter der Siedelungsgesellschaft Farmen ausgeben sollte, sehnlichst gewünscht, speziell Dr. Dove, welchem von der Gesellschaft ebenfalls Aufträge ziemlich allgemeiner Art geworden waren, hatte den wirklichen Vertreter, welcher mit Vollmachten ausgestattet war, dringend erwartet, um den Wünschen der Bittsteller endlich gerecht werden zu können.

Graf Pfeil lachte sehr über die Deutung, welche ich zuerst seiner mir unbekannten Person beigelegt hatte, und erzählte uns den Vorfall, welcher ihm das blutunterlaufene Auge eingetragen hatte. Auf einem Platze des Hottentottenhäuptlings Simon Kopper hatte ein Unterhäuptling dem Grafen große Schwierigkeiten gemacht, ehe er ihm gestattete, seine Ochsen zu tränken, und damit den Grafen so gereizt, daß dieser sich im Zorn auf den Hottentotten stürzte und ihm einige derbe Ohrfeigen verabreichte. So weit war die Sache ganz nach Wunsch verlaufen, aber bald kehrte der beleidigte Nama mit einer Anzahl von Gesellen zurück,

warf sich hinterrücks auf den Reisenden und versetzte diesem, welcher von einer Uebermacht festgehalten wurde, einen Faustschlag auf das rechte Auge. In diesem kritischen Augenblicke sprangen die Begleiter dem Grafen zu Hülfe und jagten die Hottentotten in die Flucht, so daß Graf Pfeil mit seinem Gegner persönlich abrechnen konnte, was denn auch so gründlich geschah, daß der freche Hottentotte auf dem Platze liegen blieb. Graf Pfeil erachtete es aber für gerathen, seine Reise unverzüglich fortzusetzen, um weiteren Zusammenstößen vorzubeugen. Simon Koppers Getreue mochten es auch in Anbetracht der zerschlagenen Glieder ihres Helden für klüger halten, die Faust des Grafen nicht noch einmal herauszufordern, und ließen ihn unverfolgt seines Weges ziehen.

Unser Gast setzte uns, als wir beim gemüthlichen Abendpunsch um das Feuer versammelt waren, auseinander, wie die Siedelungsgesellschaft beabsichtigt hätte, deutsche Familien aus Südafrika zu sammeln und sie im Schutzgebiete anzusiedeln, damit sie mit ihren Erfahrungen ein nützliches Vorbild für ihre direkt aus Deutschland einwandernden Brüder werden sollten. Graf Pfeil hatte dieses Projekt von Anbeginn an für ein gut gedachtes, aber praktisch nicht wohl durchführbares gehalten; er hatte sich von vornherein gesagt, daß diejenigen Deutschen, welche in Südafrika prosperirt hätten, ihre gute Lebenslage nicht aufgeben würden, um als Pioniere in Damaraland noch einmal anzufangen, und daß solche, welche bisher nicht vorwärts gekommen wären, wenig Aussicht böten, unter den schwierigeren Verhältnissen unserer jungen Kolonie nützliche Elemente zu werden. Deshalb hatte Graf Pfeil, als genauer Kenner Südafrikas, sofort sein Auge auf die holländischen Boeren gerichtet, deren Einwanderung in geringer Anzahl er zur Hebung des Handels, als Vorbild für ungeübte Kolonisten und zur Abschreckung kriegerischer Eingeborener für sehr zweckmäßig erachtete. Da die Siedelungsgesellschaft jedoch nicht geneigt war, auf diesen Gedanken einzugehen, so hatte er sich in erster Linie bemüht, deutsche Ansiedler in der Kapkolonie zu werben, und hatte zu diesem Zweck Aufrufe in den Zeitungen erlassen, Besprechungen abgehalten und war hauptsächlich den deutschen Ansiedlern auf den Kap Flats bei Kapstadt näher getreten. Aber es fehlte das Vertrauen zu der Entwickelungsfähigkeit der deutschen Kolonie, welche nun schon seit acht Jahren im Besitz des Reiches war, aber noch immer von Eingeborenenkriegen zerrissen und in wirthschaftlicher Beziehung

auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen war. Auch die den Einwanderern gebotenen Bedingungen waren weniger günstig als diejenigen in Mr. Rhodes' neuer Kolonie Mashonaland, so daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn die Südafrikaner mehr Vertrauen in die glänzend bewiesene Thatkraft des britischen Panthers als in den schwerfälligen Flug des deutschen Reichsadlers setzten. Genug, alle Versuche des Grafen Pfeil, deutsche Ansiedler für Windhoek zu werben, schlugen fehl, und unser „Reisender in Kolonialsachen" begab sich über Port Nolloth nach Kl. Namaland, um von dort, als von dem unwirthlichsten Theile der Kapkolonie, Boeren für das Schutzgebiet anzuwerben. In der Nähe von Zwartmodder fanden sich an hundert Familien, welche bereit waren, nach Damaraland zu treken, und nach langem Hin- und Herreden entschlossen sie sich, zwei Vortreker mit dem Grafen nach Windhoek zu entsenden, damit diese das Gelände in Augenschein nehmen und die Bedingungen festsetzen sollten. So war Graf Pfeil nach mehrmonatlicher Reise mit zwei Boeren, Mynheers van Wyk und Pohle, bis hierher gekommen.

Der nächste Tag brachte uns nach Windhoek, wo wir eine rege Geschäftigkeit fanden. Die Gründung der neuen Kompagnie, von welcher man eine wirthschaftliche Thätigkeit im Schutzgebiet erhoffte, die Abreise des Herrn Duft und meiner Person zur Begleitung der Expeditionen, die Abreise des Regierungsassessors Köhler nach der Küste, woselbst ein deutsches Kriegsschiff erwartet wurde, die Ankunft des Grafen Pfeil, der die Hoffnungen aller Ansiedler erfüllen sollte, erregten die Gemüther, so daß die Kaufhäuser nicht leer wurden, aber um so schneller die Flaschen, welche dazu dienten, die Kehlen der eifrigen Redner anzufeuchten, berechtigte Hoffnungen ins Schwindelhafte zu steigern und den Mißmuth der Schwarzseher hinunterzuspülen. Ueberall standen Gruppen im lebhaften Gespräche umher; die Einen verabredeten ihren Zug ins Kaokofeld und wußten schon ganz genau, wie sie ihre Farm daselbst einrichten würden, die Anderen wollten nach Ottavi, um die Arbeiter der Mine mit Fleisch zu versorgen und ein glänzendes Geschäft zu machen.

Im Kommissariatshause waren hochfliegende Pläne nicht zu Hause, aber die Stimmung war auch hier eine gehobene, denn allein der Gedanke einer Abwechselung hatte genügt, um belebend zu wirken. Der blaue Wagen des Assessors Köhler stand bereits vor dem Hause, auf der Veranda wurden Kisten gezimmert, mit Schlössern versehen und mit

Lebensmitteln gefüllt, in den Zimmern herrschte ein wüstes Durcheinander, und es sah aus, als wollten die Bewohner nur die nackten Wände hinter sich zurücklassen.

Man kann nicht sagen, daß wir viel Zeit zu den Vorbereitungen unserer voraussichtlich fünf Monate dauernden Reise hatten; am Sonnabend waren wir erst gegen Nachmittag eingetroffen, und schon am Montag früh sollte unser Wagen sich nach der Küste in Marsch setzen. Doch wo weder viel Raum zum Packen, noch viele Gegenstände zum Mitnehmen vorhanden sind, da läßt sich dieser Theil der Reisevorbereitungen in Kürze erledigen. Zudem glaubten Herr Duft und ich, nicht für unsere Verpflegung zu sorgen zu brauchen, da die neugegründete South West Africa Company, deren Expeditionen wir begleiten sollten, verpflichtet war, uns sammt unserem Personal zu beköstigen. Immerhin nahmen wir aus Vorsicht Alles mit, was wir an Konserven besaßen, und kauften sogar noch hinzu, so daß wir schließlich für 1000 Mark feinere Lebensmittel und Getränke auf den Wagen zu laden hatten. Herr Duft hatte einen solchen erhalten, da ihm als Vorsteher der Bergbehörde ein Wagen mit Bespannung zustand. Ich selbst gab mich mit einer zweirädrigen, mit Federn versehenen Karre zufrieden, welche allerdings nur wenig Gepäck aufnehmen konnte, dafür aber sehr leicht und schnell beweglich war und nur zehn bis zwölf Ochsen benöthigte.

Der ganze Sonntag verging mit Vorbereitungen für die Reise. Leider war es uns nicht gelungen, Herrn v. François zu bewegen, uns mit einer Auswahl der landesüblichen Tauschwaaren und Geschenke auszustatten, ein Mangel, welcher später sehr fühlbar wurde, und von dessen Unabwendbarkeit Herr v. François als geübter Reisender in diesen Gegenden eigentlich hätte überzeugt sein sollen.

Unser Personal bestand aus einem edlen Brüderpaar, kleinen krummbeinigen Dächsen von Bastardgeburt, Wilhelm und Jakobus Mottel, welche als Treiber fungiren sollten, aus zwei Hottentotten als Tauleitern, einem Bergdamara und einem Hottentotten als Ochsenwächter und unseren beiden Dienern, Wilhelm und Augustin. Herr Duft hatte sich zwei Pferde ausgebeten, welche die Pferdekrankheit bereits überstanden hatten, hatte jedoch ein paar solche Klepper erhalten, daß ich mir zwei Reitochsen auswählte, die zwar weniger ritterlich aussahen, aber dafür sicherer und mindestens ebenso schnell wie die Pferde des Herrn Duft waren. Mein Leibochse war ein großes, gut gebautes, schwarzes Thier,

dessen einziges Abzeichen eine weiße Schwanzquaste war, weshalb er auch den Namen Witquast führte; Augustin bekam einen ganz jungen rothen Ochsen mit weißem Rückenstreifen, der sehr klein war und nur ein Auge hatte.

Es war mir besonders viel daran gelegen, noch einen Tag in Windhoek zu verbringen, da Graf Pfeil für diesen eine Versammlung der Boeren, der Ansiedler und derjenigen Leute der Schutztruppe, welche im Frühjahr 1893 zur Entlassung kommen sollten und auf eine Farm reflektirten, anberaumt hatte, bei welcher er die Bedingungen der Siedelungsgesellschaft darzulegen beabsichtigte. Es versammelte sich denn auch ein Kreis von ungefähr dreißig Personen, denen Graf Pfeil in fließendem Englisch, Holländisch und auch Deutsch sehr kurz und klar das Nachstehende auseinandersetzte: Die Regierung habe der Siedelungsgesellschaft das Thal von Kl. Windhoek mit einem bisher noch unbegrenzten Weidelande unter der Bedingung abgetreten, daß die Gesellschaft dieses Land besiedele. Die Gesellschaft habe ihn, den Grafen, zu ihrem Vertreter im Schutzgebiete ernannt und ihn ermächtigt, sowohl kleine Ansiedler auf Heimstätten im Thale von Kl. Windhoek, als auch kapitalkräftigere Leute auf Farmen bis zu 10 000 ha anzusiedeln. Nach des Sprechers persönlicher Anschauung biete die Kleinsiedelung in Kl. Windhoek wenig Aussicht auf Erfolg, doch stände es einem Jeden frei, sich dort um eine Heimstätte zu bewerben, welche ja immer den Vorzug eines nahen Marktes und des unmittelbaren Schutzes der Truppe haben würde. Auf der anderen Seite könnte Sprecher aus seinen langjährigen südafrikanischen Erfahrungen für die Viehzucht im Großen ein sehr günstiges Ergebniß in Aussicht stellen.

Die Bedingungen der Siedelungsgesellschaft für die Abgabe einer solchen Farm wären die folgenden: Der Kaufpreis betrage 1 Mark pro Hektar, derselbe sei in fünfzehn Jahren abzutragen, und der rückständige Theil des Geldes mit 4 % zu verzinsen; eine Anzahlung von 1000 Mark sei sofort zu entrichten. Die Farm könne nur mit Einwilligung der Gesellschaft übertragen werden. Der Inhaber müsse Vieh im Werthe von 10 000 Mark auf der Farm halten, ein Haus bauen, einen Garten anlegen, Wasser graben oder solches auffangen. — Die Regierung habe durch den Mund des derzeitigen Kaiserlichen Kommissars den Schutz der Person und des Eigenthums der Ansiedler zugesagt und habe sich bereit erklärt, 40 Boerenfamilien den Eintritt in das Schutz-

gebiet zu gestatten. Graf Pfeil bemühte sich dann, in einer kleinen Diskussion den Anwesenden zu erläutern, daß weder die Gartenwirthschaft noch die Milchviehzucht mit der Meierei bei dem derzeitigen Entwickelungsstand der Kolonie irgend welche Aussicht auf Erfolg bieten könnte, daß dagegen die Viehzucht im Großen selbst bei kleinem Kapital von 2000 Mark an eine gute Verzinsung und Vermehrung des Kapitals gewährleistete. Aber diese Leute, welche zum Theil eben erst aus Deutschland gekommen waren, noch gar kein Vieh besaßen und die Verhältnisse des Landes absolut nicht kannten, oder aber $2^1/_2$ Jahre in der Schutztruppe gedient, die sehr mangelhafte Viehzucht derselben gesehen und Land und Leute durchaus nicht gründlich kennen gelernt hatten, wollten sich nicht belehren lassen und hatten mit ihrer Verneinung insofern recht, als die Siedelungsgesellschaft in der Folge gar keine Farmen ausgab, die Schutztruppe aber im Sommer 1893 nicht einmal Gr. Windhoek zu schützen im Stande war, so daß die Ansiedler große Verluste erlitten haben würden.

Es sei hier in Wiederholung des oben eingehend Ausgeführten nochmals darauf hingewiesen, daß das Unternehmen, wie es Graf Pfeil im Oktober 1892 in Windhoek darstellte, von allen Kennern des Landes für ein sehr lebensfähiges gehalten wurde. Es verlief aber völlig im Sande, weil man in der Heimath von den Anschauungen des Grafen abwich, nur Farmen von 5000 bis 10 000 preuß. Morgen ausgeben wollte und sich einer Einwanderung von Boeren im Prinzip widersetzte.

Man mag über die Boeren denken, wie man will, und ich selbst bin nicht in der Lage, aus eigener Erfahrung zu sprechen, sondern kann nur Gehörtes und Gelesenes wiedergeben, eins ist ohne Zweifel, daß die Boeren vorzügliche Pioniere in Südafrika sind, daß sie ihr Vieh vermehren, soweit es ihre Weide gestattet, und daß sie endlich den Handel beleben. Dieser letztere Grund war der Kern in der Boeren-Idee des Grafen Pfeil, und er war durchaus nicht so unnational, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag; denn die Boeren sind Germanen, uns stammverwandt und geneigter als den Engländern. Ihre Kaufkraft würde dem deutschen Händler und der deutschen Industrie in großem Maße zu Gute gekommen sein. Die Kaufkraft der Boeren bei einem Viehbestand von 10 000 Mark hätte sich auf 4000 bis 5000 Mark für das Jahr veranschlagen lassen, was bei hundert Familien einen Absatz im Werthe von einer halben Million Mark p. a. ausgemacht haben

würde. Da der Boer aber sein Vieh noch vermehrt haben würde, bis er die Maximalleistung seines Areals von 10 000 ha erreicht hätte, was 1000 Kopf Rindvieh mit 300 Kühen und einem jährlichen Verkauf von 200 Kopf entspräche, so hätten wir eine Kaufkraft von 8000 bis 10 000 Mark pro Farm, ungerechnet des zu erzielenden landwirthschaftlichen Ertrages. Außer diesen beiden Erwerbsquellen hätte der Boer als Frachtfahrer und Viehhändler noch besondere Einnahmen machen können, so daß sein Werth für den Handel immer ein bedeutender gewesen wäre, wenn man sich auch nicht der Thatsache verschließen darf, daß diejenigen Boeren, welche unser Schutzgebiet aufgesucht hätten, zu den minderwerthigen Trek-Boeren gehört und nur eine sehr extensive Wirthschaft betrieben hätten. Immerhin giebt es genug Strecken im Schutzgebiet, wo nur eine extensive Wirthschaft möglich ist, welche deutsche Ansiedler nicht verstehen, wo dagegen die Boeren sehr am Platze sind. Die sehr geringe Bevölkerung des Landes ist ein Nachtheil, welcher sich für den Handel und Verkehr, in Beziehung auf die Eingeborenen sowohl im Frieden als im Kriege, sehr unangenehm fühlbar macht; diesem Nachtheil wäre durch Heranziehung der Boeren, wenigstens zum Theil, abzuhelfen gewesen.

Bei strömendem Regen verließen Duft und ich am Morgen des 19. Oktober Windhoek und zuckelten in kurzem Trabe, gefolgt von unseren Jungen Wilhelm und Augustin, auf zwei Pferden und zwei Ochsen dahin. Witquast war mit einem gewöhnlichen englischen Sattel belegt; sein Zaumzeug bestand in einem kurzen Pflock mit einer Gabel auf der einen und einem Astknoten auf der anderen Seite, welcher durch die Nase gebohrt war und an beiden Seiten den Zügel, einen rohen Ochsenriemen, festhielt. Dieser Zügel durfte nur ganz lose gehalten werden, da der geringste Anzug dem armen Thiere bedeutende Schmerzen verursachte. Ich kann nicht behaupten, daß es ein erhebendes Gefühl war, auf dem hohen Rücken des Ochsen zu sitzen und tief unter sich den kurzen Hals und gesenkten Kopf des Thieres zu erblicken, und ebenso wenig waren die kurzen stoßenden Bewegungen bequem zu nennen. Der Sattel rutschte beim Voranschreiten des Ochsen infolge der losen Haut nicht unbedeutend hin und her, was am ersten Tage ein leises Gefühl der Unsicherheit und der Seekrankheit in mir erzeugte, sich aber durch ruhigen Sitz und Gewohnheit bald vergessen ließ. Witquast hatte einen sehr stetigen geräumigen Schritt, mit welchem er gut vorwärts kam; sein kurzer Trab war dem Reisetrab des Duftschen Pferdes durchaus

gewachsen, so daß wir Schulter an Schulter den Weg bis Okapuka zurücklegten. Hier holten wir unsere Wagen ein, deren Personal wegen des unaufhörlichen Regens nicht abgekocht hatte, sondern nach einer kurzen Rast Otjiseva zu erreichen strebte. Alle Flußläufe waren bereits mit Wasser gefüllt, welches auf der einen Seite der Thäler als Bach von mehreren Metern Breite den Sand durchrieselte. Die Sonne kam gar nicht zum Durchbruch, und der Himmel sah so grau und bleiern aus, als ob die richtige Regenzeit bereits hereingebrochen wäre; daß dieses aber nicht der Fall war, merkte ich wohl, denn ich klapperte vor Kälte, obwohl ich einen Regenmantel angezogen hatte.

Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir auf Otjiseva an und fuhren bei der halbverfallenen Kirche vor, in deren Thurm ich mich unter einem kleinen Reste des verfallenen Daches häuslich einrichtete, während mein Begleiter den Wagen nicht verließ, sondern sich sofort sein Bett bereitete und mit Grog und Schlaf eines Fieberanfalls Herr zu werden versuchte. Unsere Leute hatten sich in einen anderen Winkel irgend einer Ruine verkrochen, die Ochsen suchten an den Häusern Schutz, der Regen prasselte und klatschte auf die Erde und in die Pfützen, Augustin überließ mich meinem Schicksale und machte taube Ohren zu meinem Rufen, — kurz, ich verlebte fröstelnd einen der trübseligsten Abende in Südafrika, einen Abend, der aber noch köstlich zu nennen war im Vergleich zu der darauffolgenden Nacht. Mit Schrecken werde ich immer an diese Stunden zurückdenken, welche ich todmüde, aber doch im halbwachen Zustande auf der harten Korkmatratze im Lehmschmutz und umspült von kleinen Bächen unter einem leckenden Dache zubrachte! Doch am Morgen versöhnte uns die liebe Sonne mit allem dem Ungemach der Regennacht. Ich war bald wieder trocken, Herr Duft hatte sich so weit erholt, daß er zu Pferde steigen konnte, unsere Leute waren froh und heiter, und unser Zugvieh frisch gekräftigt. Die Natur war wie verjüngt nach diesem ersten ausgiebigen Regentage, helle Tropfen glitzerten auf Blättern und Gräsern, die Vögel sangen aus erfrischten Kehlen und kleine Bächlein rannen durch den feuchten Sand dahin, wo noch vor 48 Stunden graugelber Kies heiß und durstig gelegen hatte. Wir übernachteten östlich von Otjikango, durchschritten den ganz verlassenen Ort und rasteten über Mittag auf Klein-Barmen; nach einer zweiten Nachtruhe zwischen dem Sney-Revier und Quaiputs gelangten wir am Abend des dritten Reisetages vor das gastliche Haus der Familie Hälbich.

Auch die Weiterreise zur Küste verlief schnell und glücklich. Schon am Abend des fünften Tages hatten wir die Pluim erreicht, und der frühe Morgen des sechsten traf uns frierende und vom Küstennebel durchnäßte Reisende auf der Fahrt durch das Tamariskengestrüpp des Kuisib-Thals. In Sandfontein angekommen, erfuhren wir von den Hottentotten, daß bereits vor einer Woche ein großes englisches Schiff in der Walfischbay gewesen wäre und sehr viele Menschen dort abgesetzt hätte. Unser Erstaunen war sehr groß, und wir glaubten unseren hottentottischen Gewährsleuten nicht ganz, da die Ankunft der Expedition erst auf den 1. November angekündigt war und wir aus Erfahrung, wenigstens bei den deutschen Schiffen, wußten, daß eine Verspätung von acht Tagen bis zu einem Monat die Regel war. Aber die Hottentotten hatten Recht: die Engländer waren vor der Zeit eingetroffen.

Aus bräunlichem Nebel und widerlichen Düften brach die Sonne hervor und zeigte uns die Ansiedelung von Walfischbay, aber durchaus nicht in tiefem Schlafe, wie man das sonst um 8 Uhr früh dort gewöhnt war, sondern in regster Thätigkeit, belebt von europäischen Gestalten in hellen Anzügen, von einem großen Park hochbeladener Ochsenwagen, von Ochsen, Pferden und Schafen und Eingeborenen aller Schattirungen. Unsere Expeditionen waren mit einem Dampfer der Castle-Linie schon vor acht Tagen angekommen, hatten ihre Vorbereitungen getroffen und waren nun fertig, um die Reise in das Hinterland anzutreten. Sie bestanden unter der Oberleitung eines jungen Amerikaners, J. H. Copeland, aus zwei gesonderten Abtheilungen und waren, die Eisenbahn-Vermessungsexpedition drei Ingenieure, die Minenexpedition zwei Bergingenieure, einen Chemiker und sechs Arbeiter stark. Duft und ich begaben uns sofort zu den Engländern, begrüßten dieselben und theilten ihnen mit, daß wir uns außer Stande sähen, sofort mit ihnen zu reisen, da unsere Ochsen ermattet und der Ruhe bedürftig wären. Wir verabredeten, daß wir uns in Okas am Khan-Fluß in zehn Tagen treffen wollten, um die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Außer dem sehr liebenswürdigen Expeditionsleiter lernten wir auch den Chef der Minenabtheilung, Herrn Rogers, und den Führer der Vermessungsexpedition, Herrn Angus, kennen. Bald darauf sahen wir, wie eine Staubwolke die letzten Umrisse unserer neu gewonnenen Freunde einhüllte, die der Walfischbay den Rücken kehrten und frohen Muthes in das Land der Verheißung zogen, wo Kupfer, Silber und

andere Schätze in Fülle ihrer warten sollten. Angus hatte mir noch in aller Eile anvertraut, daß er in spätestens zwei Monaten wieder an der Küste zu sein hoffte. Diesen Optimismus zu theilen, wurde mir sehr schwer. Ich kannte die Damaras und ihre derzeitige gereizte Stimmung zu gut, um nicht zu wissen, daß ernste Schwierigkeiten ihrer und unser harrten. Deshalb hatten Duft und ich auch schon Raths gepflogen, ob wir den Führern der Expedition einen Wink geben sollten; wir hatten jedoch hiervon Abstand genommen, da sich die Sachlage nicht in wenige Worte kleiden und in wenigen Minuten auseinandersetzen ließ, und weil es bei der Unbeständigkeit der Damaras ebenso gut möglich war, daß sie uns sehr freundlich aufnahmen, als daß sie uns Schwierigkeiten bereiteten. Wie wir noch am Tage unserer Ankunft hörten, waren allerdings die Aussichten für den letzteren Fall sehr viel größere, denn wir erfuhren, daß Robert Lewis, jener bekannte, des Landes verwiesene Ruhestörer, mit der letzten Post einen Brief an Samuel Maharero gesandt hatte, welcher, von 150 Lstrl. begleitet, diesen bewegen sollte, den Expeditionen der South West Africa Company möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Danach zu urtheilen, standen unsere Chancen schlecht!

Wir hatten angeordnet, daß unsere Wagen in vier Tagen wieder zurückkehren und uns abholen sollten, erhielten jedoch am vierten Tage einen Brief des Hauptmanns v. François, in welchem er uns mittheilte, daß unsere Ochsen noch zu schwach wären, um die Reise anzutreten, weshalb er unseren Treibern befohlen hätte, erst nach weiteren vier Tagen aufzubrechen.

Der achte Tag kam heran, und mit ihm der Wagen des Herrn Duft, mit 16 Ochsen bespannt, mit den stärksten, welche der Treiber aus beiden Gespannen herausgesucht hatte, um die Karre mit dem halben Personal und allen anderen Ochsen im Tsoachaub lassen zu können. Die neuen Einkäufe an Konserven und Getränken, von denen letzteren wir jedoch nur einige Flaschen Stout, Kognak und Rum mitnahmen, wurden auf den Wagen verladen, die Kattel sorgfältig zur Nachtfahrt über die Baifläche hergerichtet, und gegen Mittag verließ das Gefährt Walfischbay mit der Weisung, uns an der Pluim zu erwarten. Wir selbst erreichten den Wagen auf den Pferden des Herrn Mertens gegen Sonnenuntergang, schliefen in ihm die ganze Nacht hindurch fest und erwachten erst am anderen Morgen, als die Sonne schon

hoch am Himmel stand und der Wagen zwischen den Felsen zum Tsoachaub hinabrumpelte.

Die beiden folgenden Tage rasteten wir bei Haikamkab im Flußbett, um unsere Ochsen, denen eine Durststrecke von 48 Stunden als schwere Arbeit bevorstand, von Neuem Kräfte sammeln zu lassen. Im Tsoachaub umgab uns eine drückend heiße Luft, aber tiefe Stille und tiefer Schatten wirkten dennoch wohlthuend nach der rastlosen Thätigkeit der letzten Monate. Um uns her breitete sich ein saftig grüner Grasteppich aus, wilde Tabakstauden, Rizinusbüsche mit dunkelrothen Blüthen und rauschendes Schilf standen neben riesigen dunklen Ana-Bäumen, über deren Kronen die Spitzen rother Granitfelsen, von schwarzen Basaltgängen und glitzernden Quarzen durchzogen, herüberschimmerten. Ein majestätischer Friede herrschte, kein Mensch, kein Thier störte den Zauber der Einsamkeit, und man verlor sich in Gedanken, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun hatten. Nur Eines wirkte störend und brachte uns immer zur nüchternen Alltäglichkeit zurück; es waren dies jene winzigen, kleinen Insekten, welche ihren Weg trotz aller Gegenwehr in Augen, Mund, Nase und Ohren fanden und uns schrecklich peinigten. War aber diese Qual des Tages vorüber, so stellten sich die Moskitos ein, deren Bisse jeden Schlaf verjagten, und von denen man sich nur dadurch retten konnte, daß man, in Schweiß gebadet, die Nacht unter seiner Decke vergraben zubrachte.

Am Abend des zweiten Tages ließen wir einspannen und zogen mit knirschenden Rädern durch den tiefen Kiessand zwischen hohen nackten Felswänden das rechte Ufer hinan, bis wir nach $1\frac{1}{2}$ Stunden die Stelle erreicht hatten, wo das Gelände wieder in die Ebene der Namib übergeht. Hier lösten wir die Ochsen aus den Jochen und schickten sie mit beiden Wächtern und einem Treiber in den Tsoachaub zurück, damit sie über Nacht weiden und trinken könnten, um in der Frühe des anderen Morgens frisch und gekräftigt den großen Marsch durch die Durststrecke nach Okas anzutreten. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kamen die Ochsen jedoch erst gegen 9 Uhr zu den Wagen, so daß die Sonne schon hoch stand und die Hitze eine bedeutende war. Aber es konnte nichts helfen, wir mußten vorwärts und durften keinen Tag mehr verlieren, wollten wir nicht die Geduld der Engländer erschöpfen!

Die Eintheilung unserer zweitägigen Fahrt war folgendermaßen geplant: zuerst ein starker Trek von 3 Stunden, dann eine Mittags-

pause von 3 Stunden, ein Trek von 2 Stunden, eine Stunde Pause und ein weiterer Trek von 2 Stunden. Hierauf sollte eine längere Rast folgen, damit die Leute abkochen und schlafen und die Ochsen fressen und rasten könnten; den Rest der Nacht und den nächsten Tag hindurch wollten wir aber ohne größere Pausen in je zweistündigen Treks marschiren, bis wir Okas erreicht haben würden. Der Plan war gar nicht so übel, aber die Ausführung blieb weit hinter ihm zurück.

Der Tag verlief programmgemäß mit zwei großen Treks und einer langen Mittagsrast. Den ganzen Vormittag zogen wir in glühendem Sonnenbrand über eine harte steinige Fläche, auf welcher jede Vegetation verbrannt und zerstört schien. Aschgrau und pulverig war der Staub in dem Geleise, weißlich gelb standen einzelne spärliche Grasbüschel umher, und geborsten lagen die Granit- und Quarzkiesel, der Rest von vielleicht ehemals großen Felsblöcken. Die Hitze war unerträglich, so drückend, wie sie nur vor Beginn der Regenzeit erscheint, und der Himmel war so blaßblau und undurchsichtig, daß man schon Feuchtigkeit in der Atmosphäre vermuthen konnte. Ich erinnere mich kaum, jemals zwei heißere Tage als diesen und den folgenden erlebt zu haben, und doch waren wir noch nicht in der heißesten Zeit, welche zweifellos in und um den Monat Januar fällt. Unsere Augen fanden keinen Ruhepunkt, unsere Haut war trocken und gespannt, soweit der Blick reichte, war nur eine grelle, glitzernde, sonnendurchglühte Fläche. Die Kühle des Abends wurde gehörig ausgenutzt, dann aber legten wir uns ganz ermattet in Dufts Wagen zum Schlafen nieder und erwachten erst nach sechs Stunden, wobei wir mit Schrecken bemerkten, daß unsere Treiber und Leiter auf der Vorkiste eingeschlafen waren, während Wilhelm und Augustin hinten im Wagen furchtbar schnarchten. Nur die Ochsenwächter gingen mit schwerem Schritt, wohl auch in schlafähnlicher Ermattung hinter den Wagen her. Unsere armen Ochsen keuchten schrecklich und ließen als ein Zeichen der Mattigkeit die Zungen weit aus dem Maule hängen, so daß wir wohl nicht mit Unrecht vermutheten, daß die armen Thiere sechs Stunden lang ohne Rast hatten ziehen müssen. Wir ließen sofort halten und ausspannen, da gutes Gras am Wege zu finden war, aber das Vieh war so matt, daß es gar nicht fressen mochte.

Unter diesen Umständen half nichts Anderes, als Vorwärts! Vorwärts! Nachdem die Ochsen zwei Stunden geruht und unlustig gefressen

hatten, spannten wir ein und zogen weiter. Das Gelände wurde jetzt hübsch gewellt, hohes gelbes Gras wogte in Büscheln zwischen Granit- und Quarzblöcken, blaßgrüne Büsche hoben sich von rothgelbem Kiesgrund ab, kaum meterhohe Sträuche des Milchbusches standen umher, und wenn der Weg über eine kleine Anhöhe führte, so erblickte man rechts im Grunde das tiefeingeschnittene Bett des Khan-Flusses. Jenseits desselben, im Osten, begleitete uns das Khus-Gebirge, auch die Berge von Ubib genannt, ein mächtiger Gebirgszug, welcher steil aus dem Tsoachaub aufsteigt, sich aber nach Norden allmählich verflacht. Im Norden, gerade vor uns, zeichneten sich die dunkelblauen Massen des mächtigen Erongo-Berges am Horizonte ab, und im Nordwest sahen wir tagelang den steilen Gipfel eines großen Spitzkopje, welcher unvermittelt aus der schier endlosen Ebene aufstieg. Wir übernahmen jetzt die Führung zu Fuß, um unseren Reitthieren Ruhe zu gönnen und um unsere Leute durch das Beispiel frischen Muthes anzufeuern. Diese armen Kerle waren ganz matt; müde und durstig, heiser vom vielen Staube und vom Schreien, saßen sie auf dem Wagen oder gingen wie im Schlafe neben demselben her. Die müden Ochsen vermochten die Füße nicht mehr zu heben und wirbelten den zu Asche zermahlenen Sand in dicken, grauen Staubwolken auf, so daß Jakob und Wilhelm, unsere Treiber, ihre Stimmen ganz verloren hatten und nur noch alle Stunde einen kreischenden heiseren Ruf ausstießen, welcher mehr wie ein Wehgeschrei als wie ein Ermunterungsruf klang und den Ochsen auch gar keinen Eindruck machte. Eine große Abspannung bemächtigte sich unser Aller, als Stunde auf Stunde verrann und noch immer das Kopje von Okas in meilenweiter Ferne blieb. Es war, als sollten wir gar nicht näher kommen. Noch aber waren die Sehnen straff und der Wille, welchen Duft und ich, rüstig voranschreitend, verkörperten, scharf auf das eine Ziel gerichtet, und es ging vorwärts! Alle zwei Stunden wurde ausgespannt und wieder eingespannt, und dasselbe nochmals und immer noch einmal, bis schließlich auch diese Anstrengung für die todmüden Leute zu groß war und die Ochsen gar nicht mehr abwarteten, bis sie von den Jochen gelöst wurden, sondern beim ersten Halt in die Kniee fielen und regungslos saßen, bis der Treiber mit matter Stimme sie wieder zur Arbeit aufrief.

So verging der Nachmittag, und so verging der Abend! Die Sonne war im Westen versunken, aber die Hitze war kaum geringer

geworden, denn die Ausstrahlung der durchglühten Erdoberfläche wirkte wie glühende Kohlen, und die armen Ochsen traten ängstlich mit den wunden Hufen in den heißen Sand. Der Sternenhimmel spannte sich blaugrün und unruhig flimmernd über uns aus. Unsere Lippen waren trocken, unsere Augen schwer, der Athem röchelnd, und mühsam stolperten wir mit bleischweren Füßen über den holprigen Boden zur Seite des Weges. Kein Wort wurde gesprochen, keine Klage, keine Hoffnung, denn für Beides reichten die Kräfte nicht hin! Wir wußten Alle, daß es müßig ist, gegen ein unbarmherziges Schicksal mit Wünschen und Worten zu kämpfen, wir wußten nur zu gut, daß wir Okas heute nicht mehr erreichen würden, wir wußten nur, daß wir marschiren würden, solange unsere Kräfte reichten, und dann — ja! an das Dann dachte wohl Niemand, sondern unsere Gedanken hörten mit dem Ende dieses Marsches auf, gleichviel, ob wir zum Tode ermattet auf die staubige Erde niedersinken würden, um erst zu einem besseren Leben zu erwachen, oder ob wir am Rande einer Wasserlache unsere Geister neu beleben würden, um den Weg durch dieses Jammerthal fortzusetzen. — Schweigend schritten wir einher, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, ohne Angst und ohne Bitterkeit, gleichsam losgelöst von allen irdischen Empfindungen, welche sonst unser Leben ausfüllten, nur mit dem einen Bestreben beschäftigt, daß der Kopf wach bleibe, um die Beine zu führen, und daß die Bewegung der Beine anhalte, um den Kopf am Versagen zu verhindern.

Um 11 Uhr hörten wir plötzlich ein heiseres Geschrei und Peitschenknall bei dem fünfzig Schritte hinter uns folgenden Wagenzuge. Wir wurden aus unserer Schlaftrunkenheit gerissen und lauschten stehenbleibend, nach dem, was hinter uns vorging, als Augustin herantrat und sagte: „Gamba toako!" „Die Ochsen sind mit ihren Kräften fertig!" Wir gingen zum Wagen zurück und sahen, wie ein Theil der Ochsen in den Jochen niedergesunken war und weder durch Rufe noch durch Peitschenhiebe, weder durch das Winden des Schwanzes noch durch den Biß in die Schwanzspitze, die ultima ratio der Eingeborenen, zum Aufstehen zu bewegen waren. Wir erwachten Alle wie aus dem Schlafe und wollten zuerst gleich ausspannen und den Rest der Nacht an Ort und Stelle verbringen, aber unser Treiber behauptete, wir müßten unbedingt vorwärts, sonst würden die Ochsen niemals Okas erreichen, sondern hier krepiren, — und ich glaube, daß er Recht hatte. Die Ochsen vor der

Karre waren noch verhältnißmäßig frisch und hätten wohl noch in dieser Nacht Okas erreicht, aber es empfahl sich, dieselben zur Aufmunterung des Wagengespannes zu benutzen. So nahmen wir alle Kräfte zusammen, spannten die ermatteten Ochsen aus und andere, kaum weniger matte, in die Joche, ließen die Karre die Spitze des Zuges übernehmen, und noch einmal setzte sich die Karawane mit einer letzten Kraftanstrengung in Bewegung, um wieder zwei volle Stunden, allerdings mit vielen kleinen Pausen, zu marschiren. Wie wir es möglich machten, vorwärts zu kommen, ist mir heute noch ein Räthsel, und ich weiß nur, daß wir schweigend, wie der Zug des Todes, durch die todtenstille Nacht dahintaumelten. Jeder Gedanke an Durst und Hunger war geschwunden, denn der eine machte den anderen unmöglich, und nur das Ende, das Ende dieses schier endlosen Tages wurde ersehnt! Es war unser Plan, um 1 Uhr zu halten, auszuspannen, den Leuten das letzte Wasser und Fleisch zu geben und sie mit allen Thieren nach Okas vorauszusenden, damit die Ochsen gerettet würden; wir selbst wollten allein bei den Wagen zurückbleiben.

1 Uhr!

„Toako, Toako! Mynheer!“ rief Jakob, mein Treiber, mit ersterbender Stimme, sprang vom Wagen, warf die Peitsche zur Erde und machte sich daran, die Ochsen abzuschirren. Niemand sprach ein Wort, Alles ging leise und wie im Traume vor sich! Der letzte Rest schmutzigen Wassers wurde in eine Blechschale gegossen und kreiste bei den Leuten, einer der Leiter holte zwei Hammelkeulen aus dem Wagen, der andere ergriff Kochtopf und Kessel, Herr Duft reichte seinem Wilhelm einen Wassersack, ohne ein Wort zu sprechen, und deutete nur auf die Stelle am Himmel, an welcher die Sonne stehen würde, wenn er den Wassersack wohlgefüllt zu bekommen wünschte, während ich zu Augustin sagte: „Wenn Du willst, kannst Du gehen, wenn Du bleiben willst, so bleibe!“ Langsam setzten sich die Ochsen in Bewegung, alle Leute folgten, Augustin aber, welcher mir die Antwort schuldig geblieben war, blieb zurück und bereitete mein Lager für die Nacht.

Das Ende dieses entsetzlichen Tages war also gekommen, und todmüde sank ich zur Erde und fiel in einen tiefen Schlaf, aber nicht ohne vorher mit Dankbarkeit an die Treue dieses Negerjungen gedacht zu haben.

Aus einem todtenähnlichen Schlummer erwachten wir am nächsten Morgen, wenig gestärkt, mit zerschlagenen Gliedern und trockener Kehle.

Auguſtins Augen waren ſo groß wie Teller, und ſeine Unterlippe hing weit herab, Beides Zeichen, welche auf Sturm oder Trauer deuteten. Er erklärte mir auch, daß er faſt vor Durſt umkäme, ein Gefühl, welches Duft und ich mit ihm theilten, da wir ſelbſt am vergangenen Abend nicht mehr getrunken hatten und wohl ſeit achtzehn Stunden ohne Waſſer waren. Aber was ſollten wir thun, um unſeren Durſt zu ſtillen? Hatten wir doch nur ſchwere Getränke wie Kognak und Rum aus Raumerſparniß mitgeführt! Doch halt! Da waren ja noch die zwölf Flaſchen Stout, welche Herr Duft eingepackt hatte! Wir ſuchten ſofort zwei Stück der kleinen dickbäuchigen Geſellen hervor und fanden ſie zum Glück ganz kühl, da ſie auf dem Boden des Wagens im Schatten gelegen hatten, und wenn es auch zu den Seltenheiten gehört, daß man um 7 Uhr früh mit Stout beginnt, ſo kann ich nur verſichern, daß es in dieſer Lage höchſt angenehm war, ſo früh ein Schlückchen Stout zu nippen. Aber ſchon um 8 Uhr wurde die Sonne wieder unerträglich warm und ſteigerte ſich gegen Mittag zu einer ſolchen Hitze, daß wir es weder unter dem Sonnenſegel an der Seite des Wagens, noch in demſelben auszuhalten vermochten. Dazu ſtrich ein leiſer, aber glühender Luftzug, wie der Hauch eines Hohofens, über die Ebene und führte uns die Ausſtrahlung der verſengten Erdoberfläche zu, ſo daß uns der Athem ſtockte und die Haut zu berſten ſchien.

Drei volle Tage haben wir in dieſem Fegefeuer geſchmachtet! Wir glaubten ſchon, wir würden nie aus demſelben erlöſt werden, und waren der Verzweiflung nahe, da nahte ſich am Abend des dritten Tages der Zug unſerer Leute und unſeres Viehs und brachte uns faſt Verſchmachtete noch in der Nacht nach Okas, wo wir an den Waſſerſtellen im Bett des Khan-Fluſſes und an dem gaſtlichen Herde der Anſiedler Stanley und Chriſtie zu neuem Lebensmuth und neuer Reiſefriſche erwachten.

Auf Okas wurde uns ein Brief von Mr. Copeland zugeſtellt, in welchem er von Uſakus aus ſchrieb, daß die Expedition dieſen Ort verlaſſen hätte, da er voller Fliegen und heiß wie die Sahara wäre. Er würde uns in Omaruru erwarten. Mir ahnte ſogleich, daß dieſe Eile keine guten Folgen haben würde, aber wir konnten nichts daran ändern und mußten den Dingen ihren Lauf laſſen.

Am anderen Tage vertauſchten wir das ſchattenloſe Okas nach einem kaum zweiſtündigen Trek mit dem herrlichen wohlbeſchatteten Uſakus, welches unter großen Bäumen an einer Biegung des Khan-

Flusses lag und uns ein Haus, einen Garten, gutes Wasser und gute Weide bot. Haus und Garten waren vor fünf Jahren von einem Deutsch-Mexikaner angelegt, jedoch bald wieder verlassen worden, da die Diebstähle der Hereros den Viehbestand gefährdeten. Der Garten lieferte uns zwar nur rothe Rüben und Salat, aber verwilderter Tabak, Wein und Pfirsichbüsche zeugten von früherer Kultur.

Noch an demselben Abend brachen wir von Usakus auf und zogen in fast östlicher Richtung auf Karibib zu; wir sollten aber nicht weit kommen, da unsere Ochsen bereits nach zwei Stunden versagten, als eine ganz geringe Anhöhe einen größeren Kraftaufwand forderte. Wir rasteten also an Ort und Stelle, zogen dann aber den ganzen folgenden Tag bei großer Hitze und ohne Wasser und erreichten gegen 9 Uhr bei völliger Dunkelheit die Kalkputsen von Karibib.

Karibib liegt an dem Südwestende einer großen Fläche, welche in weiter Ferne von Gebirgszügen umrahmt wird. Am nächsten treten die Nordausläufer des Khus-Gebirges heran, im Osten trennen die Otjimakojo-Berge die Fläche von Karibib von der Niederung des Tsoachaub, während sich im Westen der massige Erongo oder Bockberg zwischen das Flußgebiet des Omaruru und die Ebene drängt. Die Wasserstelle Karibib liegt malerisch in einem lichten Hain von Giraffen-Akazien, den einzigen in der Gegend, und schmale vielbetretene Pfade führen von allen Seiten daher. Die Quelle liegt unter einer dünnen Kalkdecke, welche an mehreren Stellen durchbrochen ist; rohe Holztröge stehen neben den Putsen in der mit faustgroßen Steinen dichtbedeckten Fläche. Tiefer Friede herrschte in diesem Bilde, welches mich immer in seiner Einfachheit an jene Erzählungen des alten Testaments erinnerte, in denen sich Hirten und Herden, die Frauen mit ihren Krügen und die Wanderer durstig und bestaubt an den Brunnen zusammenfinden. So wie dort, wandelten auch hier die riesigen kraftvollen Gestalten der nackten Kaffern zu den Brunnen, in endloser Reihe folgte ihnen lautlos das Vieh, während von der anderen Seite die Weiber mit schlankem Leib und edler Haltung nahten, den Holzeimer auf dem Kopfe, die eine Hand leicht an das Gefäß gelegt, die andere in die Hüfte gestützt.

Unter den Zuschauern, die uns an den Wasserstellen in dichten Schaaren neugierig und bettelnd umringten, entdeckten wir auch zwei alte Bekannte, Phares, den Bruder meines Augustin, und Micha, der zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Otjimbingue in der Hälbichschen

Schmiede gearbeitet hatte. Beide waren große knochige Burschen mit frischen, fröhlich grinsenden Gesichtern und recht civilisirtem manierlichen Betragen. Auch Phares, ein recht begüterter junger Mann, hatte sich mehrere Jahre in der Großstadt Otjimbingue aufgehalten, um sich zum Lebemann herauszubilden, und erfüllte jetzt den Beruf des Rondloopers, welcher darin bestand, daß er alle Onkel auf ihren Viehposten besuchte, auf ihre Kosten sich daselbst gütlich that und sie zu guterletzt noch brandschatzte. Was würden wohl die Onkel in Deutschland sagen, wenn alle Neffen mehrere Male im Jahre bei ihnen vorsprächen und sie unter Tribut setzten!! Die Neffen im Hererolande brandschatzen ihre Onkel nach Herzenslust und ersetzten auf diese Weise die mangelnde direkte Steuer.

Da ich mir erlauben konnte, Phares als eine Konnektion unter den Hereros zu betrachten, so wandte ich mich an ihn und bat ihn, nachdem ich ihn mit einem Stück Tabak beschenkt hatte, uns doch zu einem Gespann frischer Ochsen zu verhelfen, welche den Wagen nach Omaruru ziehen könnten. Die großen Schwierigkeiten, welche der schwache Zustand unserer Ochsen uns auf der Reise bis Karibib bereitet hatte, ließ uns die Nothwendigkeit erkennen, neue Ochsen für den noch bevorstehenden Theil der Reise anzuschaffen. Phares machte eine sehr sauersüße Miene und war zuerst wohl entschlossen, meinem Wunsche nicht zu willfahren, aber die gebührend schlechte Behandlung, die ich dem trotzigen Bengel zu Theil werden ließ, und wohl nicht zuletzt auch die Fürsprache meines Augustin bewogen ihn doch, seinen Einfluß in unserem Interesse zu gebrauchen. Als wir von Karibib aufbrachen, stand ein frisches Gespann vor dem Wagen Dufts, und in frischem Trabe konnten wir durch die vieherfüllte Weideebene von Karibib unserem Reiseziele zustreben.

Gegen Abend näherten wir uns den Erongo-Bergen und spannten bei Ozombembambe, einer Wasserstelle, die in dem Revier eines dem Omaruru-Flusse zufließenden Baches liegt, aus. Unsere Ochsen waren aber noch so frisch, daß wir nach einer kurzen Rast die helle Mondnacht zu einem weiteren Trek zu benutzen beschlossen, obgleich wir schon einen sehr reichlichen Tagemarsch hinter uns hatten. Erst gegen 11 Uhr spannten wir mitten auf der harten Straße aus.

Noch eine Stunde lang unterhielt ich mich mit Duft über dasjenige, was uns in Omaruru bevorstand, denn ich war mir darüber

ganz klar, daß erhebliche Schwierigkeiten von Seiten der Eingeborenen gemacht und zu überwinden sein würden. Wir hatten sehr gewünscht, mit den Engländern zugleich auf Omaruru einzutreffen, um die Leitung der Verhandlungen in die Hand zu bekommen, sahen aber jetzt ein, daß wir, dank der Unzulänglichkeit unserer Ochsen und der Hast der Engländer, eine fertige Situation vorfinden würden, aus welcher wir das Beste zu machen hatten. Es bestand aber kein Zweifel darüber, daß der Ausgang der Verhandlungen nur ein günstiger sein konnte, und daß Zeit und Geduld zu einer ungehinderten Weiterreise führen würden. Durch diesen Schlußgedanken beruhigt, legten wir uns mitten auf der Straße nieder, und ich schlief fest, bis mich ein sanftes Rütteln am Arm wieder erweckte. Vor mir stand ein junger Bastard mit seiner Sammethose, dem breitkrämpigen Federhut und dem bunten Tuche, sein Pferd am Zügel haltend, und reichte mir einen Brief, welcher an eine mir ganz neue Firma: „Messrs. Duft & v. Bülow" adressirt war. Mir ahnte sogleich Unheil, und ich fragte den Bastard, um welche Zeit er abgeritten wäre. „Nach Sonnenuntergang", lautete die Antwort, und damit war es klar, daß diese Botschaft geheim gehalten werden sollte. Ich entschied mich dafür, Herrn Duft nicht im Schlafe zu stören, sondern die Aufregung allein durchzukosten und ihm bereits mit einem gereiften Urtheil über die Sachlage zu begegnen. Ich begab mich also zu der trüben Laterne und öffnete den Brief. Format, Anrede und Unterschriften, nämlich die der drei Expeditionsführer, deuteten schon auf die Wichtigkeit des Inhalts, welcher im Wesentlichen der folgende war. Der Häuptling von Omaruru, Manasse Tjiseseta, hatte den Expeditionen den Durchzug verweigert, da die Hereros nicht die Erlaubniß zur Bearbeitung der Ottavi-Mine ertheilt hätten und ferner, weil die Expedition auf Veranlassung der deutschen Regierung, welcher nach Manasses Ansicht gar keine Rechte zustanden, in das Land gekommen war. Nach dreitägigen Verhandlungen, welche im Ganzen achtundzwanzig Stunden währten, hatten sich die Expeditionsführer mit dem Häuptling dahin geeinigt, daß ihnen der Durchzug unter drei Bedingungen gestattet werden sollte. Diese waren, erstens, daß die Mine nur angesehen, aber nicht bearbeitet werden sollte, zweitens, daß sie Manasses Besitzrecht und seine Autorität anerkannten, und drittens, daß sie nichts mit der deutschen Regierung zu thun hätten. Auf diese Bedingungen waren die Engländer eingegangen und baten uns nun, indem sie die Stimmung

der Eingeborenen gegen die Deutschen in grellen Farben ausmalten und das Gelingen ihrer Expeditionen von unserem Ausbleiben abhängig machten, sofort umzukehren und gar nicht in Omaruru zu erscheinen.

So lautete der Brief, und ich mußte lachen, als ich ihn gelesen hatte, denn die Vorsicht der Herren gegenüber den großsprecherischen Hereros erschien mir doch als eine übertriebene. In einem Punkte hatten sie sich aber vollkommen getäuscht: wir hätten niemals daran gedacht, umzukehren, ehe unser Auftrag erfüllt worden war.

Als ich meinen Reisegenossen weckte, war mir die Sachlage schon ganz klar und flößte mir wenig Bedenken ein. Wir mußten eben möglichst bescheiden und freundlich auftreten, unsere Regierungsmission im Schatten lassen und Alles vermeiden, was die Eitelkeit der Hereros verletzen und ihren kindischen Widerspruchsgeist reizen könnte. Der junge Bastard, Petrus Cloete, schilderte allerdings die Stimmung auf Omaruru als eine sehr stürmische, aber ich konnte mir denken, daß diese Brandung der Gemüther mehr den Zweck hatte, die Fremden einzuschüchtern, als daß sie die wahre Aeußerung tiefer Erregung war. So bestiegen Duft und ich das schwarze Roß und den schwarzen Ochsen, steckten eine größere Anzahl Tabaksplatten in die Tasche, beauftragten Augustin, sogleich nach seiner Ankunft mit zwei Flaschen Rum direkt zu Manasses Hütte zu gehen, wo wir ihn erwarten würden, und schärften unseren Treibern ein, daß sie nur nicht an der Werft des Häuptlings vorbeifahren sollten, ohne zu halten und sich anzumelden. Darauf ritten wir unserem Ziele zu.

Elftes Kapitel.

Eine vergebliche Reise durch das Hereroland.

Manasse Tjiseseta. — Diplomatie am Hofe einer schwarzen Hoheit. — Von Omaruru nach Ottavi. — Eine erfolgreiche Intrigue. — In Waterberg. — Ueber Okambahe und Walfischbay nach Windhoek. — Am Vorabend des Witbooi-Krieges.

Manasse Tjiseseta, der Häuptling von Omaruru, war der Sohn von Katjiherinas, des früheren Häuptlings, ältester Schwester und somit als der Erbe der Häuptlingsschaft aufgewachsen. Schon als Knabe wurde er dem Missionar anvertraut, lebte lange in dessen Hause und war ein fleißiger Schüler und guter Christ, so daß er als Jüngling zum Schulmeister ernannt wurde. Er verheirathete sich mit einem jungen Mädchen, Albertina mit Namen, welches, ebenfalls im Hause des Missionars erzogen, ein sanftes, fleißiges Wesen war. Da brach auf Omaruru der Krieg mit den Zwartbooi-Hottentotten aus, und Manasse mußte für den alternden Häuptling die Führung des Stammes übernehmen. Jahre des Krieges folgten, und ohne daß besondere Siege errungen worden wären, war doch die Vertreibung der Zwartbooi's und ein Friedensschluß das Ende. Manasse soll sich gut geschlagen und große Thatkraft entwickelt haben, aber auch die verrohende Kraft des Krieges hatte nachhaltig auf seinen Charakter eingewirkt, und seitdem waren Jahre vergangen, in denen auch seine männlichen Eigenschaften in trägem Leben geschwunden waren. Katjiherina starb, Manasse folgte ihm und hatte nun als Stammeshaupt nichts Eiligeres zu thun, als die hinterlassenen Weiber seines Vorgängers zu heirathen und selbst eine neue Serie von Lebensgefährtinnen anzulegen, welche sich bald auf die stattliche Zahl von 60 belaufen haben soll. Einige dieser Damen, in

Okerfarbe und ranzigem Fett glänzend, waren seltene Exemplare kolossaler Weiblichkeit und machten Manasses Geschmack alle Ehre. Arme Albertina! Sie weinte sich die Augen aus und machte einen Selbstmordversuch, seit welchem sie immerfort kränkelte, aber sie blieb als eine gute Christin auch ihrem abgefallenen Gebieter treu. Manasse hat seitdem das Christenthum mehrere Male mit dem Heidenthum vertauscht, und ich erinnere mich eines Briefes, in welchem er mir sehr drastisch schrieb: „Ich bin wieder Christ geworden, wohne bei Albertina und gehe zur Kirche, aber ich trinke immer noch Branntwein!" Ein sehr verständlicher Wink! Als Christ wohnt Manasse im Thal in der Nähe der Kirche, wo Albertina ein hübsches, geräumiges Haus hat, als Heide und Häuptling dagegen residirt er auf einer Anhöhe 4 km vor dem Ort Omaruru, wo er mit seinen heidnischen Weibern, seinen Höflingen und Ochsen eine größere Werft bewohnt. Niemals aber bricht er seine Beziehungen zu der christlichen Frau und ihren Kindern ab, und besonders die Letzteren besuchen ihn täglich. Der Häuptling war schon seit mehreren Jahren krank und lag den ganzen Tag in seiner Hütte, wodurch er natürlich an Einfluß unter seinen Leuten bedeutend verlor, da er am thätlichen Eingreifen verhindert war.

Es war 10 Uhr vormittags, als Duft und ich vor Manasses Werft ankamen. Diese liegt ausgezeichnet für eine Vertheidigung auf einem langgestreckten Rücken und beherrscht sowohl den Fluß als auch den Ort Omaruru. Ein Dornenkraal umschließt einen Platz von 3 bis 4 ha, auf dem halb vollendet ein Neubau steht, in weitem Kreise von spitzen Hütten umgeben, welche, wie Zuckerhüte geformt, aus rohen Baumstämmen zusammengesetzt sind. Leichte Rauchsäulen wirbelten zwischen den Balken auf, die vom Ruß dunkel gefärbt waren. Kein Mensch und kein Thier war auf dem Platze sichtbar. Wir ritten auf eine Hütte zu, welche neben dem Rohbau des zukünftigen Palastes lag und mir als Manasses Lieblingsaufenthalt bekannt war, stiegen von unseren Reitthieren und klopften mit der Peitsche auf die Hütte. Von der niedrigen, kaum meterhohen Eingangsthür wurde eine Decke bei Seite geschoben, und ein schwarzes Gesicht tauchte unmittelbar über dem Boden auf, schaute uns neugierig an und verschwand wieder. Nach einer kleinen Pause erschien der Kopf von Neuem, gefolgt von ein paar Händen und Beinen, und ein langer Herero, nackend, nur mit Riemen behangen und mit Fett beschmiert, stand vor uns. Wir sprachen das

Zauberwort „Manasse“, unser Gegenüber sagte „Jh“ und hob den Kopf, was bei den Hereros eine Bejahung bedeutet, und klappte darauf mit einer Handbewegung nach unten die den Eingang verhüllende Decke zurück, so daß nun eine Oeffnung frei wurde, welche kaum die Größe des Zugangs zu einem mittelmäßigen Schweinekoben hatte. Also dort hinein? Nun, da half nichts, und kurz entschlossen klappte ich meinen langen Leib wie ein Taschenmesser zusammen und schlüpfte hinein. Tiefe Finsterniß umfing mich, ein dicker Qualm schlug mir entgegen, und der süßliche Geruch ranzigen Fettes kitzelte meine Geruchsnerven. Schon stieß der Kopf meines Reisebegleiters gegen meinen Rücken, denn er hatte mir eiligst folgen wollen, als er den letzten Theil meines Körpers in der Oeffnung hatte verschwinden sehen. „Banje donker!“ d. i. sehr dunkel, sagte eine Baßstimme im Jnnern der Hütte, „Mitschien“, sagte ich, worauf eine Hand an der linken Wand der Hütte kratzte, eine Matte zurückzog und mit einem blassen Lichtschimmer die Dunkelheit erhellte. Jch befand mich in einem Raume, dessen Radius kaum 2 m betrug, der rauchig, dunstig und düster war; zu meiner Rechten hockten zwei nackte ältere und ein ganz junger bekleideter Herero am Boden, mir gegenüber standen zwei Stühle und einige Kalebassen, und auf der Seite, von welcher das Licht Zutritt hatte, lag ein herkulisch gebauter, bronzefarbener Mann auf einer Matratze, den Oberkörper nackend und nur am Halse mit einer Schnur von Eisenperlen geziert, den Unterleib aber mit einer bunten Decke geschützt.

Dieser Mann war Manasse, der Häuptling von Omaruru! Er lag auf den rechten Ellenbogen gelehnt und wandte mir sein breites, höchst intelligentes Gesicht zu, dessen Ausdruck der Klugheit und Hoheit zwar nicht entbehrte, aber mit den wülstigen Lippen und einem spöttischen Zuge um die Mundwinkel durchaus keinen anziehenden Eindruck machte. Manasse wies mit der linken Hand auf die Stühle, und ich stolperte an dem kleinen Kohlenfeuer vorbei, seelenvergnügt, endlich aus meiner hockenden Stellung in die sitzende übergehen zu können. Nun fand sich auch Duft ein und nahm neben mir Platz. Wir schüttelten Manasse die Hand, fragten, wie es ihm ginge, und machten die geistreiche Bemerkung, daß es sehr warm wäre. Hierauf trat eine Pause ein, während welcher wir die Blicke von Manasse zu den anderen Hereros, auf die rußigen Balken in die Höhe und dann wieder hinab auf die glühenden Kohlen und den von der Asche graugefärbten Boden schweifen

ließen. Manasse rührte sich nicht, beobachtete uns aber scharf, während sich unser eine gewisse Verlegenheit bemächtigte. Langsam, mit wenig Worten und langen Zwischenräumen, hielten wir dann unsere kleine Rede, die sich wohlüberlegt darauf beschränkte, möglichst wenig, aber möglichst Angenehmes zu sagen.

„Wir sind gekommen, um Dich zu grüßen! Wir wollen Omaruru sehen und die Leute kennen lernen. Omaruru ist ein schöner Platz, der Weg ist weit, wir sind müde, wir wollen lange auf Omaruru bleiben. Unsere Wagen sind im Anmarsch. Wo sollen sie ausspannen? Wohin sollen wir unsere Ochsen auf die Weide schicken?"

Manasse hatte mehrere Male als Zeichen seines Verständnisses das bejahende „Jh" ausgerufen, schwieg aber jetzt einige Zeit still und gab erst nach dieser Ueberlegungsfrist kurze und bündige Antworten. Wir sollten bei der Kirche, auf der Seite des Missionars ausspannen — wir wußten bereits, daß den Engländern die andere, sogenannte englische Seite als Lagerplatz angewiesen worden war —, und unsere Ochsen sollten eine halbe Stunde flußabwärts weiden. Wiederum trat tiefe Stille ein, und wir versuchten, das Peinliche derselben durch Fragen nach Manasses Krankheit zu überwinden. Endlich begann Manasse mit dem gewissen hochnothpeinlichen Verhör, welchem man bei keinem, wenn auch noch so kleinen Häuptling im Hererolande entgehen kann.

„Woher kommt Jhr?" „Wohin geht Jhr?" und „Was wollt Jhr?" waren die sehr bestimmten Fragen, welche wir aber keinesfalls bestimmt oder genau richtig beantworten durften. Etwas Falsches zu sagen, wäre thöricht gewesen und hätte eine Blöße bedeutet, genau das Richtige zu sagen, wenn man weiß, daß es den Kaffern Aergerniß giebt, wäre ebenso unklug, etwas herauszusuchen, was ihnen gefällt, vergebliche Mühe gewesen, aber es war möglich, das Unangenehme und damit jede Herausforderung zu vermeiden. Als eine Herausforderung würde es Manasse angesehen haben, wenn wir ihm mitgetheilt hätten, daß wir Abgesandte der deutschen Regierung wären, von der Zwingburg Windhoek kämen, daß die Regierung die Ottavi-Mine der englischen Gesellschaft gegeben hätte, und daß wir die Expeditionen von Reichs wegen begleiten sollten. So unklug waren wir nicht, sondern sagten kurz, wir kämen aus der Walfischbay, wollten Omaruru und noch „ein wenig" vom Damaraland sehen und hätten gar keinen anderen Zweck, als nur zu reisen und Land und Leute kennen zu lernen.

Damit war die Erwähnung des Namens Windhoek und der deutschen Regierung umgangen worden, und Manasse schien mit den Antworten ganz befriedigt. Er wußte aber doch zu genau, daß wir eigentlich von Windhoek kamen und zur Regierung gehörten, und daß ich immer „Lieutenant" genannt wurde, um diesen Umstand ganz mit Stillschweigen übergehen zu können. Er sagte daher zu mir: „Ich kenne Dich, Mr. Bülow, Du warst schon einmal auf Omaruru!"

Manasse hatte Recht! Während meines schon erwähnten Aufenthaltes im Kommissariat von Otjimbingue im Frühjahr 1892 hatte mich der Kaiserliche Kommissar beauftragt, nach Omaruru zu reiten und daselbst einen englischen Händler gerichtlich zu vernehmen. Es galt meinem alten Freunde vom Bord des „Nautilus", dem redseligen Tatlow, welcher des unerlaubten Spirituosenverkaufs verdächtig war. Ich hatte damals schon aus Rücksicht für den Händler, ferner aber, um jede Einmischung der Eingeborenen auszuschließen, die mir etwas unerfreuliche Aufgabe so schnell und unauffällig als möglich erledigt. Zum Glück war Manasse gerade abwesend gewesen, da einer seiner Großen, wie man sagte, auf seinen Wunsch, eines plötzlichen Todes verblichen und der Herrscher beschäftigt war, den todten Freund zu beerben und die ihm nach dem Staatsrechte von Omaruru zustehende Hälfte seines geschwänzten Nachlasses in seine Kraale zu treiben. Er war durch diese Herrscherpflicht derart in Anspruch genommen gewesen, daß er nicht Zeit fand, auf Omaruru zu erscheinen, sondern mir nur durch einen Boten sagen ließ, ich sollte auf ihn warten, was ich mich aber wohl hütete, zu thun. In der Folge hatte Tatlow, welcher überführt wurde, 600 Mark Strafe an die Regierung zahlen müssen, Manasse aber belegte ihn, um seine Gleichberechtigung mit der Regierung zu beweisen, ebenfalls mit einer Buße von 600 Mark, so daß, wie mir der Händler später sagte, this job cost him 50 Lstrl., eine Aeußerung, die nebenbei bewies, daß Manasse wenigstens mit sich hatte handeln lassen. Der Aerger Manasses über diesen vermeintlichen Eingriff in seine Rechte von Seiten der Regierung war ein besonders großer, da sein Interesse für Spirituosen seine empfindlichste Seite war und das Verbot der Spirituoseneinfuhr gewissermaßen seine Lebensader unterband. So war der große Häuptling nicht besonders gut auf die Regierung zu sprechen, und meine dienstliche Anwesenheit in Omaruru bezeichnete einen dunklen Punkt in meiner Vergangenheit und in meinem

Verhältniß zu ihm, so daß ich fürchten mußte, ihm unangenehm bekannt zu sein. Ich schob aber die ganze Schuld an jenem Fall auf die Rechnung meines Freundes Köhler, den Manasse nicht kannte, und der ja auch nicht anwesend war, und stellte mich nur als den beauftragten, aber nicht bestrafenden Theil hin, worauf Manasse dieses Thema fallen ließ, um zu einem Klagelied in großem Stile überzugehen.

Die Deutschen hätten hier kein Recht und spielten sich als die Herren auf, sie besäßen kein Land, bauten aber Festungen, sie ließen immer mehr Soldaten aus Deutschland kommen und behaupteten doch, sie wollten keinen Krieg, sie sperrten die Einfuhr von Munition und machten Verordnungen, ohne die Häuptlinge des Landes zu fragen, wie das doch nach dem Schutzvertrag sein sollte! Wozu dieses Alles? — Nach Manasse waren die Deutschen und immer wieder die Deutschen die Wurzel allen Uebels, und ich mußte mich wundern, daß er nicht auch die große Hitze und den mangelhaften Regenfall auf ihre Rechnung setzte. — Weiter sagte Manasse, die Deutschen hätten im Lande nichts zu essen, die Hereros aber hätten Rindvieh und Schafe genug und wären reich. Sie hätten viel gekauft von den Deutschen, aber jetzt würden sie, so äußerte er sich, wie es Samuel Maharero auch schon gethan hatte, zu den Sitten ihrer Väter zurückkehren, würden mit dem Assegai kämpfen und nackend einhergehen.

Damit hatte Manasse seinen Trumpf ausgespielt und lehnte sich jetzt, zufrieden mit sich selbst, zurück, wir aber gaben mit bewegter Stimme unserer Theilnahme an seinen Sorgen und Kümmernissen Ausdruck, bedauerten ihn lebhaft wegen der schlechten Behandlung, welche er erfahren hatte, und konnten gar nicht begreifen, was die Deutschen eigentlich im Lande Anderes bezweckten, als das Glück der Hereros zu machen. Wir fügten aber sehr bestimmt hinzu, daß uns die ganze Sache gar nichts anginge und wir an Allem unschuldig wären. Hiernach breitete sich eine behagliche Stille aus, und beide Parteien hatten wohl das Gefühl, daß eine fatale Angelegenheit befriedigend erledigt wäre. Doch wir waren noch nicht am Ende, und ich wollte die günstige Stimmung Seiner Hoheit dazu benutzen, um sofort Einiges über das Schicksal unserer Reise zu erfahren. Bei den Hereros herrscht nämlich die Unsitte, alle Reisenden, welche Gepäck mit sich führen und mithin gebrandschatzt werden können, so lange auf dem Platze zu halten, bis sie genügend ausgeplündert sind. Dieser Zweck wird entweder mit List

oder mit Gewalt erreicht: bald werden die Ochsen auf eine entfernte Weide getrieben oder gehen verloren, bald wird der Reisende gebeten, doch aus Freundschaft für die Hereros ein paar Tage zu verweilen, oder der Häuptling verbietet aus irgend einem an den Haaren herbeigezogenen, politischen Grunde die Weiterreise, oder endlich es gebraucht eine Rotte wilder Gesellen rohe Gewalt, reißt die Ochsen von den Jochen und zwingt den Europäer zu längerem unwillkommenen Verweilen. In unserem Falle schien es wahrscheinlich, daß Manasse uns hinhalten würde, und wir hatten, um jedem Zwang vorzubeugen, von vornherein unsere Absicht kundgegeben, längere Zeit auf Omaruru zu bleiben, womit Manasse jede Möglichkeit genommen war, uns gewaltsam aufzuhalten. Der zweite fragliche Punkt war die Weiterreise nach Ottavi, welches Ziel wir im Interesse des Herrn Duft, der Seiner Hoheit als Klipdoktor, d. i. ein Doktor, welcher Steine studirt, vorgestellt wurde, gewählt haben wollten. Ich fragte Manasse, welchen Weg wir wählen sollten, und sagte, daß wir uns den Engländern gern anschließen möchten, worauf der Häuptling aufhorchte und uns fragte, ob denn die Engländer nicht unsere Freunde wären und aus demselben Lande kämen als wir selbst. Wir verneinten Beides mit Emphase. Die Engländer, sagten wir, kämen aus England, Dänemark und Amerika und nicht aus Deutschland, sie wären durchaus nicht unsere Freunde, und wir hätten sie nur auf eine halbe Stunde in Walfischbay gesehen, wollten uns jedoch ihnen anschließen, da wir ebenfalls nach dem Norden Damaralands gehen und Ottavi besichtigen wollten.

Manasse war mit dieser Erklärung sehr zufrieden, und wir waren erfreut, wiederum einen Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt zu haben. Unsere Angaben waren auch durchaus richtig, wenn sie auch nicht den vollen Umfang der Wahrheit enthielten, aber es ist ja eine alte Regel, daß man den Menschen niemals mehr sagen muß, als sie zu beurtheilen im Stande sind. Wir hatten unsere Sendung von der Regierung allerdings verschwiegen, aber wir hatten nicht einmal den Auftrag, Manasse zu grüßen, geschweige denn mit ihm zu verhandeln! Wozu sollte es also dienen, ihm etwas mitzutheilen, was die Sachlage höchstens verschlimmern konnte? Wir verheimlichten auch die Verbindung, welche zwischen der Regierung und den Expeditionen der South West Africa Company durch die Damara-Konzession bestand, aber wozu auch in diesem Falle Manasse mit Dingen beunruhigen, die er nicht verstand?

Für Manasse hatten nur drei Punkte einen wirklichen Werth, und diese waren erstens, daß die Regierung ihn als Häuptling beachtete, zweitens, daß er Samuel Maharero, dessen Stellung als Oberhäuptling er nicht anerkennen wollte, ein Schnippchen schlug, und drittens, daß er möglichst viel Geschenke in flüssigem und festem Zustande erhielt. Der erste Punkt war durch unser bescheidenes Auftreten zur Befriedigung erledigt, Punkt zwei, das Schnippchen, sollte dem Samuel damit geschlagen werden, daß die Expeditionen und wir selbst freien Durchzug durch Omaruru erhielten, während Nummer drei bei einem längeren Aufenthalte nicht anders als zur Befriedigung der begehrlichen Hereros ausfallen konnte. Ein Seufzer entrang sich meiner Brust, wenn ich an die uns bevorstehende Bettelei dachte. O du meine Güte!

Zu Ende der Unterhaltung empfahl uns Manasse, den Weg über Banjos Werft Otjombonde nach Ottavi zu wählen, und drückte dadurch seine Bereitwilligkeit aus, uns ziehen zu lassen. Unterdessen war auch Augustin eingetroffen und hatte mehrere Flaschen Schnaps zu den Füßen des Gebieters niedergelegt, das heißt nur bildlich gesprochen, denn in Wahrheit wurden die corpora delicti scheinbar achtlos in eine Ecke gesetzt, und weder Geber noch der Beschenkte nahmen weiter Notiz davon.

Nach Erledigung aller dieser Angelegenheiten verabschiedeten wir uns von Seiner schwarzen Hoheit. Als wir aus dem Audienzsaal herausgekrochen waren, sagte der Eine zum Anderen: „Sehen Sie wohl! Es ist gar nicht so schlimm, wie es aussah! Die Engländer haben sich nur ins Bockshorn jagen lassen!“

Wir waren hocherfreut über dies Ergebniß unseres diplomatischen Benehmens, und der Erfolg unserer Reise schien uns gesichert. Und doch, welche Täuschung! Unsere Reise ist ergebnißlos geblieben, und der Leser möge mir daher verzeihen, wenn ich dieselbe, so gern ich auch an sie zurückdenke, hier doch nur in aller Kürze erzähle und ihn nur im Fluge durch das nördliche Hereroland führe.

Der Weg von der Häuptlingswerft nach dem Dorf Omaruru führte einen Hügel hinab, kreuzte den Fluß, welcher in mehreren Rinnsalen Wasser führte, und dessen Thal in seiner ganzen Breite mit reifendem Getreide bestanden war, und folgte sodann am westlichen Ufer, zwischen Gärten sich dahinschlängelnd, dem Laufe des Flusses. Nach Ueberschreitung einer kleinen Anhöhe stiegen wir in ein Thal hinab, welches inmitten eines lichten Akazienwaldes die Niederlassung

mit vielen kleinen weißen Lehmhäusern aufnahm. In der Mitte dieser Gebäude lag eine einfache Kirche und das Missionsgehöft, neben welchem unsere Wagen in tiefem Schatten ausgespannt hatten. Dieser Theil von Omaruru enthielt die Wohnungen der christlichen Hereros und eines finnischen Händlers, während weiter flußaufwärts im sogenannten englischen Theile die Storegebäude des Händlers Tatlow und mehrerer Mischlinge lagen. Hierhin mußten wir uns sogleich begeben, um unsere Expeditionen zu begrüßen, welche wir in einem großen Lager vereint fanden. Die Eingeborenen schienen sie ungeheuer zu belästigen und ihren geistigen Getränken stark zuzusprechen, ein Umstand, welcher allein schon die süßsauren Mienen der englischen Herren zur Genüge erklärte. Wir selbst wurden allerdings auch nicht viel freundlicher begrüßt, und besonders unsere Absicht, die Engländer trotz aller Abmahnungen zu begleiten, verstimmte letztere sichtlich. Es war augenscheinlich, was sich auch später mehrfach klar erwies, daß man sich unser als einer unbequemen Beigabe gern entledigen wollte. In der Folge hatten wir sogar die größten Schwierigkeiten, von dem Expeditionsführer, Mr. Copeland, die uns zustehende Verpflegung zu erhalten. Um Weiterungen zu vermeiden, zogen wir uns ganz auf unseren Theil von Omaruru zurück, ließen auch die Engländer vor uns eines anderen Weges ziehen und kamen erst wieder an dem Ziel unserer Reise, auf Ottavi, mit den Expeditionen zusammen.

Die Eingeborenen plagten uns in den folgenden Tagen sehr mit ihren Betteleien, mit unverschämten Reden und mit ihrer fortgesetzten Gegenwart, waren aber durchaus freundlich gesinnt und ließen uns nach der ersten Plünderung, welche wir gutwillig über uns hatten ergehen lassen, ganz in Frieden. Selbst eine große Rathssitzung bei Manasse verlief wider Erwarten günstig. Der heikle Punkt unseres Kommens aus Windhoek und unser eigentlicher Reisezweck wurde mit Stillschweigen übergangen, und wenn auch Manasse genau Bescheid wußte, so blieben doch seine Großen im Unklaren darüber, ob wir den Engländern bei der Erreichung von Ottavi den Rang ablaufen wollten, oder ob wir harmlose Reisende wären. Wegen unseres bescheidenen Auftretens mag wohl die letztere Anschauung überwogen haben. Manasse verfolgte eben den doppelten Zweck, es sowohl mit der Regierung nicht zu verderben, als auch den Engländern gegenüber sich als den Besitzer von Ottavi hinzustellen und sich seine Großmuth möglichst hoch bezahlen

zu lassen. Das Resultat aller seiner Intriguen schien uns jedenfalls günstig zu sein. Manasse bewies seine Freundschaft für mich auch damit, daß er mir ein Pferd schenkte, welches zwar einäugig war und sehr wenig taugte, aber als Zeichen seines Wohlwollens anderen Hereros gegenüber einen gewissen Werth besaß.

Auch Mutate, der Unterhäuptling Manasses und Führer der Opposition auf Omaruru, zeigte sich gegen uns sehr zuvorkommend und erzählte uns viel aus der Zeit, wo er mit Anderson, Green und Ericson gejagt hatte. Diese Zeit, das goldene Zeitalter von Omaruru, waren die sechziger und siebziger Jahre gewesen. Damals hatten die weißen Jäger Gewehre und Munition, Kleider und Alkohol, Pferde und Lebensmittel mit vollen Händen verschenkt, um dafür von den Eingeborenen den Ertrag ihrer Jagd in Straußfedern und Elfenbein zu erhalten. Jetzt war der Handel zu einem Kleinverkauf von Lebensmitteln und Kleidungsstücken gegen Ochsen und Schafe herabgegangen, und eine „grausame" Regierung hatte sogar die Einfuhr der Spirituosen auf ein Minimum beschränkt. So gern nun auch Mutate in den ersteren Erinnerungen schwelgte, so wenig angenehm waren ihm die derzeitigen Zustände, und er beklagte sich bitter über Alles, vor Allem aber über die Deutschen.

Wir benutzten unseren Aufenthalt auf Omaruru, um ein neues Ochsengespann für den Duftschen Wagen, den Ochsen zu 80 Mark, zu kaufen und neues Personal anzuwerben. Ich miethete als Treiber einen jungen Herero mit Namen Jan, einen anderen als Ochsenwächter und behielt von dem alten nur meinen Diener Augustin und den Tauleiter Hauin, einen Berg-Damara.

Endlich, am 2. Dezember, verließen wir Omaruru und zogen in fast nördlicher Richtung über Epako und Otjiteitei auf Ozongombo, nachdem die Engländer zwei Tage vor uns Omaruru in einer Richtung verlassen hatten, welche nach Nordnordosten von der unserigen abwich. Nach zwei sehr heißen Tagen erreichten wir am Vormittag des 4. Dezember Ozongombo, welches in einem kleinen Walde liegt und wegen seiner sehr tiefen Putsen berühmt ist. Es ist weit und breit die einzige Wasserstelle und wird aus diesem Grunde in der trockenen Jahreszeit ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend von dem Vieh der umliegenden Posten, welches ich auf zehntausend Köpfe Großvieh veranschlagen möchte, besucht. Die Wasserstelle ist die

interessanteste im ganzen Hereroland und beweist mit ihrer bis zu fünfzehn Metern in den Sandsteingrund hinabreichenden Tiefe, daß die Hereros sowohl fleißig als auch erfinderisch sind, denn es muß keine kleine Mühe gewesen sein, diesen Brunnen zu graben, und es ist wohl auch nicht leicht, ihn bei der starken Benutzung dauernd brauchbar zu erhalten. In Ermangelung einer Hebevorrichtung schöpfen die Hereros mit Eimern, indem immer ein Mann über dem anderen auf kleinen Steinstufen stehend den Eimer dem nächsten weiterreicht. Dabei singen sie ein monotones Lied und wechseln sich mit einer Regelmäßigkeit und Geschwindigkeit ab, als ob sie unter dem Kommando eines preußischen Feldwebels ständen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der große Wassermangel im ganzen Schutzgebiet durchaus nicht beweist, daß Wasser überhaupt nicht zu finden ist, sondern nur, daß vorläufig nur die allerprimitivsten Versuche gemacht worden sind, solches zu finden. Richtige Brunnen von irgend welcher Tiefe giebt es im ganzen Lande nicht, dagegen sind im Hererolande, wo immerhin eifrig nach Wasser gegraben wird, sehr viele ausgiebige Wasserstellen vorhanden.

Von Ozongombo aus hatten wir eine große Durststrecke zu überwinden, welche wir in ungefähr zwanzig Stunden zurücklegten, wobei wir abwechselnd zwei Stunden fuhren und zwei Stunden rasteten. Die Gegend veränderte sich hier völlig; das hügelige Gelände machte einer Ebene Platz. Die Dornbüsche verschwanden mehr und mehr, und der Graswuchs wurde dichter, während die Bäume sich in Buschwäldern mit dichtem Unterholz zusammen fanden. In weiter Ferne hatten wir das Paradis-Gebirge vor uns, und im Westen sahen wir zwei Tage lang die Ozongombo-Berge. In Omaruru hatte man uns über die schlechte Weide damit getröstet, daß schon südlich von Ozongombo reichlich Regen gefallen wäre. Diese Hoffnung erwies sich aber als trügerisch, denn noch war kein Tropfen Regen auf die seit sieben Monaten dürren Steppen niedergegangen. Das Gras war spärlich und zeigte eine fast graue Farbe, und der Staub war unerträglich. Dazu kam, daß die Sonnenstrahlen den Boden derartig erhitzten, daß unsere Ochsen wunde Hufe bekamen und nur mühsam vorwärts marschirten, ja es selbst verschmähten, bei Tage ihr Futter zu suchen. Es war daher wie eine Erlösung zu betrachten, als wir am Abend des 6. Dezember das zwischen kleinen Hügeln gelegene Pallafontein oder Katjosongondi erblickten. Auf kalkigem Boden, von dichtem Dornen-

gestrüpp umgeben und mit einer unter schattigen Bäumen sprudelnden schönen Quelle, liegt Pallafontein wie eine Oase in der Mitte der wasserlosen ebenen Fläche. Seinen Namen hat der Ort von der in dieser Gegend früher häufig vorkommenden Palla-Antilope; jetzt aber ist das Wild mit Ausnahme einiger Giraffen und des Kudu, welcher das dichte Buschland liebt, ganz verschwunden. Wir brachten an diesem Ort nur den Abend zu, tränkten unser Zugvieh und fuhren dann später noch bis auf eine halbe Stunde weit jenseits des Platzes, da wir allen Zusammenstößen unserer Leute mit den Hereros vorbeugen wollten. Pallafontein ist der nordwestlichste Punkt des eigentlichen Hererolandes, denn wenn auch im Kaokofelde sogenannte Ovatjimba, d. h. arme Hereros wohnen, so reicht doch die politische Grenze des Hererovolkes nur bis hierher. Weiter im Westen schließen sich die Wohnplätze der Hottentotten von Otjitambi an, während östlich und nordöstlich das Reich der Buschleute und Berg-Damaras beginnt.

Am 7. Dezember erreichten wir Outjo, eine Wasserstelle, die ebenfalls auf kalkigem Grunde zwischen buschigen Hügeln gelegen ist und von einem holländischen Boeren Lambert bewohnt wird. Die Niederlassung bot allerdings nicht viel Bewundernswerthes an Hausbau und Gartenanlagen, aber es war wohl nicht zu verwundern, daß Lambert zwischen dem rings herum hausenden Raubgesindel nichts schuf, was er nicht jeden Augenblick auf seinem Wagen hätte mit sich fortführen können. Hier ereilte uns zu unserer großen Freude das erste Gewitter, welches in dieser Gegend niederkam, während mein Reisegefährte und ich ja bereits im September und Oktober in der Nähe von Windhoek starke Regengüsse erlebt hatten. Von nun an regnete es fast jeden Nachmittag und zwar mit großer Heftigkeit, bis um den 15. Dezember eine Pause von neun Tagen eintrat.

Wegen der sehr schlechten Weide verließen wir Outjo schon nach einem Tage und bezogen ein Lager in dem nahen Chaos, einer Wasserstelle von seltener Lieblichkeit, die, an dem Rande der erwähnten Kalkhügel gelegen, durch ein kleines Thal nach der östlichen großen Fläche entwässert wurde. Ich richtete mich hier häuslich ein, da ich meinen Ochsen eine längere Rast gönnen wollte, während Herr Duft schon nach zwei Tagen in direkt östlicher Richtung weiterreiste. Die Tage in Chaos gehörten zu den angenehmsten, die ich auf dieser Reise verlebt habe, denn die Natur war, neu belebt durch den Regen, von einer solchen

Anmuth, und die Stille der vollkommenen Einsamkeit so wohlthuend, daß ich mich kaum von diesem wunderlieblichen Plätzchen zu trennen vermochte. Ein alter Engländer von wahrscheinlich sehr zweifelhafter Vergangenheit lebte seit vielen Jahren hier zwischen den Buschleuten eine wenig beneidenswerthe Existenz; er pflegte meine Mahlzeiten zu

Am Kunene.

theilen, um endlich einmal etwas Anderes als die Früchte des Feldes zu genießen. Da meine Ochsen nicht im Stande waren, die bevorstehende große Reise auszuhalten, so übergab ich sie einem anwesenden Unterhändler meines Freundes Tatlow in Omaruru und kaufte von diesem acht neue Ochsen, so daß ich mit zwei noch brauchbaren Thieren meines bisherigen Gespanns zehn Zugochsen mit mir nahm.

Am 14. Dezember wurde die Reise fortgesetzt und ging zwei Tage lang durch eine weite Wiesenfläche, in welcher nur einzelne kugelige Büsche mit größeren Blättern standen, während der Dornbusch fast ganz verschwunden war. Eine große Menge bunter wohlriechender Blumen bedeckte die Flur, große Schlingpflanzen mit riesigen Blättern und kelchförmigen Blüthen rankten sich über die Sträuche, und kleinere Büsche blühten mit herrlichen weißen Blumen in der Art der Azaleen und strömten einen selten schönen Duft aus. Der Charakter der Landschaft hatte ganz das Dürre und Unfruchtbare verloren, welches im südlichen Hereroland so häufig große Strecken so überaus unfreundlich macht, und gewährte den Eindruck üppiger Lebensfülle. In dem lehmigen Boden hatten sich hier und dort Senkungen zu kleinen Teichen angefüllt, so daß auch an Wasser kein Mangel war. Gegen Abend erreichten wir den ersten Buschwald und nächtigten in demselben. Wir durchschritten von nun an fast allstündlich ein solches Gehölz, welches an unsere Birkenwälder erinnerte und uns aus dem südlichen Damaraland gar nicht bekannt war. Dieselben waren meistens von Buschleuten bewohnt, deren Typus weder rein hottentottisch war, noch die unverfälschte Rasse der Berg-Damaras zeigte, sondern vielmehr eine recht wohlgelungene Mischung beider zu sein schien. Die Leute waren nur mit Schurzfell bekleidet und führten nur vereinzelt Vorderladergewehre, während die meisten mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Sie schienen in ganz guter materieller Lage zu sein, da wir große Herden von Ziegen sahen; sie waren aber sehr wenig zutraulich und vermieden jeden Verkehr mit uns.

Nach zweitägiger Fahrt kamen wir am Abend des 16. Dezember in Neidaus an, einem Ort, welcher ebenfalls im Busch gelegen war und seit mehreren Jahren von einem Reste der Jonkerschen Hottentotten, die früher auf Windhoek gehaust hatten, von dort aber durch Witbooi vertrieben worden waren, bewohnt war. So hübsch wie Neidaus mit seinen bunten Blumen, seinen von Binsen umrahmten Quellen und seinen schattigen Bäumen auch war, so sehr vergällten die unverschämten, ewig bettelnden Hottentotten mir den Aufenthalt. Auf jede nur denkbare Weise versuchten sie etwas aus mir herauszupressen und verlangten schließlich vierzig Mark als Bezahlung für die Benutzung der Wasserstellen. Zu meinem Bedauern konnte ich hier über die Annäherung der englischen Expeditionen gar nichts in Erfahrung bringen, obgleich dieselben ganz in der Nähe sein mußten, doch wurde mir mitgetheilt, daß Herrn

Dufts Wagen eine Tagereise östlich von Neidaus durch den Buschmannhäuptling aufgehalten worden war und nicht nach Ottavi gelassen werden sollte — eine Märe, an die ich nicht recht glauben mochte. Sehr unangenehm war mir aber das Ausbleiben der Engländer, da meine Lebensmittel schon seit mehreren Tagen zu Ende waren. Ich besaß nur noch etwas Kaffee und kaufte mir hier in der Noth ein Kalb für eine wollene Decke, um den Hunger meiner Leute zu stillen; ich selbst lebte von Milch, welche auf Neidaus im Ueberfluß vorhanden war und gegen Tabak eingetauscht wurde. Der Glanzpunkt meines Aufenthalts waren die nächtlichen Tänze, welche auf einer Waldlichtung im Kreise der durchsichtigen, von innen durch ein Kohlenfeuer erhellten Hütten stattfanden. Die Beleuchtung durch lodernde Flammen, die majestätische Nacht, die klagenden Laute der eintönigen Hottentottengesänge und der wilde Tanz der Weiber waren höchst romantisch, und besonders von ferne klangen die Weisen eigenartig durch die sonst so stille Nacht. Drei Tage verweilte ich auf Neidaus, setzte mich dann aber, zu meinem Leidwesen von sieben auf Kühen reitenden Hottentotten begleitet, nach Ottavi in Marsch, wo ich am Abend des 20. Dezember eintraf.

Als ich einen dichten Wald von wohl einer deutschen Meile Länge durchschritten hatte, betrat ich eine Lichtung am Fuße der Ottavi-Berge, auf der bereits ein reges Treiben herrschte, so daß ich auf den ersten Blick erkannte, daß ich als der Letzte an das erstrebte Ziel gelangt war. Herr Duft war, wie ich bald erfuhr, der Erste am Platze gewesen, eifersüchtig bewacht von den Buschleuten, welche ihm nicht gestatten wollten, die Mine von Ottavi vor Ankunft der Engländer zu besichtigen. Dann war die englische Karawane mit dreizehn Europäern und einigen vierzig Farbigen, mit sieben Wagen, aber leider in der Begleitung von zwei Großen aus Omaruru, Bill und Haiva, eingetroffen. Die Letzteren hatten anscheinend das Kommando über alle Anwesenden übernommen, was sich für uns als recht nachtheilig herausstellte. Denn obgleich Manasse uns gestattet hatte, die Mine zu besichtigen, so stellte sich Bill diesem Plane auf das Entschiedenste entgegen. Wir merkten gleich, daß wir Allen mißliebige Personen waren, denn nicht nur Bill und Haiva, sondern auch die Engländer, die Hottentotten und der Buschmannhäuptling mit seinem fünfzig Mann starken Gefolge sahen uns mit scheelen Augen an und verkehrten kaum mit uns. Am dritten Tage wurde die Lage durch die Ankunft von

zwanzig bewaffneten Hereros unter Führung von Kandundu, einem Bruder des Häuptlings Kambazembi von Waterberg, noch kritischer. Kandundu verlangte in sehr entschiedenem Tone, daß Duft und ich sofort zur Begrüßung Kambazembis nach Waterberg abreisen sollten, widrigenfalls er die Engländer nicht auf die Mine hinauflassen würde.

Wir beriethen miteinander, was diesem kategorischen Verlangen gegenüber zu thun rathsam sei. Von vornherein waren wir uns darüber klar, daß diese Forderung Kambazembis einfach erlogen war, daß aber trotzdem an einen Widerstand, und sei es auch nur ein passiver, nicht zu denken sei. Wir befanden uns ohne jeden Rückhalt allein inmitten einer uns übelwollenden Schaar schwarzen und gelben Gesindels und wußten, daß unsere englischen „Freunde" auch nicht einen Finger rühren würden, ein energisches Auftreten unsererseits zu unterstützen. Wir waren also nicht in der Lage, den uns gewordenen Auftrag auszuführen, aber wir mußten doch Alles thun, um die Erreichung des Zwecks der englischen Expeditionen zu ermöglichen. Uns persönlich lag nichts an der Besichtigung der Ottavi-Mine, aber im Interesse der wirthschaftlichen Zukunft unseres Schutzgebietes hielten wir es für nöthig, Alles zu vermeiden, was geeignet war, den Erfolg der englischen Gesellschaft, von der wir so viel erhofften, in Frage zu stellen.

So war denn unser Entschluß gefaßt: wir fügten uns! Wenn auch vor Grimm und Wuth geradezu schäumend, kehrten wir kurz vor dem Ziel den Hügeln von Ottavi den Rücken. Darauf nahmen die Engländer von der Mine Besitz und haben sie in der Folge zwei Jahre lang aufgearbeitet und die ganze Umgegend nach Erzen durchforscht. Obgleich reichhaltige Kupfererze an verschiedenen Stellen gefunden wurden, so stieß man doch auf keine fortlaufende Ader, und die South West Africa Company hat es daher in neuester Zeit aufgegeben, die Erze dieser Gegend abzubauen, da das Unternehmen bei der großen Entfernung des Erzfundortes von der Küste kein lohnendes zu sein versprach.

Der 23. Dezember sah uns also gekränkten Herzens, begleitet von Kandundu und seinen zwanzig nackten, aber wohlbewaffneten Kriegern und bewacht von mehreren Schleichpatrouillen der Buschleute, welche hier und dort an unserem Wege aus dem Dickicht auftauchten, durch ein dichtes Buschgelände gegen Südsüdosten ziehen. Kandundu selbst, mit triefenden Augen und herabhängendem Unterkiefer einem alten Weibe vergleichbar, ritt vor uns her und spielte eine Melodie auf dem aus

einem Bogen und einer Saite bestehenden Instrument. Die Gegend wechselte zwischen schattigen Waldpfaden und blumigem, üppigem Wiesengelände ab. Bei einbrechender Dunkelheit rasteten wir an einem kleinen Weiher in einer Waldlichtung und erlebten am nächsten Morgen die freudige Ueberraschung — die uns allerdings auch klar bewies, daß man sich unser in Ottavi nur hatte entledigen wollen —, daß unsere Leibwache verschwunden und nur der bekleidete und recht gesittete Sohn des Buschmannshäuptlings zurückgeblieben war. Wir freuten uns des Letzteren, denn jeder Weg und jede Spur hatte aufgehört, und kein Bergkegel schaute über die Baumkronen, um uns den Weg gen Süden zu weisen. Als jedoch am frühen Nachmittag schwarze Gewitterwolken am Horizont heraufzogen, verließ uns auch der Kronprinz der Buschleute, und wir saßen rathlos im dichten Walde. Nach zweistündiger Arbeit mit Axt und Säge erreichten wir ein etwas offeneres Gelände, aber an ein weiteres Fortkommen war jetzt erst gar nicht zu denken, da ein ungeheurer Platzregen in wenigen Minuten die ganze Gegend überschwemmte und den Boden derartig aufweichte, daß unsere Wagen tief einsanken und die Ochsen sie nicht von der Stelle zu bewegen vermochten. Wir spannten also aus und richteten uns in einem vollkommenen Bley für die Feier des Heiligen Abends ein. Auch am ersten Feiertag konnten wir noch nicht weiterreisen, da alle Riemen naß und mürbe geworden waren, und erst am Vormittage des 26. Dezember zogen wir aus dem Buschland in eine Gegend hinaus, welche sich allmählich gegen Süden hin senkte und einen weiten Ausblick gestattete. Im Südwesten lag ein kurzer Gebirgsstock, welchen wir auf die Berge von Otjivarongo ansprachen, wobei uns zur Gewißheit wurde, daß wir zu weit in südwestlicher Richtung abgewichen waren. Am folgenden Morgen stieg allmählich das Plateau des Waterbergs südöstlich von uns aus der Ebene auf und zwar so, daß wir die scharfen Kanten seiner Westecke deutlich erkennen konnten, während er nach Norden unmerklich in sanfter Mulde sich mit dem Abhang verband, auf welchem wir uns hinabbewegten. Nach weiteren zwei Tagen, während welcher wir zuerst um die Westecke des Berges herum und dann an dem Südabhange, der sich steil in rothem Gestein aus der Fläche erhob, entlang zogen, kamen wir an den ersten menschlichen Wohnplatz seit Neidaus, welcher Omouverumue genannt wurde und am Eingang zu dem Thale liegt, welches den Ort Waterberg aufnimmt. Die Lage von Omou-

verumue war besonders hübsch und malerisch: auf der einen Seite der steile Abhang des Waterbergs und eine grüne Matte in der Breite von einigen hundert Metern, bestanden mit den rauchenden Hütten der Eingeborenen, auf der anderen Seite eine Plattform mit hohen alten Bäumen, und zwischen beiden das Thal des Flusses, von bunten Rinderherden bevölkert. Die Leute waren freundlich, wenn auch sehr begehrlich, und ich konnte meinen Aufenthalt von zwei Tagen dazu benutzen, um mehrere Schafe einzukaufen. Herr Duft reiste mir nach Waterberg vorauf, wo wir am 1. Januar 1893 zusammentrafen.

Otjozondjupa oder Waterberg liegt an dem nach Osten gekehrten Abhang des Tafelgebirges und verdankt seine große Fruchtbarkeit einer starken Quelle, welche unmittelbar unter dem Kamm des Berges entspringt und als reißender Gebirgsbach von Terrasse zu Terrasse in das Thal hinabstürzt. Diese dicht bewachsenen Abhänge boten das Bild üppigsten Gedeihens, und vor Allem der Garten der Mission, welcher in gleicher Höhe mit dem Hause des Missionars lag, bot Mais und Gemüse, Früchte, Bambusrohr und Blumen im Ueberfluß. Besonders schön war die Kartoffel gerathen, die wir seit Walfischbay zum ersten Male wieder genossen. Am Fuße des Berges breitete sich in einem Halbkreise die Stadt aus. Es war bei Weitem die größte Eingeborenenstadt, welche ich im Lande gesehen habe. Häuser, Hütten, Gärten und Felder, von Pallisaden umgebene Werfte und Viehkraale bedeckten eine große Fläche, der am weitesten nach Osten die Werft des Häuptlings Kambazembi vorgelagert war. Kambazembi gilt als der reichste und älteste Häuptling unter den Ovaherero, aber da er nackend geht und dem Verkehr mit den Europäern weiter entrückt ist, hat sein Ansehen nicht denselben Werth wie dasjenige Samuels und Manasses. Dafür lernte ich in ihm einen echten Fettleib kennen, wie die heidnischen Hereros genannt werden, die sich mit ranziger Ockerbutter beschmieren und außer bei ihrer Geburt niemals gewaschen werden. Er war ein großer dicker Mann von einigen sechzig Jahren, der sehr viel Hoheit und Würde in Gang und Haltung zur Schau trug. Sein Charakter war im Allgemeinen gutmüthig und jovial, und er bewies sich auch gegen uns freundlich, wenn man von einem gewissen Mißtrauen absah, welches zuerst vorhanden war, aber im persönlichen Verkehr bald völlig verschwand. Wir blieben drei Tage auf Waterberg, erhielten sogar ein Jeder einen Ochsen zum Geschenk und zogen dann unseres Weges, und

zwar Herr Duft über Ofire nach Okahandja und Windhoek, ich dagegen in gerader Richtung auf Omaruru. Der Auftrag des Herrn Duft, die Mineexpedition zu begleiten, war nämlich als erfüllt — oder nicht erfüllt — zu betrachten, während es mir noch oblag, mich in Omaruru der Eisenbahnvermessungs-Expedition anzuschließen und ihr bis an die Küste zu folgen.

Ich fuhr über Katjiteitei nach Okozongotu am Omatako-Berge, wo ich nach vier Tagen eintraf, um dort ein sehr unangenehmes Erlebniß zu haben. Ich erschoß nämlich einen Hund, dessen Diebereien wir uns nicht anders erwehren konnten, und wurde darauf von dem Aeltesten des Platzes, der sich als der Besitzer meines Opfers ausgab, in Strafe genommen. Während ich mit ihm auf seiner Werft Unterhandlungen pflog, ließ er mein Gewehr, welches ihm anscheinend sehr gefallen hatte, zwei Ochsen und alle meine Schafe vom Wagen fortnehmen. Nach langer Unterredung gab er mir endlich das Vieh heraus, behielt jedoch das Gewehr, welches ich erst vier Monate später durch Samuel Maharero zurückerhielt. Es war nur meiner großen Ruhe zu danken, daß diese wenig angenehme Art der Erpressung ohne böse Folgen blieb, denn wenn auch die Hereros mein Leben nicht bedroht haben würden, solange ich selbst nicht zur Waffe griff, so ist es doch häufig genug vorgekommen, daß aus ähnlichem Anlaß ein Händler oder Reisender in rohester Weise mit den landesüblichen Flußpferdpeitschen durchgehauen wurde.

In den nächsten Tagen, während der ich die niedrigen Ausläufer des Etjo-Gebirges überschritt, hatte ich viel unter Regen zu leiden, welcher mit großer Heftigkeit eingesetzt hatte, die Bäche zu reißenden Gewässern machte und die ganze Gegend in einen Sumpf verwandelte. Zuweilen war die Dichtigkeit des Regenfalls so groß, daß ich wohl eine Viertelstunde lang nur das erste Gespann meiner Ochsen erkennen konnte, und daß auch dieses mir wie in einem Aquarium schwimmend erschien. Am 12. Januar standen wir wiederum an dem Ufer des Omaruru-Flusses, aber diesmal lag nicht träger gelber Sand vor uns, sondern flinke schmutziggraue Wellen tanzten hastig zu Thal und rissen Gestrüpp und Büsche, Bäume und Felsblöcke unaufhaltsam mit sich fort. Wir durchschritten den Fluß bei Omburo mit großer Gefahr für unsere Zugthiere und kehrten im gastlichen Hause des Missionars ein, um jedoch schon am folgenden Tage die Fahrt nach Omaruru fortzusetzen.

verumue war besonders hübsch und malerisch: auf der einen Seite der steile Abhang des Waterbergs und eine grüne Matte in der Breite von einigen hundert Metern, bestanden mit den rauchenden Hütten der Eingeborenen, auf der anderen Seite eine Plattform mit hohen alten Bäumen, und zwischen beiden das Thal des Flusses, von bunten Rinderherden bevölkert. Die Leute waren freundlich, wenn auch sehr begehrlich, und ich konnte meinen Aufenthalt von zwei Tagen dazu benutzen, um mehrere Schafe einzukaufen. Herr Duft reiste mir nach Waterberg vorauf, wo wir am 1. Januar 1893 zusammentrafen.

Otjozondjupa oder Waterberg liegt an dem nach Osten gekehrten Abhang des Tafelgebirges und verdankt seine große Fruchtbarkeit einer starken Quelle, welche unmittelbar unter dem Kamm des Berges entspringt und als reißender Gebirgsbach von Terrasse zu Terrasse in das Thal hinabstürzt. Diese dicht bewachsenen Abhänge boten das Bild üppigsten Gedeihens, und vor Allem der Garten der Mission, welcher in gleicher Höhe mit dem Hause des Missionars lag, bot Mais und Gemüse, Früchte, Bambusrohr und Blumen im Ueberfluß. Besonders schön war die Kartoffel gerathen, die wir seit Walfischbay zum ersten Male wieder genossen. Am Fuße des Berges breitete sich in einem Halbkreise die Stadt aus. Es war bei Weitem die größte Eingeborenenstadt, welche ich im Lande gesehen habe. Häuser, Hütten, Gärten und Felder, von Pallisaden umgebene Werfte und Viehkraale bedeckten eine große Fläche, der am weitesten nach Osten die Werft des Häuptlings Kambazembi vorgelagert war. Kambazembi gilt als der reichste und älteste Häuptling unter den Ovaherero, aber da er nackend geht und dem Verkehr mit den Europäern weiter entrückt ist, hat sein Ansehen nicht denselben Werth wie dasjenige Samuels und Manasses. Dafür lernte ich in ihm einen echten Fettleib kennen, wie die heidnischen Hereros genannt werden, die sich mit ranziger Ockerbutter beschmieren und außer bei ihrer Geburt niemals gewaschen werden. Er war ein großer dicker Mann von einigen sechzig Jahren, der sehr viel Hoheit und Würde in Gang und Haltung zur Schau trug. Sein Charakter war im Allgemeinen gutmüthig und jovial, und er bewies sich auch gegen uns freundlich, wenn man von einem gewissen Mißtrauen absah, welches zuerst vorhanden war, aber im persönlichen Verkehr bald völlig verschwand. Wir blieben drei Tage auf Waterberg, erhielten sogar ein [redacted] Geschenk und zogen dann unseres Weges, und

zwar Herr Duft über Osire nach Okahandja und Windhoek, ich dagegen in gerader Richtung auf Omaruru. Der Auftrag des Herrn Duft, die Minenexpedition zu begleiten, war nämlich als erfüllt — oder nicht erfüllt — zu betrachten, während es mir noch oblag, mich in Omaruru der Eisenbahnvermessungs-Expedition anzuschließen und ihr bis an die Küste zu folgen.

Ich fuhr über Katjiteitei nach Okozongotu am Omatako-Berge, wo ich nach vier Tagen eintraf, um dort ein sehr unangenehmes Erlebniß zu haben. Ich erschoß nämlich einen Hund, dessen Diebereien wir uns nicht anders erwehren konnten, und wurde darauf von dem Aeltesten des Platzes, der sich als der Besitzer meines Opfers ausgab, in Strafe genommen. Während ich mit ihm auf seiner Werft Unterhandlungen pflog, ließ er mein Gewehr, welches ihm anscheinend sehr gefallen hatte, zwei Ochsen und alle meine Schafe vom Wagen fortnehmen. Nach langer Unterredung gab er mir endlich das Vieh heraus, behielt jedoch das Gewehr, welches ich erst vier Monate später durch Samuel Maharero zurückerhielt. Es war nur meiner großen Ruhe zu danken, daß diese wenig angenehme Art der Erpressung ohne böse Folgen blieb, denn wenn auch die Hereros mein Leben nicht bedroht haben würden, solange ich selbst nicht zur Waffe griff, so ist es doch häufig genug vorgekommen, daß aus ähnlichem Anlaß ein Händler oder Reisender in rohester Weise mit den landesüblichen Flußpferdpeitschen durchgehauen wurde.

In den nächsten Tagen, während der ich die niedrigen Ausläufer des Etjo-Gebirges überschritt, hatte ich viel unter Regen zu leiden, welcher mit großer Heftigkeit eingesetzt hatte, die Bäche zu reißenden Gewässern machte und die ganze Gegend in einen Sumpf verwandelte. Zuweilen war die Dichtigkeit des Regenfalls so groß, daß ich wohl eine Viertelstunde lang nur das erste Gespann meiner Ochsen erkennen konnte, und daß auch dieses mir wie in einem Aquarium schwimmend erschien. Am 12. Januar standen wir wiederum an dem Ufer des Omaruru-Flusses, aber diesmal lag nicht träger gelber Sand vor uns, sondern flinke schmutziggraue Wellen tanzten hastig zu Thal und rissen Gestrüpp und Büsche, Bäume und Felsblöcke unaufhaltsam mit sich fort. Wir durchschritten den Fluß bei Omburo mit großer Gefahr für unsere Zugthiere und kehrten im gastlichen Hause des Missionars ein, um jedoch schon am folgenden Tage die Fahrt nach Omaruru fortzusetzen.

verumue war besonders hübsch und malerisch: auf der einen Seite der steile Abhang des Waterbergs und eine grüne Matte in der Breite von einigen hundert Metern, bestanden mit den rauchenden Hütten der Eingeborenen, auf der anderen Seite eine Plattform mit hohen alten Bäumen, und zwischen beiden das Thal des Flusses, von bunten Rinderherden bevölkert. Die Leute waren freundlich, wenn auch sehr begehrlich, und ich konnte meinen Aufenthalt von zwei Tagen dazu benutzen, um mehrere Schafe einzukaufen. Herr Duft reiste mir nach Waterberg vorauf, wo wir am 1. Januar 1893 zusammentrafen.

Otjozondjupa oder Waterberg liegt an dem nach Osten gekehrten Abhang des Tafelgebirges und verdankt seine große Fruchtbarkeit einer starken Quelle, welche unmittelbar unter dem Kamm des Berges entspringt und als reißender Gebirgsbach von Terrasse zu Terrasse in das Thal hinabstürzt. Diese dicht bewachsenen Abhänge boten das Bild üppigsten Gedeihens, und vor Allem der Garten der Mission, welcher in gleicher Höhe mit dem Hause des Missionars lag, bot Mais und Gemüse, Früchte, Bambusrohr und Blumen im Ueberfluß. Besonders schön war die Kartoffel gerathen, die wir seit Walfischbay zum ersten Male wieder genossen. Am Fuße des Berges breitete sich in einem Halbkreise die Stadt aus. Es war bei Weitem die größte Eingeborenenstadt, welche ich im Lande gesehen habe. Häuser, Hütten, Gärten und Felder, von Pallisaden umgebene Werfte und Viehkraale bedeckten eine große Fläche, der am weitesten nach Osten die Werft des Häuptlings Kambazembi vorgelagert war. Kambazembi gilt als der reichste und älteste Häuptling unter den Ovaherero, aber da er nackend geht und dem Verkehr mit den Europäern weiter entrückt ist, hat sein Ansehen nicht denselben Werth wie dasjenige Samuels und Manasses. Dafür lernte ich in ihm einen echten Fettleib kennen, wie die heidnischen Hereros genannt werden, die sich mit ranziger Ockerbutter beschmieren und außer bei ihrer Geburt niemals gewaschen werden. Er war ein großer dicker Mann von einigen sechzig Jahren, der sehr viel Hoheit und Würde in Gang und Haltung zur Schau trug. Sein Charakter war im Allgemeinen gutmüthig und jovial, und er bewies sich auch gegen uns freundlich, wenn man von einem gewissen Mißtrauen absah, welches zuerst vorhanden war, aber im persönlichen Verkehr bald völlig verschwand. Wir blieben drei Tage auf Waterberg, erhielten sogar ein Jeder einen Ochsen zum Geschenk und zogen dann unseres Weges, und

zwar Herr Duft über Ofire nach Okahandja und Windhoek, ich dagegen in gerader Richtung auf Omaruru. Der Auftrag des Herrn Duft, die Minenexpedition zu begleiten, war nämlich als erfüllt — oder nicht erfüllt — zu betrachten, während es mir noch oblag, mich in Omaruru der Eisenbahnvermessungs-Expedition anzuschließen und ihr bis an die Küste zu folgen.

Ich fuhr über Katjiteitei nach Okozongotu am Omatako-Berge, wo ich nach vier Tagen eintraf, um dort ein sehr unangenehmes Erlebniß zu haben. Ich erschoß nämlich einen Hund, dessen Diebereien wir uns nicht anders erwehren konnten, und wurde darauf von dem Aeltesten des Platzes, der sich als der Besitzer meines Opfers ausgab, in Strafe genommen. Während ich mit ihm auf seiner Werft Unterhandlungen pflog, ließ er mein Gewehr, welches ihm anscheinend sehr gefallen hatte, zwei Ochsen und alle meine Schafe vom Wagen fortnehmen. Nach langer Unterredung gab er mir endlich das Vieh heraus, behielt jedoch das Gewehr, welches ich erst vier Monate später durch Samuel Maharero zurückerhielt. Es war nur meiner großen Ruhe zu danken, daß diese wenig angenehme Art der Erpressung ohne böse Folgen blieb, denn wenn auch die Hereros mein Leben nicht bedroht haben würden, solange ich selbst nicht zur Waffe griff, so ist es doch häufig genug vorgekommen, daß aus ähnlichem Anlaß ein Händler oder Reisender in rohester Weise mit den landesüblichen Flußpferdpeitschen durchgehauen wurde.

In den nächsten Tagen, während der ich die niedrigen Ausläufer des Etjo-Gebirges überschritt, hatte ich viel unter Regen zu leiden, welcher mit großer Heftigkeit eingesetzt hatte, die Bäche zu reißenden Gewässern machte und die ganze Gegend in einen Sumpf verwandelte. Zuweilen war die Dichtigkeit des Regenfalls so groß, daß ich wohl eine Viertelstunde lang nur das erste Gespann meiner Ochsen erkennen konnte, und daß auch dieses mir wie in einem Aquarium schwimmend erschien. Am 12. Januar standen wir wiederum an dem Ufer des Omaruru-Flusses, aber diesmal lag nicht träger gelber Sand vor uns, sondern flinke schmutziggraue Wellen tanzten hastig zu Thal und rissen Gestrüpp und Büsche, Bäume und Felsblöcke unaufhaltsam mit sich fort. Wir durchschritten den Fluß bei Omburo mit großer Gefahr für unsere Zugthiere und kehrten im gastlichen Hause des Missionars ein, um jedoch schon am folgenden Tage die Fahrt nach Omaruru fortzusetzen.

Diese Fahrt dauerte zwei Tage und führte uns am linken Ufer des Flusses unter hohen Bäumen dahin. Die sanft ansteigenden Hänge des Ufers waren mit Gärten dicht besetzt, und fast jede halbe Stunde kamen wir an Hütten vorbei, in denen sich die Besitzer der Gärten während der Erntezeit niedergelassen hatten. In dem stark laufenden Flusse wateten Hunderte von langbeinigen schwarz-weißen Vögeln umher, welche dem Storch ähnlich sahen, obgleich ihre Beine weniger hoch und der Schnabel kürzer und breiter war. Sie wurden mir als wilde Gänse bezeichnet, welche ebenso wie die Wildenten zur Regenzeit in großen Schaaren aus dem Sumpfgebiet des Kunene im Norden des Schutzgebietes hierher zu kommen pflegen. In Omaruru fand ich Alles beim Alten, aber der nun folgende vierzehntägige Aufenthalt war ein sehr trübseliger, da es unausgesetzt regnete und die meisten Hereros auf ihre Viehposten im Felde hinausgezogen waren, wie sie es in der nassen Jahreszeit zu thun gewohnt waren. Da der Missionar abwesend war, so predigte ein Herero, dessen Mimik und Redegewandtheit ich aufrichtig bewundern mußte, während meine Sprachkenntnisse mir nicht gestatteten, über den Inhalt seiner Worte zu urtheilen. Meine häufigen Besuche bei Manasse waren mehrere Male mit Lebensgefahr verknüpft, da das Wasser des Flusses ganz überraschend mit so ungeheurer Gewalt und in solcher Menge daherkam, daß es uns zu mehreren Männern kaum gelang, ihm Widerstand zu leisten. Manasse behauptete mir gegenüber, daß Bill und Haiva ganz gegen seinen Befehl gehandelt hätten, indem sie uns den Zugang zur Mine von Ottavi verweigerten; ich aber traute seinen Versicherungen nicht und war davon überzeugt, daß unser Mißerfolg dem alten Schurken nichts weniger als unangenehm war.

Die Vermessungsabtheilung der englischen Expedition hatte unterdessen ihren Rückweg von Ottavi über Otjombonde nach Omaruru genommen, unterwegs die Route für die projektirte Eisenbahn festgelegt und beabsichtigte nun über Ameib nach der Tsoachaub-Mündung ihre Aufnahme fortzusetzen. Als ich mich Mr. Angus, dem Führer, zur Verfügung stellte, bat er mich wiederum dringend, im Interesse der Sache ihn nicht zu begleiten, sondern lieber längs des Omaruru-Flusses zur Küste zu reisen, um die Wasser-, Weide- und Bodenverhältnisse an dieser Eingangsstraße zum Innern zu untersuchen und festzustellen, ob an der Omaruru-Mündung eine zu einer Hafenanlage brauchbare Bucht läge.

Da mir wieder nichts daran lag, mich den Engländern als unliebsamen Reisegefährten aufzudrängen, so ging ich auf diesen Plan ein. Ich erreichte zuerst den Ort Okombahe, welcher damals noch von Hereros und Berg-Damaras gemeinschaftlich bewohnt ward, seither aber auf Wunsch der Regierung ganz den Letzteren eingeräumt worden ist. Das Flußthal war dicht mit Anabäumen bestanden, unter denen die Gärten der Einwohner angelegt waren und besonders in Tabak eine recht gute Ernte zu zeitigen pflegten. Das enge Thal des Omaruru eignet sich wie das des Tsoachaub im unteren Laufe besonders zur Anpflanzung von Südfrüchten und Tabak, da hier weder Winde noch Fröste eintreten und die Temperatur stets um einige Grade höher und die Luft um Vieles feuchter ist als auf den Steppen. Okombahe war ein sehr freundlicher Ort; der Missionar und seine liebenswürdige junge Gattin nahmen mich sehr nett auf und freuten sich sehr, mich reisemüden Wanderer, den alten Bekannten von Otjimbingue, mit herzerfreuender Gastlichkeit erquicken zu können. Es bedarf wirklich immer wieder besonderer Erwähnung, wie ungemein gastfreundlich die Missionare im Damaralande ohne Ausnahme sind, und es will dieses viel bedeuten, wenn man bedenkt, wie knapp ihre Mittel sind, und daß fast Alles, was dem Gast geboten wird, aus dem Kaplande mit großen Kosten bezogen werden muß. Jeder Reisende nimmt mit Dank den Platz an dem sauberen Tische des Missionars an und würde ebenso gern etwas dafür bezahlen, wenn es ihm gestattet würde.

Bei Okombahe wechselte ich auf das rechte Ufer des Flusses hinüber und folgte während weiterer vier Tage dem Laufe desselben, bis ich bei Klingwater oder Khoikams, wie die Hottentotten es nennen, einsah, daß es mir wegen Futtermangels unmöglich sein würde, die Küste zu erreichen. Jeder Grashalm war verschwunden, und während der beiden letzten Tage hatten meine Ochsen von den Schoten der Anabäume gelebt, aber auch dieses wurde jetzt unmöglich, da hohe Felsen auf beiden Seiten an den Fluß herantraten und den Zugang zu dem von Bäumen bestandenen Flußbett von der Fläche unmöglich machten. Zudem lief der Fluß noch so stark, daß an ein Auftrocknen desselben vorläufig nicht zu denken war. Ich überschritt also das Wasser mit vieler Mühe in dreistündiger Arbeit und marschirte in südwestlicher Richtung auf die Fläche hinaus, welche mich von dem Tsoachaub trennte. Zuerst verfolgte ich eine Wagenspur, welche schon recht alt zu sein schien, und gerieth hierdurch

zwischen eine Menge von kleinen Spitzkegeln, die nebeneinander auf dem im Allgemeinen ebenen Boden standen. Es war eine trostlose Einsamkeit, in der ich mich hier befand. Unter meinen Füßen schwankten die Platten des felsigen Bodens, und eine leichte Staubwolke stieg bei jedem Schritte empor, denn nichts als verwittertes Gestein bedeckte die Erde. Kein Baum, kein Strauch und kein Grashalm war sichtbar, und die Sonne brannte unbarmherzig hernieder. Gegen Abend erreichte ich die wirkliche Fläche und damit eine salzige Quelle, welche Kolonel Reneys Fontein genannt wird, und sah nun, daß ich mich in der Höhe der sogenannten Spitzkopjes befand. Ich war mithin mehr nach Westen als nach Süden gekommen und mußte mich nun entschließen, ob ich die kahle und wasserlose Wüste gleich überschreiten oder mich erst an die Spitzkopjes heranziehen wollte, um von dort aus in einem Zuge den Tsoachaub zu erreichen. Ich wählte das Erstere und brach sofort auf. Von nun an marschirte ich 48 Stunden unausgesetzt, bis ich bei Haikamkab am Tsoachaub in völlig erschöpftem Zustande anlangte. Wir hatten uns nur wenig Ruhe gegönnt, und besonders ich selbst war genöthigt gewesen, mir die ganze Zeit die Ruhe zu versagen und trotz zerrissener Stiefel dem Wagen voraus zu marschiren, auf welchem meine Leute abwechselnd schliefen, um keine Zeit und Kräfte zu verlieren. So gelang es denn auch, Menschen und Thiere gesund über die gefährliche Strecke zu bringen. Nur zwei Ochsen meines Gespannes waren beim Tränken durch die Gewalt des Wassers fortgespült worden und werden wohl im Atlantischen Ocean geendigt haben. Am Abend des 14. Januar traf ich endlich an der neu errichteten Station an der Tsoachaub-Mündung ein und ritt sofort nach Walfischbay, da ich mich sehnte, nach dieser anstrengenden Reise unter civilisirten Verhältnissen der Ruhe zu pflegen.

In Walfischbay fand ich meinen Genossen in Freud und Leid, Herrn Köhler, vor, und wir beschlossen, gemeinschaftlich die Heimreise nach Windhoek anzutreten. Die Abreise war allerdings mit großen Umständen verknüpft, da der Kuisib zum ersten Male seit zehn Jahren wieder sein Wasser oberirdisch in das Meer ergoß, zwischen den Dünen große Seen bildend und Sümpfe zurücklassend, wo das Maß der Verdunstung die Zufuhr des Flusses überwog. Selbst auf die Wüstenfläche hinter den Dünen waren große Regenmengen niedergegangen und hatten überall Gras hervorgezaubert, aber auch den Boden so sehr

erweicht, daß Lastwagen nicht passiren konnten und der Weg über die Pluim unbenutzbar war. Wir ließen daher unser Gepäck durch das Brandungsboot der Station am Tsoachaub, welches eine Besatzung von Kru-Negern hatte, abholen, ritten selbst am Ufer entlang und brachen dann mit unserer Karawane von Tsoachaubmund und in den ersten Märztagen landeinwärts auf. Wir reisten durch grüne Gefilde und an vielen Wasserbänken vorüber auf demselben Wege nach Okas, welchen wir im November zuvor nur mit Mühe zurückzulegen vermochten. Bei Ubib überschritten wir das Khus-Gebirge und stiegen allmählich nach Otjimbingue hinab, wo wir ein üppiges Feld von Kräutern und Blumen vorfanden, wie es unsere kühnsten Hoffnungen niemals geträumt haben würden. Der Regen war eben in diesem Jahre so ungeheuer reich über dem ganzen Lande gefallen, wie sich die Einwohner nicht erinnerten, ihn jemals zuvor erlebt zu haben. Im letzten Drittel des März langten wir wieder auf Windhoek an.

Aeußerlich hatte sich in Windhoek wenig verändert, dieselben Gebäude, dieselben uns befreundeten Gesichter, das Thal in der alten anheimelnden Lieblichkeit umgab uns wieder, und doch fiel uns etwas Befremdendes auf. Der Geist schwerer Sorge lagerte über den Dächern der Ansiedelung und bedrückte die sonst so heiteren Gemüther. Augenscheinlich hatte sich das Verhältniß der Regierung zu den Witboois sehr verschlechtert. Samuel Izaak trieb sich mit einigen bewaffneten Begleitern in Windhoek umher und beobachtete eifrig, was um ihn vorging, dunkle Gerüchte sprachen von einzelnen Trupps Witbooischer Krieger in der Umgegend und von dem Scheine der Wachtfeuer auf den Awas-Bergen; der Kaiserliche Kommissar war mit einem Theil der Schutztruppe abwesend, um an der Tsoachaub-Mündung den Ersatz der ausgedienten Mannschaften zu erwarten. Die Lage der Dinge erschien uns Allen so besorgnißerregend, daß ich, als am 31. März die Reiter der Truppe, die ihr drittes Jahr abgedient hatten, entlassen werden mußten, für die nächsten Tage die Beamten und Ansiedler Windhoeks zum nächtlichen Wachtdienst heranzuziehen für nöthig hielt! Da erreichte uns die Kunde von dem Herannahen des Ersatzes, und freudig begrüßt von den erleichtert aufathmenden Deutschen des Ortes zogen anstatt der erwarteten kleinen Ablösung 250 Soldaten unter Führung eines Offiziers und eines Arztes durch das Thor in die Windhoeker Feste ein!

Was bedeutete diese unerwartete Verstärkung?

Zwölftes Kapitel.

Das erste Jahr des Witbooi-Krieges.

Die Verstärkung der Schutztruppe. — Der Ueberfall von Hornkranz. — Kleine Scharmützel. — Die Witboois um Windhoek. — Getreue Nachbarn. — Das Gefecht bei Naos. — Die Gefährdung der Straße nach der Küste.

Wenn ich die folgenden Kapitel der Geschichte unseres Feldzuges gegen Hendrik Witbooi widme, so will ich hier noch einmal kurz die Gründe zusammenfassen, welche zu dem angriffsweisen Vorgehen von deutscher Seite geführt haben.

In den deutschen Blättern war um jene Zeit eine offiziöse Erklärung zu lesen, nach welcher sich der Reichskanzler veranlaßt gesehen hätte, eine verstärkte Schutztruppe nach Südwestafrika zu entsenden, da nach einem Bericht des Kaiserlichen Generalkonsuls in Kapstadt die Eingeborenen sich gegen die deutsche Herrschaft verbündet hätten. Wie der Generalkonsul in Kapstadt, also ungefähr 1000 km von dem Schauplatz, auf welchem sich die erwähnten Ereignisse abgespielt haben sollten, so gut unterrichtet worden war, war leider nicht erwähnt; es ist sehr unwahrscheinlich, daß man in Kapstadt irgend etwas mehr als ganz vage Gerüchte gehört haben sollte. Die Nachrichten aus Damaraland gelangten einerseits durch den „Nautilus", der sie von den Bewohnern von Walfischbay hörte, nach Kapstadt; wie ich aber aus eigener Erfahrung weiß, ist man in Walfischbay oft mehrere Monate lang ohne jede Verbindung mit dem Hinterland und weiß speziell von den Eingeborenen gar nichts. Die zweite Verbindung von unserem Schutzgebiet nach Kapstadt geht über Land aus Gr. Namaland über den Oranje-Fluß. Die auf diesem Wege nach dem Süden gelangende Kunde kann nur eine spärliche sein, da sie aus einem Lande stammt, welches mit dem

nördlichen Theile des Schutzgebietes, dem Damaraland, in gar keiner Verbindung steht.

Wenngleich nun auch derartige dunkle Gerüchte thatsächlich nach Berlin an die maßgebenden Persönlichkeiten gelangt sein mögen, so haben sie doch sicher nicht die alleinige und erste Veranlassung zur Entsendung einer verstärkten Schutztruppe gegeben, sondern haben nur bereits im Gange befindliche Vorbereitungen beschleunigt. Ich habe in den vorstehenden Kapiteln mehrfach erzählt, daß nichts dem deutschen Ansehen im Schutzgebiete mehr geschadet hat als die Neutralität der Schutztruppe, die, durch die numerische Schwäche derselben bedingt, vom Feinde als Zeichen der Furcht, vom Freunde als Gleichgültigkeit und Wortbrüchigkeit aufgefaßt wurde. Besonders den Hereros und den Rehobother Bastards mußte die Unthätigkeit der Truppe als eine Nichterfüllung der Schutzverträge erscheinen. Immer häufiger gelangten daher aus dem Lande, von Händlern, aus den Kreisen der Mission und von Seiten der wissenschaftlichen Reisenden Klagen an die Regierung, welche dringender und immer dringender forderten, daß dieselbe durch größere Machtentfaltung das erschütterte Ansehen der deutschen Schutzherrschaft Freund und Feind gegenüber neu befestige. Selbstverständlich begegneten sich diese Aufforderungen mit den Anträgen des Kaiserlichen Kommissars, der wiederholt schriftlich und zuletzt im Frühjahr 1892 durch seine beiden Brüder mündlich auf das Eindringlichste auf die Nothwendigkeit eines militärischen Einschreitens gegen die Witboois hingewiesen hatte.

Die Berliner Kolonialregierung konnte sich allen diesen Aufforderungen gegenüber der Ueberzeugung nicht verschließen, daß eine Verstärkung der südwestafrikanischen Schutztruppe eine politische Nothwendigkeit sei. Im Prinzip wurde zuerst eine allmähliche Verstärkung der Truppe geplant und die Bestimmung getroffen, daß zunächst bei der im Frühjahr 1893 fälligen Ersatzbeschaffung statt der zur Ablösung bestimmten 40 bis 45 Mann die Entsendung der doppelten Anzahl von Mannschaften vorgesehen werden sollte. Als dann aber Anfang Februar obenerwähnte Gerüchte nach Berlin drangen, als die Kunde kam, Hendrik suche sich mit den Hereros und Bastards zu verständigen und bereite durch große Proviant- und Munitionsanschaffungen einen Schlag gegen die deutsche Macht vor, da erging der Befehl zu schleunigster Verstärkung des Ersatzes, und anstatt der früher beabsichtigten 90 Mann

wurde am 15. Februar 1893 ein Kommando von 1 Offizier, 1 Sanitätsoffizier und 214 Mann in Hamburg nach Walfischbay eingeschifft.

Hauptmann v. François erhielt — ich folge hier der amtlichen Darstellung — die Instruktion, mit dieser Verstärkung Windhoek gegen etwaige Angriffe zu halten und die deutschen Siedelungen daselbst zu schützen. Ob er dadurch auch zu weiteren Unternehmungen befähigt würde, mußte seiner eigenen Beurtheilung überlassen werden. Unter allen Umständen wurde ihm aufgegeben, die deutsche Herrschaft im Schutzgebiet aufrecht zu erhalten und mehr und mehr zu befestigen.

Der Kaiserliche Kommissar hat geglaubt, diesen ihm gewordenen Auftrag am besten durch ein offensives Vorgehen gegen Hendrik Witbooi erfüllen und durch Züchtigung eines der Eingeborenen-Stämme alle anderen vor Auflehnungen und Friedensstörungen abschrecken zu können.

Zum Schlusse dieser Betrachtung werde ich ausführen, inwieweit ich den Zweck des offensiven Vorgehens als erreicht betrachte, will aber gleich erwähnen, daß ich mit vielen Anderen, die zu jener Zeit im Schutzgebiete sich aufhielten, die Besorgniß eines allgemeinen Aufstandes für übertrieben erachtete.

Hendrik Witbooi hatte eingesehen, daß er die Beraubung der Damaras aufgeben mußte, und pflog seit acht Monaten Verhandlungen mit denselben, um einen Frieden zu erzielen, welcher beiden Parteien genügte. Zu einer Verständigung war es noch nicht gekommen, und die Besprechungen waren verstummt, aber Hendrik hatte auch seit acht Monaten die Feindseligkeiten gegen die Hereros eingestellt, und wenn auch die Eingeborenen sich alle möglichen Gedanken machen mochten und die deutsche Herrschaft zu allen Teufeln wünschten, so war doch sehr wenig Wahrscheinlichkeit und gar keine Anzeichen dafür vorhanden, daß die Hereros oder Hottentotten einzeln oder gemeinschaftlich das Schwert gegen die Schutztruppe ziehen würden. Ich glaube vielmehr, daß man den Frieden mit der verstärkten Truppe und durch kluges entgegenkommendes Verhalten leicht hätte aufrecht erhalten können und daran besser gethan hätte, als einen langwierigen Krieg zu beginnen, dessen Opfer an Menschenleben und Geld groß gewesen sind, dessen Erfolge aber zum mindesten zweifelhaft sind. Gewiß ist ein jeder Kampf mit ruhmvollen Waffenthaten eine schöne und ehrenvolle Sache, aber wir Deutschen wissen sehr wohl, daß des Krieges Zweck nicht Siege,

sondern der Friede ist, und daß die schönsten Siege nutzlos sind, wenn nicht der Friede durch sie errungen wird! Deshalb sollte auch der tapferste Soldat und der größte Feldherr sich ohne Siege bescheiden, wenn er nicht den Frieden durch sie erobern kann. Diese Mäßigung ist aber das Attribut der wahrhaften Größe und ist nicht einem Jeden gegeben, aber ein Jeder sollte sich mit Ernst fragen, ob sein Blick weit genug reicht, um die großen Ziele der ihm gestellten Aufgabe zu erfassen. Es liegt eine Gefahr darin, daß man nur Militärs und zwar solche, die auch nur Militärs sind, zu den Lenkern unserer großen Kolonialgebiete macht; denn auf jenen Posten wird mehr der Staatsmann und weitblickende Mensch — und sei es selbst ein Privatmann und Civilist — als der drachentödtende Siegfried am Platze sein. Wer in unseren Kolonien nur ein ödes Land erblickt, mit einer Bevölkerung, welche nichts taugt und dem Untergang geweiht ist, der wird auch mit glänzenden Siegen der Kolonie nichts nützen und sie der Vernichtung preisgeben; wer jedoch in jedem Wesen und jeder Pflanze, in jedem Sonnenstrahl und jedem Sandkorn wirthschaftliche Faktoren erkennt, die uns zur Verwerthung anvertraut sind, und wer diese jungfräuliche Wüstenei im Geiste in ihrer zukünftigen Entwickelung erblickt, der wird auch im Stande sein, über die kleinen Fragen sich zu entscheiden, mit dem Auge auf das große Ziel gerichtet, fest voran zu schreiten!

Die Verstärkung der Schutztruppe traf Ende März in Walfischbay ein. Unter Führung von drei Offizieren und dem Arzt marschirten die 250 Mann über die Tsoachaub-Mündung und Otjimbingue nach Windhoek, welches sie in Nachtmärschen von durchschnittlich 32 km erreichten, eine sehr anerkennenswerthe Leistung, wenn man bedenkt, daß die Mannschaften Deutschland im Winter verlassen, auf dem Schiff ebenfalls jeder Uebung entbehrt hatten und in ein ganz anderes Klima und andere Lebensverhältnisse versetzt waren. In den ersten Tagen des April erfolgte die Ankunft auf Windhoek, die Formirung in zwei Kompagnien und die Einübung dieser durch die Kompagnieführer, Lieutenants v. François und Schwabe. Obgleich, wie gesagt, zuerst keine Anzeichen vorhanden waren, die Hauptmann v. François zu sofortiger Offensive Anlaß gegeben hätten, so wurde doch durch eifrig betriebene Vorbereitungen an Waffen, Wagen und Zugvieh eine Aktion eingeleitet. Diese erste Aktion, mit der das offensive Vorgehen der deutschen Regierung begann, war der Ueberfall von Hornkranz.

Am 8. April entsandte der Hauptmann in aller Stille mehrere starke Patrouillen nach den Awas-Bergen, welche alle Uebergänge besetzen und Niemand in der Richtung nach Rehoboth und Haris durchlassen sollten. Am 9. mittags wurde der Befehl zu einer Nachtübung, wie es hieß, gegeben, die Mannschaften bereiteten sich vor, und kurz vor Eintritt der Dunkelheit rief das Alarmsignal die Besatzung auf dem freien Platz vor der Feste zusammen. Hauptmann v. François ertheilte die Weisung, daß in absoluter Ruhe marschirt werden sollte, und rückte darauf in der Richtung nach Ongeama gegen die Awas-Berge ab. Ein Troß von sechs Wagen mit Zugochsen und einer großen Herde Schlachtvieh folgte der Truppe, und nur ungefähr 60 Mann blieben zum Schutz der Feste auf Windhoek zurück. Die Truppe blieb den Rest der Nacht am Nordabhang der Awas-Berge, rückte am 10. bis Haris, am 11. bis Gurumanas und befand sich in der Nacht auf den 12. April einige Meilen nördlich von Hornkranz. Hauptmann v. François theilte seinen Leuten mit, daß er den Befehl habe, Hendrik Witbooi und seinen Stamm zu vernichten, und disponirte folgendermaßen: Die 1. Kompagnie v. François greift von rechts, die 2. Schwabe von links frontal an, und Dr. Richter hält mit den Wagen, dem Vieh und der Bedeckung an der Straße in Reserve. Während die Kompagnien ihren Marsch selbständig antraten, begab sich Hauptmann v. François, der die Gegend gut kannte, obschon er nur einmal dort gewesen war, direkt auf Hornkranz los und setzte sich in einer kleinen Schanze fest, welche einen den Ort überhöhenden Hügelrand krönte. Diese Schanze war von den Witboois angelegt worden, um einem kleinen Vorposten Deckung zu gewähren, und hatte daher ihre Brustwehr gegen Norden; diese trug Hauptmann v. François mit dem Unteroffizier Glatz und einem Hornisten, seinen beiden Begleitern, ab und legte sie so, daß man hinter der Brustwehr gedeckt auf den Ort Hornkranz feuern konnte.

Der Morgen graute eben, und die Werfte der Witboois lagen noch in tiefem Frieden; nur einige Frauen waren schon mit dem Melken der Kühe beschäftigt und sollen, als sie den Hauptmann bemerkten, zueinander gesagt haben: „Dort kommt der deutsche Hauptmann, um unseren Kaptein zu begrüßen!“ Der Hauptmann wartete ungeduldig darauf, daß die Kompagnien das Feuer eröffnen sollten, aber es schien, als ob die Sonne vollends aufgehen sollte, ehe der erste Schuß fiel. Da, als schon die ersten Strahlen des Gestirns über dem Horizonte

sichtbar wurden und die Hähne in Hornkranz sich bemühten, die Langschläfer wach zu rufen, sah Hauptmann v. François, wie die Kompagnie Schwabe auf seiner Linken aus dem Morgen auftauchte, aber viel weiter nach links, als nach dem gegebenen Befehl beabsichtigt war. Lieutenant Schwabe, welcher erst seit kaum vier Wochen im Lande war, hatte sich durch die Gleichheit des Geländes und durch den Mangel eines Richtungspunktes nach links verschoben, gewann aber binnen Kurzem den ihm zugewiesenen Höhenrand, auf dem er Stellung nahm. Man wartete jetzt in der höchsten Spannung auf den ersten Schuß der ersten Kompagnie, welcher das Signal zum allgemeinen Feuer geben sollte. Diese war rechts vom Wege vorgegangen und hatte ebenso wie die zweite Kompagnie in der Dunkelheit die Richtung verloren, so daß sie bergauf und bergab das hügelige Gelände durchschritt, ohne Hornkranz selbst zu erreichen. Plötzlich hörte der Lieutenant das Krähen der Hähne auf seiner linken Seite und schwenkte nun sofort ein, um hastig auf das ersehnte Ziel los zu marschiren. Ein kleiner Rand lag noch vor ihm und wurde im Nu erstiegen, dann — stutzte die ganze Linie einen Augenblick, denn auf kaum 40 m vor ihnen breitete sich das Lager von Hornkranz mit seiner niedrigen Mauer und seinen Bienenkorb-Hütten aus. Aber nur einen Augenblick dauerte das Besinnen, dann winkte der Führer Vorwärts!, im Laufschritt stürmten die Schützen vor und deckten sich hinter der kaum 1 m hohen Mauer. Sie lagen jetzt an der Schmalseite des länglichen Rechtecks, welches das Lager von Hornkranz darstellt, und sie hatten wohl daran gethan, bis an die Mauer vorzugehen, denn auf dem jetzt hinter ihnen liegenden Rande hätte sich nur wenig Deckung geboten.

Da hallte der erste Schuß durch den stillen Morgen, — noch einer und noch einer, die 2. Kompagnie antwortete von drüben aus 100 Gewehren, und mit einem Male war ein Feuer entfesselt, welches in Zeit von einer halben Stunde von zwei Seiten her aus 200 Läufen an 16000 Patronen auf die arglos schlafenden Hottentotten schleuderte. Der Würfel war gefallen, das Deutsche Reich hatte sein Schwert gezogen!

Im Lager von Hornkranz war es plötzlich lebendig geworden, als das erste verderbenbringende Geschoß einschlug, und es schien, als ermannten sich diese Ueberreste einer einst herrschenden Nation zu einem Verzweiflungskampf, denn aus den Pontoks krachten Schüsse, Männer sprangen hervor und feuerten auf die Angreifer, um schon im nächsten Augenblick, von vielen Kugeln durchbohrt, zu Boden zu sinken, andere

sprangen an die Mauer, welche der Kompagnie Schwabe gegenüber lag, und eine ganze Anzahl besetzte die mannshohen Mauern der halbfertigen Kirche und schoß von dort auf den Feind. Wie viele dieser Vertheidiger hottentottische Männer, wie viele Frauen, Knaben oder hörige Buschmänner und Berg-Damaras waren, ist nicht festzustellen; jedoch ist nach dem Resultat nicht anzunehmen, daß die eigentlichen Kriegsmannen Hendrik Witboois sich lange an dem Gefecht betheiligt haben können, da sie Alle mit dem Leben davonkamen! Es ist sicher, daß Weiber, Knaben und Greise zum Gewehr gegriffen haben, um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wenige Schritte vor dem Lieutenant v. François sprang ein Mann hinter einer Hütte hervor und legte an; als v. François sich jedoch auf die Seite bog, durchbohrte das Geschoß des Hottentotten die Brust eines Soldaten, welcher sofort todt niedersank. Während die Kompagnie v. François hinter der Mauer liegen bleiben mußte, erhielt die Kompagnie Schwabe den Befehl, zum Angriff vorzugehen, und unter dem Klange der Signalhörner „Schnell avanciren!" legte sie in drei Sprüngen die Entfernung von 300 m zurück, welche sie von der Umfassungsmauer getrennt hatte. Das heftigste feindliche Feuer richtete sich auf die anstürmenden Schützen, die auf dem völlig ungedeckten sanften Abhang herabkamen. Hier wurde der Reiter Bartsch von einer Kugel durch den Oberschenkel getroffen und brach unter lauten Schmerzensrufen neben dem Lieutenant Schwabe zusammen; auch ein dritter Reiter wurde das Opfer dieses Tages, kam aber mit einer leichteren Verwundung davon, während Bartsch nach der Amputation seines Beines verstarb.

Nun lagen beide Kompagnien an der Mauer, und die Mannschaften der zweiten schöpften Athem zum letzten Sturmlauf; es schien jedoch, als ob dieser ein leichtes Spiel sein sollte, denn nur noch vereinzelte Schüsse krachten aus den Hütten und hinter der Kirche hervor. Die Macht der Witboois schien gebrochen. Ganz so leicht war allerdings die endliche Einnahme des Lagers nicht, denn die verzweifelten Weiber schossen selbst im verwundeten Zustande noch die Gewehre ab, deren sie gerade habhaft werden konnten, und wo es nicht gelang, ihnen die Waffe zu entreißen, mußten sie wie die Männer daran glauben. Endlich war die Truppe Herr im Lager, und nur aus den hinter dem Flußbett liegenden Klippen schossen noch einzelne Hottentotten, welche jedoch auch der auf mehrere Hundert Meter verfolgenden 1. Kompagnie wichen. Das Bild aber, welches sich zwischen den Hütten von Hornkranz

bot, war das einer schrecklichen Verwüstung. Hinter der Mauer, in der Kirche, in den Hütten und auf dem Platze lagen Vieh und Menschen als blutige Leichen übereinander, und zum Schmerze des Anführers der Schutztruppe waren die meisten Leichen und Verwundeten Weiber, Kinder und Greise, während die waffenfähigen Männer, welche gefallen waren, sich aus nackten Berg-Damaras und Buschleuten, den Viehwächtern der Witbooïs, zusammensetzten. Von den Mannen Hendriks, für welche die deutschen Kugeln ausschließlich bestimmt waren, war kein einziger gefallen, sondern sie hatten sich Alle durch die Flucht ihren Angreifern entzogen. So glücklich gelungen, wie die völlige Ueberrumpelung des Lagers von Hornkranz am Morgen des 12. April gewesen war, so unglücklich hatte es sich gefügt, daß die Hottentotten mit ihrem Führer entkamen, und daß dadurch die ganzen Opfer dieses Tages nutzlos wurden. Man wird es dem Führer der Schutztruppe vorwerfen, daß so viele Unschuldige hingeschlachtet wurden, aber man muß bedenken, daß diese Todten nöthig waren, wenn man Hendrik fangen und den Krieg mit einem Schlage beendigen wollte, und dann ist es eben eine alte Sache, daß der Erfolg immer Recht, der Mißerfolg aber immer Unrecht hat. Als ein Erfolg war die Erstürmung von Hornkranz allerdings nicht anzusehen; sie war nur der Fehdehandschuh, welcher Hendrik Witbooi zugeworfen und von diesem nur allzu willig aufgenommen wurde.

Am anderen Tage wurde der Rückmarsch über Rehoboth nach Windhoek angetreten, indem die beiden Verwundeten auf zwei Wagen gebettet und unter Aufsicht des Arztes mit möglichster Schonung transportirt wurden.

Auf Windhoek warteten wir unterdessen in fieberhafter Spannung auf die Nachricht von dem erhofften Siege, und wenn man sich auch dachte, daß die Witbooïs schneller laufen könnten als die Schutztruppe, so hoffte man doch auf einen Waffenerfolg, der das deutsche Ansehen kräftigen und weiteres Blutvergießen unnöthig machen sollte. Aber eine ganze Woche harrten wir vergeblich. Da traf endlich am 16. April der Hottentott Sidon, der ehemalige Unterkapitän Jan Jonkers, auf Windhoek ein und brachte folgendes Telegramm des Premierlieutenants v. François an seine Frau: „Hornkranz am 12. April erstürmt. Große Niederlage der Witbooïs. 80 Todte, 100 Verwundete. Auf unserer Seite 1 Todter, 2 Verwundete. 10 Pferde, 40 Kühe, 50 Gewehre und

Munition erbeutet!“ — Man kann sich den Jubel denken, der in Windhoek bei dieser Nachricht ausbrach, denn die geringe Autorität der Regierung und der gehemmte wirthschaftliche Fortschritt hatten wie ein Alp auf allen Gemüthern gelastet. Das Gefühl der Gedrücktheit schien jetzt mit einem Schlage in das Gegentheil verwandelt zu sein. Man zog die Fahnen auf, man jubelte, trank auf das Wohl der sieg-

Landschaft bei Gr. Windhoek. Blick auf die Awas-Berge.

reichen Truppe und konnte sich eigentlich gar nicht in den Gedanken versetzen, daß ein neues Zeitalter für die Kolonie hereingebrochen war. Allerdings gossen die mündlichen Berichte des Hottentotten Sidon, welcher behauptete, daß nur Frauen und Kinder erschossen worden seien, und daß die Witbooi's keinen einzigen Schuß abgegeben hätten, einige Tropfen Wermuth in den Becher der Freude, aber es wurde ihnen wenig Glauben geschenkt, und man hielt sie für gefärbt und meinte, Sidon hätte sich aus hottentottischen Stammessympathien täuschen lassen. In größter Eile wurden Guirlanden gewunden, Ehrenpforten gebaut und Alles zum Empfang der Sieger hergerichtet, deren Lager-

feuer denn auch am 18. April abends unter den Awas-Bergen sichtbar wurden. Von den Thürmen der Windhoeker Feste stiegen bengalische Flammen zum sternenhellen Nachthimmel empor, und Böllerschüsse verkündeten der Truppe unseren ersten Glückwunsch zum Siege. Am Morgen des 19. April standen alle Weißen von Gr. und Kl. Windhoek an einer Ehrenpforte versammelt, die Eingeborenen in dichten Haufen ihnen gegenüber, und von den Thürmen und Häusern flatterte ein Meer von schwarz-weiß-rothen Bannern im Morgenwinde. Die Truppe zog weithin sichtbar wie eine chokoladenfarbene Raupe zwischen den grünen Büschen dahin, und als sie die Plattform von Windhoek erreichte, scholl ihr ein brausendes Hurrah aus 200 bis 300 Kehlen entgegen. Bestaubt und beschmutzt zogen die Krieger hinter ihren drei Führern her, und am Ende der Kolonne folgten 30 bis 40 gefangene Weiber und Kinder unter Bedeckung von Soldaten. Alte, hagere Gestalten mit runzliger, gelber Haut und todtenkopfartigen Gesichtern, bekleidet mit großen Fellen, in denen sie ihre Säuglinge auf dem Rücken trugen, hübsche, jugendliche Gestalten von 14 bis 17 Jahren, deren große Augen erstaunt umherwanderten, und schließlich kleine, nackte, röthlich-gelbe Mädchen machten die Schaar der Gefangenen aus. Hinter den Fußgängern kamen mehrere Wagen mit den Beutestücken, von denen nur einige Gewehre von Werth waren, obgleich auch sie zum größten Theil nur Vorderlader von älterer Konstruktion waren, während ein ganz durchschossenes Harmonium mehr komisch als erhebend wirkte. Die Beute an Vieh und Pferden war gering und minderwerthig, und nur die Hühner von Hornkranz, die Verräther an ihren Herren, waren sehr willkommen, da unsere Hühner durchaus nicht legen wollten.

Dem Einzuge folgte ein großes Gelage, bei welchem die Sieger gebührend gefeiert wurden, aber gleich nach Mittag erhielten wir die überraschende Nachricht, daß eine Abtheilung der Witboois 30 Pferde der Truppe von dem Posten Aredareigas im Awas-Gebirge, wo alle Truppenpferde wegen der noch herrschenden Pferdeseuche gehalten wurden, geraubt hätte! Am Morgen des 19. April hatte die Truppe nahe bei Aredareigas gelagert und hatte alle brauchbaren Reitpferde von dem Posten herabholen lassen, so daß nur die Stuten und die Füllen oben verblieben waren, die aber doch ein Kapital von 5000 bis 6000 Mark darstellten und in der Folge sehr nützlich gewesen wären. Es schien, daß die Witboois der marschirenden Truppe gefolgt waren und

unmittelbar, nachdem diese die Awas-Berge passirt hatte, dort erschienen und die Pferde forttrieben. So blieben der Truppe nur an 70 Pferde übrig. Daher trat der Führer sofort mit dem Kaufmann Schmerenbeck auf Windhoek in Verhandlungen, um eine Herde von 120 guten Pferden, welche vor mehreren Monaten aus Griqualand gekommen war und jetzt bei Ganab und Tinkas in der Steppe zwischen dem Tsoachaub und dem Kuisib stand, anzukaufen. Man wurde handelseinig, und Schmerenbeck entsandte einen Boten, um die Pferde zu holen, aber schon am nächsten Tage erschien einer der Pferdewächter mit der Kunde, die Witbooi's hätten die Pferde geraubt. So besaß nun die Truppe 70, Hendrik und seine Leute aber an 300 gute Pferde, und wer Südafrika kennt, wird wissen, welche Ueberlegenheit dies auf Hendrikscher Seite bedeutete.

Dies waren die Erfolge des Handstreichs gegen Witbooi und sein Raubnest!

Vier Tage nach dem Einzug der Truppe auf Windhoek entsandte Hauptmann v. François den Lieutenant Schwabe mit zwanzig Mann, denen auch ich mich anschloß, zur Rekognoszirung in der Richtung auf Hornkranz vor mit dem Auftrage, einen Ochsenwagen der Truppe zurückzuholen, welcher bei dem Zuge gegen Hornkranz beschädigt und infolgedessen stehen gelassen worden war. Wir marschirten über Ongeama, Haris und Gurumanas und fanden die Eisentheile des Wagens noch vor, dagegen war alles Holz verbrannt. Eine große Menge von Pferdespuren bewies uns, daß sowohl unsere gestohlenen Stuten und Füllen auf diesem Wege nach Hornkranz geführt worden waren, als auch eine Anzahl Witbooi-Reiter noch nachher über Gurumanas auf Aris und Kransnus geritten war. Wir marschirten nun über diese Orte und die großen Pässe des Awas-Gebirges nach Windhoek zurück, ohne einen lebenden Feind zu Gesicht zu bekommen, was insofern nicht Wunder nehmen konnte, als die ungeheure Ausdehnung des Landes im Verein mit der Menschenleere und den vielen Schlupfwinkeln in Thälern und hinter Felsen den Gegner leicht unseren Blicken entziehen konnte. Es sei hier gleich erwähnt, daß in diesen Faktoren die Hauptschwierigkeit des ganzen nun folgenden Feldzuges beruhte. Es ist leicht zu begreifen, daß man ohne Anhaltspunkte von Kundschaftern, ohne Kenntniß von Verpflegungsstellen und Unterkunftsräumen des Feindes nur mit sehr scharfem Blick die Spuren der flüchtigen Hottentotten auf dem harten

Steppenboden erkennen wird. Dieser scharfe Blick aber entging den des Landes unkundigen Führern und Soldaten der Truppe ganz. Selbst der spärlichen Wasserstellen waren noch allzu viele, und von diesen wieder waren manche so versteckt, daß nur Pavian, Geier und Hottentott sie kannten und zu erreichen vermochten. Die Witbooïs hatten keine Front- und keine Rückzugslinie, keine Festung, keine Proviantetappe und keinen Kriegsplan! Wollten sie rauben und kriegen, so erschienen sie heute hier und morgen an einer ganz anderen Stelle, bald von Norden, bald von Ost oder West auftauchend, ohne Zweck und Ziel, oft nur, um ein Reiterstückchen auszuführen, und verschwanden dann wieder für Wochen und Monate der Unthätigkeit. Worauf sollte man seinen Angriff richten, da dieser Feind, einem Gummiball vergleichbar, jedem Stoße auswich und die größte Kraftanstrengung zu einer nutzlosen Vergeudung der Kräfte machte? Traf man durch Zufall — denn nur Zufall konnte es sein — auf einen Trupp Witbooïscher Reiter, so wichen dieselben entweder wie die Springböcke mit einem kleinen Bogen aus — was machte es ihnen aus, ob sie 1 km weiter nach rechts oder links bogen —, oder wenn sie ein Gefecht annahmen, was ganz in ihrem Belieben lag und meistens aus ihrer eigenen Entschließung hervorging, so führten sie ein halbstündiges Feuergeplänkel, warteten aber Verluste und Angriff nicht ab, sondern ritten rechtzeitig davon.

So fanden wir auch die Plätze des Bastard-Gebietes, die noch vor acht Tagen bewohnt waren, verödet und, wie wir an den Spuren sahen, in aller Hast verlassen; denn die Bastards, welche seit mehr als zwanzig Jahren von den Hottentotten bekriegt und beraubt worden waren, wußten nur zu gut, was die von Neuem in Brand gesteckte Kriegsfackel bedeutete. Kurz vor Windhoek begegnete uns der Kaufmann Georg Schluckwerder aus Rehoboth und theilte uns mit, daß er mit dem Kaptein von Rehoboth, Hermanus van Wyk, und einer Abordnung der Bastards nach Windhoek unterwegs wäre, um dem Hauptmann v. François die Theilnahme der Bastards an dem Kriege gegen Hendrik anzubieten. Dieser letztere hatte in einem Briefe an Hermanus van Wyk die offene Feindschaft oder werkthätige Freundschaft verlangt, und da die Bastards wußten, daß es in beiden Fällen auf ihr Vieh abgesehen war, so entschlossen sie sich, entschieden auf die Seite des Reiches zu treten. Es sollen allerdings starke Gegenströmungen gewesen sein, welche es lieber mit Hendrik oder mit einer bewaffneten Neutralität versucht hätten, aber

diese gelangte nicht zum Durchbruch, da sich der Klügste und Thatkräftigste unter den Bastards, Hans Diergaard, welcher stets deutschfreundlich gesinnt gewesen war, auf das Entschiedenste für den Anschluß an die Truppe erklärte. Der treue Hans, ein schöner Mann in der zweiten Hälfte der Vierzig, hat auch den ganzen Feldzug über Schulter an Schulter mit den deutschen Soldaten gekämpft und sich ihre Hochachtung erworben, bis ihn in den letzten Kämpfen bei der Naukluft die tödliche Kugel ereilte! Am anderen Tage wurde denn auch der Waffenbund zwischen der Truppe und den Bastards durch Hauptmann v. François besiegelt, und mehrere Hundert Gewehre mit Munition sammt einer Besatzung von dreißig Mann nach Rehoboth gesandt.

Ich will hier eine Episode einflechten, welche insofern von Interesse ist, als sie die ungeschwächte Thatkraft Hendrik Witbooi's auch nach der Schlappe vom 12. April bezeugt. Ein sächsischer Offizier, Dr. Hartmann, hatte im Auftrage einer Gesellschaft wenige Tage vor dem 12. April Windhoek verlassen, um über Rehoboth und Gibeon nach Gr. Namaland zu reisen. Er hatte Samuel Izaak, den Unterkaptein Witbooi's, mitgenommen, um mit Hendrik Verhandlungen anzuknüpfen. Dr. Hartmann passirte Gibeon wenige Tage nach dem 12. und reiste gegen Süden, als mehrere Witbooi-Reiter ihn einholten und den Tag über begleiteten. Die düsteren Mienen dieser Krieger und eine deutlich wahrnehmbare Mißstimmung unter seinen eigenen Dienstleuten fiel Dr. Hartmann wohl auf, wurde jedoch von ihm nur für schlechte Laune gehalten, bis sein Verdacht dadurch ernstlich erregt wurde, daß ein junger Schotte, mit Namen Duncan, ihn am Abend veranlaßte, unmittelbar neben ihm sein Nachtlager zu bereiten. Dieser Duncan war der Sohn eines Händlers, welcher schon seit Jahrzehnten in Namaland wohnte und mit Hendrik Witbooi handelte. Er stand in dem Geruche — ob mit Recht oder Unrecht, vermag ich nicht anzugeben —, Hendrik mit Munition und Waffen versorgt zu haben, und der junge Duncan, welcher sich noch vor vierzehn Tagen in Windhoek aufgehalten hatte, wäre um ein Haar dort festgenommen worden. Eine Ungeschicklichkeit der Behörde oder ein gütiges Geschick oder Beides zugleich verhinderten jedoch diese Verhaftung, und Duncan entkam. Wie Dr. Hartmann nach mehreren Tagen, nachdem die Witbooi-Reiter ihn verlassen hatten, erfuhr, verdankte er diesem Umstande sein Leben; denn Hendrik hatte nach dem Ueberfall von Hornkranz einige Reiter mit dem Auftrage entsandt, den Dr. Hart-

mann zu erschießen, da er annahm, daß dieser, der noch wenige Tage vor dem Schlage gegen Hornkranz auf Windhoek gewesen und mit uns freundschaftlich verkehrt hatte, der Mitwisser des Anschlages sein müßte. Der junge Duncan hatte seine ganzen Ueberredungskünste anwenden müssen, um die Witboois zu überzeugen, daß der Doktor wirklich ein Doktor und nicht als Lieutenant der nothwendige Vertraute des Hauptmanns v. François war, und sie von dem Meuchelmorde abzuhalten. Man sieht aber aus dieser Geschichte, wie sehr Hendrik Witbooi auch nach der Katastrophe von Hornkranz den Kopf oben hatte, denn er mußte schon am 13. oder 14. April seine Leute zum Pferderaub nach den Awas-Bergen und dem unteren Kuisib, zur Verfolgung des Dr. Hartmann, zur Botschaft an seinen Stamm nach Gibeon und mit dem erwähnten Briefe an die Bastards nach Rehoboth entsandt haben. Man kann wirklich nur wünschen, daß jeder General nach einer erlittenen Schlappe ebenso umsichtig und thatkräftig ist!

Auf Windhoek sah man die Sachlage noch nicht so klar, da man noch immer an eine wirkliche Niederlage Hendriks und vor allen Dingen an eine Schwächung seines Selbstgefühls glauben wollte. Man versprach sich von einem zweiten Zuge der Truppe einen weiteren Erfolg, wenn man sich auch nicht verhehlen konnte, daß unsere des Landes unkundigen, schwer bekleideten und bepackten Musketiere, welche eine kaum zweijährige Ausbildungszeit hinter sich hatten und nicht an Selbständigkeit, sondern an Führung, Befehle und Reglements gewöhnt waren, den kleinen, flinken Hottentotten, die auf dem Pferde und mit der Büchse in der Hand groß geworden, die jeden Winkel des Landes und jede Spur im Sande kannten, für die der Krieg eine Lust war und Hunger und Durst keine Schrecken hatten, welche die Selbständigkeit in jeder Beziehung darstellten und eigentlich das Ideal einer berittenen Infanterie in der Hand eines genialen Führers waren — daß unsere Leute diesen Teufelskerlen nicht gewachsen waren.

Am 11. Mai ließ denn auch Hauptmann v. François zum zweiten Male die Garnison Windhoek alarmiren und rückte, diesmal mit noch größerem Troß, über Rehoboth nach Hornkranz ab. Von Rehoboth aus, woselbst dreißig Mann zurückblieben, wurde eine Abtheilung von fünfzig Bastards mitgenommen, die als Kundschafter den Aufklärungsdienst versehen und kleineren Detachirungen als Führer mitgegeben werden sollten. Die Feste von Hornkranz wurde wiederum besetzt vor-

gefunden, wie die Witboois ja schon zwei Tage nach der ersten Erstürmung ihr Lager wieder eingenommen hatten, wurde aber ohne Kampf geräumt; auch die Truppe hielt sich nicht daselbst auf, sondern vermied die durch Leichengeruch verpestete Luft und marschirte, den Witboois folgend, in die ersten Wellen des hinter Hornkranz liegenden Gebirges. Es wurde festgestellt, daß die Hottentotten eine steile Felswand besetzt hatten, welche Karibib, der rothe Berg oder die letzte Zuflucht hieß, und zwei Patrouillen von je fünfzehn Mann wurden zur gewaltsamen Aufklärung entsandt. Sie gingen mehrere Kilometer weit über ein ganz übersichtliches Gelände vor und erhielten ganz plötzlich auf kaum 200 m ein heftiges Feuer, worauf sie sich zu Boden warfen und auf die Hottentotten zu schießen versuchten. Aber diese waren auch schon wieder verschwunden und wurden erst gesehen, als sie von den Felsen herab ein zweites Mal feuerten. Die Patrouillen zogen sich nun unter Verlust des Reiters Meyer und mit vier leicht Verwundeten zurück, und Hauptmann v. François verließ den Platz und trat den Rückmarsch an, da er glaubte, die Stellung am rothen Berg ohne Geschütze nicht nehmen zu können. Auf Hornkranz wurden die Leichen beseitigt und der Platz gereinigt, und sodann der Unteroffizier Pohl mit 27 Mann als Besatzung in den Mauern der festen Kirche zurückgelassen.

Auf Windhoek war am 14. Mai ein Eilbote aus Walfischbay mit Briefen eingetroffen, denen zufolge S. M. S. „Arkona" bereits vor mehreren Tagen die Tsoachaub-Mündung angelaufen haben mußte, um daselbst zwei leichte Feldgeschütze mit Munition zu landen. Man wird sich unsere Bestürzung ausmalen können, wenn man bedenkt, daß die ganze Besatzung der Station am Tsoachaub nur in dem Unteroffizier Hannemann bestand, und daß die Witboois einen regen Verkehr nach der Walfischbay unterhielten und daher über die Ankunft der Geschütze ganz genau informirt sein mußten. Was wäre leichter für sie gewesen, als Hannemann und die Geschütze unschädlich zu machen! Herr Regierungs-Assessor Köhler und ich befanden uns in einer sehr peinlichen Lage, denn es war dringend nöthig, daß Hauptmann v. François die Mittheilung sofort erhielt, andererseits aber wußten wir nicht, wen wir mit der Ueberbringung der Meldung betrauen sollten. Die zurückgebliebenen Mannschaften der Truppe kannten weder Weg noch Steg und wußten in der landesüblichen Behandlung der Pferde nicht Bescheid,

die Eingeborenen waren zu unzuverlässig, und die Europäer wollten ihr Hab und Gut nicht verlassen, welches sie im Nothfalle selbst vertheidigen mußten. Was war also zu thun? Nach langer Ueberlegung gewann ich den Ansiedler Johr, einen früheren Angehörigen der Schutztruppe, der mit Land und Leuten vertraut, zuverlässig und unerschrocken war, und beauftragte ihn mit der Sendung.

Als die Truppe am 22. Mai nach Windhoek zurückgekehrt war, machte sich Hauptmann v. François sofort nach Walfischbay auf, um die Geschütze abzuholen, welche er für die weitere Kriegführung als dringend nöthig erachtete, die übrige Truppe aber verblieb auf Windhoek, wo eine große Menge von Reparaturen an Gewehren und Kleidungsstücken vorgenommen werden mußten. In besonders zerrüttetem Zustande befand sich das Schuhzeug der Soldaten, welche zwar Reiter genannt und mit hohen Stiefeln versehen worden waren, welche aber bisher nur zu Fuß marschirt und mithin zwei Paar Stiefel auf dem trockenen steinigen Boden völlig abgenutzt hatten, so zwar, daß Hauptmann v. François schon bei dem zweiten Zuge gegen Hornkranz angeordnet hatte, daß ein Theil der Mannschaft auf Ochsenwagen transportirt werden sollte. In diesen Tagen erreichte uns die betrübende Nachricht, daß ein deutscher Händler, Paul Krebs genannt, in Naosanabis meuchlings erschossen worden war. Krebs hatte seit Jahren mit den Hottentotten von Gobabis, einem berüchtigten Raubgesindel, in Handelsbeziehungen gestanden und war auch jetzt wieder hinausgegangen, um die Bezahlung für die gelieferten Waaren einzutreiben. In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Besuche des Krebs bei dem Stamm der Khauas-Hottentotten war jedoch der Krieg zwischen der Schutztruppe und Hendrik ausgebrochen, in den Khauas regte sich entweder die Rachsucht oder die bloße Mordgier, und sie erkoren den ahnungslosen Weißen zum Opfer. Als Krebs eines Mittags im Schatten eines Baumes schlummerte, schlich sich ein Hottentott wie eine Schlange auf dem Bauche heran und schoß ihn in die Brust. Krebs lebte noch eine halbe Stunde und verschied dann, nachdem er noch mit sterbender Hand einige Aufzeichnungen gemacht hatte. Der Häuptling der Khauas, Andries Lambert, schickte die Karre mit dem angeblichen Eigenthum des Ermordeten und einen Begleitmann nach Windhoek, welch letzterer eine so gemeine Verbrecher-Physiognomie zur Schau trug, wie man sie sich nur irgend ausmalen kann, und ließ versichern, daß er selbst und sein Stamm unschuldig an dem Morde

wäre. Als Thäter bezeichnete er einen Witbooi-Mann, welcher um jene Zeit auf Naosanabis anwesend war, aber Andries Lambert hat es nicht für nöthig gehalten, diesen Mann auszuliefern oder selbst zu bestrafen, weshalb man ihm wohl mit Recht die geistige Urheberschaft der Mordthat zuschreibt.

Einiger kleiner kriegerischer Ereignisse, welche in die nun folgenden Monate fielen, muß ich hier im Anschluß an die Erzählung des zweiten Zuges nach Hornkranz gedenken.

Weiter oben habe ich erzählt, daß der Unteroffizier Pohl mit 27 Mann auf Hornkranz zurückgeblieben war und sich in den Mauern der Kirche eingerichtet hatte. In aller Stille bohrten die Soldaten zwei Reihen von Schießscharten in die Mauer und verhielten sich Tag und Nacht so leise und unauffällig, wie nur irgend möglich, um das wachsame Auge der Hottentotten auf den umliegenden Bergkuppen zu täuschen. Die List gelang auch vollkommen, denn zwei Tage nach dem Abmarsch der Truppe kamen sechs Hottentotten zu Pferde plaudernd und achtlos auf die Kirche zu, hinter deren Mauer Pohl und seine Leute mit verhaltenem Athem und schußbereiten Gewehren kauerten. Die Hottentotten hielten an, sprangen aus dem Sattel und schritten auf die Mauer los. Da krachten die Schüsse, und fünf Pferde und fünf Menschen stürzten todt zu Boden. Damit waren die ersten wirklichen Krieger Hendriks gefallen, und wie ein Schrei der Entrüstung hallten die Schüsse wieder, welche von allen umliegenden Kuppen sich auf die Feste richteten. Den ganzen Tag, die Nacht und auch den folgenden Vormittag hielt das Feuer an; aber nur ein Schuß traf und zerschmetterte das Fußgelenk eines Soldaten. Danach umschwärmten die Witboois die Besatzung in Hornkranz fortwährend, vermochten aber nicht, sie ganz vom Wasser abzuschneiden oder ihr irgend welchen Schaden zuzufügen.

Als in Windhoek die Nachricht eintraf, daß auf Hornkranz ein Verwundeter läge, entsandte Lieutenant v. François den Feldwebel Hesse mit zwanzig Mann und einem Wagen mit dem Auftrage, den Verwundeten aus Hornkranz abzuholen und einen Theil der Besatzung abzulösen. Der Marsch dieser Abtheilung ging über Rehoboth, wo sich Hans Diergaard mit dreißig Bastards dem Zuge anschloß, da er fürchtete, daß die Witboois, da kein Offizier an der Spitze stand, einen Angriff wagen würden. Feldwebel Hesse legte in einem Tage und einer Nacht den Weg nach Hornkranz in Gewaltmärschen zurück und ermüdete

seine Leute durch Marschsicherungen, so daß dieselben schon sehr ermüdet auf Hornkranz eintrafen. Aber auch hier gönnte er ihnen keine Ruhe, sondern eilte zurück und erreichte mit seiner ganz ermatteten Mannschaft nach unausgesetztem 36stündigen Marsch das Neusib-Bley, wo er für die Nacht zu rasten beschloß. Es wurde ein Posten auf eine kleine Anhöhe auf 200 m Entfernung von den Wagen gestellt, einzelne Leute kochten ihr Abendessen, während die meisten sich todmüde schlafen legten. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und es mochte 8½ Uhr gewesen sein, als in der Richtung des erwähnten Postens einzelne Schüsse fielen, denen aber schon nach wenigen Sekunden ein heftiges Schnellfeuer aus annähernd 100 Gewehren folgte, welches sich auf das Lager richtete. Erschreckt sprangen die Soldaten auf, welche an den Feuern gesessen und in ihre brodelnden Kessel geschaut hatten, denn die feindlichen Geschosse warfen die Kochgeschirre um, durchlöcherten sie und schlugen in das Feuer, daß die Funken umherstoben. Im nächsten Augenblick schon waren die Leute aus dem Feuerschein in die Dunkelheit zurückgesprungen, hatten ihre Gewehre ergriffen, sich zur Erde geworfen und beantworteten die Schüsse des Feindes. Einige Schläfer erwachten jäh aus dem Traume, und als sie das Krachen der Gewehre hörten und die Kugeln dicht neben sich einschlagen sahen, glaubten sie nicht anders, als daß der Feind im Lager wäre, zumal sie ihrer Kameraden, welche ihren Blicken durch die Dunkelheit entzogen waren, nicht ansichtig wurden, griffen nach dem ersten besten Gewehr und liefen zurück, um sich hinter dem nächsten Busch zu decken und auf das Lager zu feuern. So schossen nicht nur Freund auf Feind, sondern auch Freund auf Freund, und diejenigen, welche an Ort und Stelle geblieben waren, befanden sich in einem Kreuzfeuer zwischen den Hottentotten vor ihnen und den in der Verwirrung entlaufenen Bastards und Soldaten der Schutztruppe in ihrem Rücken. Der Posten, welcher im Schritt zu dem Lager zurückkehrte, wurde von den Hottentotten mit Feuer verfolgt und von seinen Kameraden mit Feuer empfangen, und in der gleichen Weise erging es einem Manne, der sich am Neusib-Bley gerade gewaschen hatte, als das Gefecht begann. Es war ein heilloses Durcheinander, welches hauptsächlich dem zuzuschreiben war, daß der führende Feldwebel es an Energie mangeln ließ. Desto besonnener benahm sich der Unteroffizier König, indem er die Mannschaften sammelte, Munition vom Wagen holen ließ und das Feuer mit lauter Stimme und mit Umsicht leitete. Den Be-

mühungen dieses Unteroffiziers gelang es auch, eine weitere Annäherung der Witbooi's zu verhindern; vielmehr zogen sich dieselben gegen Mitternacht zurück. Da der Unteroffizier es für gerathen fand, seine Leute in der Nacht beisammen zu halten, und da er durch die Beschießung von allen Seiten unsicher über die Richtung geworden war, aus welcher der Feind sich gezeigt und nach welcher er sich zurückgezogen hatte, so hielt er noch zwei Stunden lang an Ort und Stelle aus und ließ in die einzelnen Büsche der Umgebung feuern, um einzelne Feinde, welche vielleicht zurückgeblieben waren, zu vertreiben. Die todmüden Mannschaften, die nach 36stündigem Marsch um ihre zweite Nachtruhe kamen, schliefen aber mit dem Finger am Abzuge ein, so daß König unausgesetzt von Einem zum Anderen gehen mußte, um sie wach zu halten. Schließlich hielt er es für das Beste, weiter zu marschiren, um bei Tage zu rasten oder Rehoboth in einem Trek zu erreichen. Ehe er sich in Marsch setzte, stellte er fest, daß mehrere Leute der Truppe und 12 Bastards fehlten, welche sich jedoch nach und nach wieder heranfanden.

Auch die weitere Rückreise unserer Abtheilung unter dem Unteroffizier König vom Neusib-Bley nach Rehoboth ging nicht ganz glatt von statten. In der Nacht trat allerdings keine Störung ein, aber als am anderen Vormittag der Zug eine kleine Thalsenkung erreicht hatte, erhielt er von einer gegenüberliegenden Höhe auf 600 m ein lebhaftes Feuer, welches sofort mehrere Zugochsen tödtete und die Karawane zum Halten zwang. In Ermangelung einer besseren Deckung sprang der größte Theil der Leute in eine Rinne der Thalsenkung, während der andere die Ochsen losschnitt und die Gespanne in Ordnung brachte. Obgleich dieses im feindlichen Feuer geschah, so wurde doch, wie auch in der vorhergehenden Nacht, Niemand verwundet. Da Unteroffizier König einsah, daß er von dem Graben aus, in welchem er sich befand, den Feind nicht aus seiner Stellung vertreiben konnte, andererseits aber auch den Wagen mit dem Verwundeten nicht im Stich lassen wollte, so schickte er Hans Diergaard mit einer Anzahl Schützen auf eine seitlich gelegene Höhe, um den Feind zur Aufgabe seiner Stellung zu zwingen. Ein mehrstündiges Feuergefecht spielte sich ab, zu dessen Schluß der Feind zurückwich, da von Rehoboth her ein Unteroffizier mit einer Anzahl berittener Bastards, welche das Feuern gehört hatten, zu Hülfe eilte. Hier war zum ersten Male Hendrik Witbooi als Angreifer aufgetreten, und zwar hatte er das später so vielfach geübte Stückchen

ausgeführt, sich der marschirenden Abtheilung vorzulegen. Diesmal war das Gefecht auf eine zu große Entfernung geführt worden, als daß eine wirkliche Ueberraschung und bei den schadhaften Hülsen und dem schlechten Pulver der von den Witboois benutzten Patronen erhebliche Verluste auf unserer Seite hätten eintreten können; später wurden diese Hinterhalte unmittelbar an den Weg gelegt und das Feuer erst eröffnet, wenn die Spitze bis auf wenige Schritte herangekommen war, oder dieselbe wurde unbehelligt durchgelassen und erst das marschirende Gros wurde beschossen. Diese Taktik kostete uns viele Verwundete und so manches Menschenleben, wie denn auch der Premierlieutenant Diestel einer solchen aus dem Hinterhalt abgefeuerten Kugel erlag. Im Laufe des Krieges hatten die Witboois eben immer mehr die Schwächen unserer des Guerillakrieges ungewohnten Truppe erkannt und ihre Taktik dementsprechend immer verwegener gestaltet, während sie großer Kaltblütigkeit und einer gewissen Kenntniß der Landesverhältnisse gegenüber sich sehr viel zurückhaltender zeigten. Als z. B. der Ansiedler Johr von mir mit der erwähnten Meldung über die Ankunft der Geschütze nach Hornkranz entsandt worden war und zwischen Windhoek und Rehoboth mehrere Witboois auf einer Felskuppe im Hinterhalt liegen sah, drohte er ihnen nur mit der Faust und ritt, ohne einen Umweg zu machen, auf 500 m an ihnen vorüber. Auf der anderen Seite der Kuppe angekommen, bemerkte er mehrere grasende Pferde, die anscheinend den Witboois gehörten, und ritt sofort hin, um eines derselben zu greifen, welches er denn auch mit nach Windhoek brachte.

Nach diesem letzten Zuge wurden auf Weisung des Hauptmanns v. François alle Feindseligkeiten so lange eingestellt, bis er, in den Besitz der Geschütze gelangt, mit der ganzen Truppe den Vernichtungskrieg gegen Hendrik Witbooi mit aller Energie in Angriff nehmen könnte. Ehe dieses jedoch eintrat, steigerte sich die Unsicherheit im ganzen Lande und die peinliche Lage der Europäer noch sehr bedeutend. Obgleich man nur in den seltensten Fällen einiger Witbooi-Reiter ansichtig wurde, so sah man doch ihre Spuren, bald nördlich und östlich, bald in der unmittelbarsten Umgebung von Windhoek, und an einem gelegentlich überfallenen und seiner Briefschaften und Kleider beraubten Boten oder an dem Diebstahl eines Pferdes oder Rindes merkte man in der unangenehmsten Weise, daß sie allgegenwärtig waren. Es wurde sogar behauptet, ist aber niemals bewiesen worden, daß zur Nachtzeit

Witbooische Spione auf Windhoek erschienen, eine Möglichkeit, die sehr glaublich erscheint, obschon ich bei manchem nächtlichen Spaziergange keine verdächtigen Personen entdeckte. Wer aber vermöchte mit europäischen Augen einen Hottentotten zu gewahren, der sich verbergen will? Zu Ende des Monats Juni schien es, als ob Hendrik Witbooi die lange Pause, welche in der Kriegführung gegen ihn eingetreten war, für ein Zeichen der Zaghaftigkeit unsererseits angesehen hatte, denn bald nach dem 20. Juni sah man an verschiedenen Stellen der Awas-Berge und in dem dazu gehörigen Vorgelände Lagerfeuer die nächtliche Dunkelheit erhellen, und es verbreitete sich in Windhoek das Gerücht, die Witboois ständen in großer Anzahl bei Ongeama und Ao-naigus. Man war an so viele Tatarennachrichten gewöhnt, die sich nachher als völlig erfunden herausstellten, daß man auch dieser Meldung keinen Glauben schenkte; überdies war man auf Gr. Windhoek sehr schlecht berichtet, da die Europäer nur ihrer Arbeit auf dem Platze selbst nachgingen und die umliegende Steppe nicht aufsuchten, die Hirten aber wegen der Gefahr des Raubes angewiesen waren, die Herden nur in der nächsten Umgebung weiden zu lassen. Endlich war es auch den Viehwächtern wohl ziemlich gleichgültig, ob der Kommandant von Windhoek rechtzeitig über eine feindliche Annäherung orientirt wurde, denn so lange als man sich auf dem Platze selbst befand, hatte man ja jederzeit sein Gewehr und eine gute Deckung bei der Hand. Anders lagen die Verhältnisse auf Kl. Windhoek, wo um jene Zeit wohl zehn bis fünfzehn Ansiedler mit ihren Familien saßen, welche in dem Thale gut geborgen waren und sich leicht zu vertheidigen vermochten. Die Herden weideten in den Thälern gegen Norden und Osten, und die Besitzer, deren mehrere flinke und des Reitens kundige Südafrikaner waren, streiften in weitem Umkreise umher und sicherten ihr Eigenthum durch Aufklärung. Aus dieser einzig zweckmäßigen Art der Sicherung durch Kundschaft und der Art und Weise der Ausführung ging wieder einmal hervor, daß jeder bürgerliche Mann, sei er nun Händler, Bauer oder Arbeiter, genau so gut, ja in den meisten Fällen wegen seiner mehr entwickelten Individualität und seiner größeren Selbständigkeit sehr viel mehr zum Landesvertheidiger geeignet ist als unser in der Heimath durch eine Schnellpresse von kaum zwei Jahren nach Schema F ausgebildeter Soldat, mag er auch für europäische Verhältnisse ein vorzüglicher sein. Man braucht in Südafrika nicht das, was man in Europa sich gewöhnt hat, in, ich

möchte sagen, übertragener Bedeutung einen Soldaten zu nennen; denn dieser moderne Begriff ist nur aus einer durch die Verhältnisse aufgezwungenen Bescheidenheit entstanden, ist aber kein Ideal. Wir brauchen vielmehr in Südafrika einen Menschen, welcher mehr Mensch als Soldat ist, welcher ganz selbständig und selbstbewußt ist, dessen Individualität nicht als Soldat, sondern als Mensch auf das Höchste entwickelt ist, der nicht des Befehls des Vorgesetzten im Ohr oder in der Tasche bedarf, sondern der als ein ganzer Mann mit offenem Herzen und offenem Verstande die springenden Punkte des südafrikanischen Lebens erfaßt und bei jeder einzelnen seiner Handlungen zur Richtschnur nimmt.

Die Einwohner von Kl. Windhoek waren auf ihrem Posten und brachten ganz positive Meldungen über die Nähe der Hottentotten nach Gr. Windhoek — aber sie waren Civilisten, und man glaubte ihnen nicht. Am 26. Juni gegen 8 Uhr kam plötzlich ein Ochsenwächter des Kaufmanns Nitzsche, welcher in das Feld geschickt worden war, um einen Ochsen zu suchen, in fliegender Hast nach Gr. Windhoek zurückgelaufen und berichtete, daß er ungefähr 80 Witbooi-Reiter auf 1 km vor den ersten Häusern des Ortes gesehen hätte. Auch ihm wurde zuerst nicht geglaubt, als man aber die Thürme bestiegen hatte und mit dem Fernglas Rundschau hielt, sah man deutlich einzelne weiße Hüte in nordnordwestlicher Richtung zwischen den Büschen auftauchen und gewahrte Pferde, die in einem Grunde standen, so daß kein Zweifel mehr darüber war: die Witboois waren in unmittelbarer Nähe. Sofort ließ Lieutenant v. François alles Rindvieh und die Pferde, von denen nur das minderwerthigste und zur Zeit unbrauchbare Material vorhanden war, in die Kraale treiben und entsandte dreißig Mann unter einem Unteroffizier nach einer auf 1600 m im Norden liegenden Kuppe. Als die Abtheilung sich dieser Stelle näherte, wurde sie von lebhaftem Gewehrfeuer begrüßt, warf sich sofort zur Erde und sandte ihrerseits ihre Geschosse gegen die Hottentotten. Nach wenigen Sekunden waren diese jedoch verschwunden und tauchten erst wieder auf, als die Leute der Schutztruppe im weiteren Vormarsch begriffen waren.

So spielte sich ein Feuergefecht ab, welches mit verschiedenen Pausen wohl eine Stunde dauerte, und bei dem die Witboois stets auf die sich bewegende Schützenlinie schossen, während sie sich selbst vorzüglich zu decken verstanden und sofort ihre Stellung wechselten, sobald die

Geschosse der Soldaten den richtigen Zielpunkt gefunden hatten. Aus diesem Grunde wurde auch kein einziger Hottentotte verwundet, ebenso wenig aber auch ein Mann der Truppe. Eine Verfolgung der sich zurückziehenden Witboois war unmöglich, da diese ungeheuer schnell zu Fuß waren und schließlich auch ihre Pferde bestiegen, um, wie mir ein Soldat erzählte, der über die Gewandtheit der Gelbhäute ergrimmt war, mit Hüteschwenken davonzujagen. Von den Thürmen der Häuser in Gr. Windhoek aus hatten wir dem Gefechte zugeschaut und zwischen der ersten und zweiten Tasse Kaffee unsere Gewehre und Patronen für alle Fälle zurechtgelegt. Auf 1 bis 2 km von unseren Häusern entfernt sahen wir die weißen Hüte des Reitertrupps wohl eine gute Stunde lang von Norden nach Süden an unserer Front vorbeiziehen, aber es war doch zu weit, um ihnen mit einzelnem Feuer Verluste beizubringen. Wir brannten Alle vor Begierde, uns auf die Pferde zu werfen, die Witboois noch zu erreichen und zu befeuern, ehe sie die Gebirgspässe überschreiten konnten; wir mußten aber hiervon Abstand nehmen, da die Pferde der Truppe in einem viel zu jämmerlichen Zustande waren, als daß sie hätten von irgend welchem Nutzen sein können, und da außer diesen nur noch die Pferde der Offiziere und Beamten und zweier Händler vorhanden waren, welche in diesem Falle wohl nur zur Aufklärung genügt hätten.

Auch am Vormittage des 27. Juni, als ein bleigrauer Himmel und eine düstere Stimmung über Windhoek ausgebreitet lagen, wurden alle Lebensgeister dadurch mit einem Schlage erweckt, daß sich kaum 400 m von dem Kommissariatsgebäude und etwa zweihundert Schritt jenseits des von Dr. Dove angelegten Wetterhäuschens ein paar weiße Hüte zeigten, deren Träger sofort als ebenso viele Witbooi-Hottentotten erkannt wurden. In aller Eile liefen wir zu Dreien nach dem Dove-Häuschen, aber als wir ankamen, waren die Hottentotten bereits auf der Höhe, um gleich darauf im Thale zu verschwinden. Nun wurden Patrouillen zu Fuß in die verschiedenen Richtungen entsandt und festgestellt, daß die Witboois noch in der Umgegend waren, und ein Wagen, welcher von Brakwater eintraf, erzählte, daß er eine Abtheilung von vierzig Mann an der Straße gesehen hätte, welche sich jedoch ohne Feindseligkeiten zurückgezogen hatte. Hieraus schien hervorzugehen, daß die Witboois den aus der Bai zurückerwarteten Hauptmann v. François anfallen wollten, sich in der Folge aber eines Besseren besonnen hätten,

da der Hauptmann noch am späten Nachmittage ganz unbehelligt in Windhoek eintraf. Den Bitten der Händler nachgebend, hatten der Lieutenant Schwabe und ich mit einigen Europäern und unseren farbigen Dienern eine größere Patrouille geritten, welche das Gelände nach Ost und Südost aufklärte und uns auch nicht die leiseste Spur von dem Vorhandensein der Witbooi zeigte. In den nächsten Tagen stellte sich heraus, daß die Hottentotten in der Stärke von annähernd zweihundert Reitern bei Windhoek gewesen sein mußten und erst am 28. und 29. Juni und auch dann nur unter Zurücklassung von Kundschaftern in die Berge hinter Hornkranz zurückkehrten. Hauptmann v. François aber war immer noch nicht in der Lage, den beabsichtigten Zug zu unternehmen, welcher Hendrik an das Gebirge fesseln und ihn für das übrige Land ungefährlich machen sollte, denn der britische Magistrat in Walfischbay, welcher S. M. Schiff „Arkona" die für die Truppe bestimmten Feldgeschütze abgenommen hatte, weigerte sich, dieselben ohne besondere Anweisung seiner Regierung herauszugeben. Ob diese Handlungsweise ihren Grund auf nationalem Boden hatte oder in einer persönlichen Mißstimmung des englischen Beamten begründet war, ist schwer festzustellen; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß sie wenig freundnachbarliche Gesinnung verrieth und einer Parteinahme für Hendrik Witbooi nicht unähnlich sah. Mochte nun Mr. Cleverly über die Berechtigung unseres Krieges gegen Witbooi denken, wie er wollte, und mochte die Bevölkerung der Kapkolonie in ihm einen Eingriff in ihr vermeintliches Recht auf Südafrika, oder endlich hyperphilanthropische Engländerinnen eine Unmenschlichkeit sehen, niemals durfte eine große Nation selbst in ihrem kleinsten Vertreter gegen eine Nation der gleichen Rasse zu Gunsten einer farbigen Partei ergreifen.

Als der Führer der Schutztruppe nach Windhoek zurückgekehrt war, empfand er naturgemäß die eben erzählten Vorfälle der letzten Monate als solche, welche das Selbstbewußtsein seiner Soldaten und der Europäer im Lande ebenso sehr herabdrücken mußten, wie sie geeignet waren, die freche Verwegenheit der Hottentotten zu steigern. Er nahm daher eine Abtheilung von vierzig Mann und so viele Pferde, als irgend brauchbar waren, und machte sich nach Hornkranz auf den Weg, um die Witbooi womöglich zu einem Angriff zu verleiten, welchen er sodann nach Kräften auszunutzen entschlossen war. Der Marsch bis Hornkranz ging ohne Zwischenfall von statten; die Besatzung wurde abgelöst und

der Rückmarsch angetreten. Die Abtheilung war nun siebzig Mann stark, von denen zwei Unteroffiziere und zehn Reiter mit dem Hauptmann v. François an der Spitze ritten, auf hundert bis zweihundert Schritt von weiteren zwanzig Reitern gefolgt, während der Troß der Wagen und des Schlachtviehs unter der Bedeckung von vierzig Mann stand, welche der Lieutenant Schwabe befehligte. In dieser Eintheilung zog die Kolonne am Morgen des 10. Juli noch in tiefer Dunkelheit dahin, als plötzlich auf kaum 50 m vor Hauptmann v. François und den ersten zehn Mann auf beiden Seiten des Weges Schüsse krachten und die Kugeln um die Ohren der Reiter pfiffen. Im Nu waren sie von den Pferden, warfen sich zur Erde und beantworteten das Feuer, während ein Reiter die Zügel der Pferde ergriff, um diese in die Deckung einer Mulde zu führen. Hierbei wurde seine erhobene rechte Hand von einem Expansionsgeschoß durchbohrt, die Pferde wurden wild, rannten zum Theil davon und fielen später in die Hände der Witbooi's. Bald lagen sich die ersten dreißig Mann mit den Hottentotten, die sich auf beiden Seiten der Straße vorgelagert hatten, auf fünfzig bis hundert Schritt in lebhaftem Feuergefecht gegenüber, und Hauptmann v. François erzählte später mit Stolz, wie kaltblütig sich seine Reiter benommen hätten. So stand der Unteroffizier Bohr, als er einen Befehl zur Weitergabe in der Schützenlinie erhielt, mitten im heftigen Feuer kerzengerade auf und antwortete: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ Dieser ersten Abtheilung wurde es sehr schwer, den Feind aus seiner gut gewählten Stellung herauszudrücken, dagegen war der Lieutenant Schwabe unter Zurücklassung einiger Bedeckungsmannschaften bei den Wagen seitlich vorgegangen, als er das Gewehrfeuer vernommen hatte, und traf nun mit der ersten Morgendämmerung in den Rücken des Feindes, welcher eiligst seine Stellung räumte. Lieutenant Schwabe und seine Leute vermochten in der Dunkelheit den Feind nicht genau zu unterscheiden, liefen daher, ohne zu feuern, darauf los und trafen gerade mit den Witbooi's zusammen, als diese ihre Pferde besteigen und Reißaus nehmen wollten. Nun folgte ein Handgemenge, wie man es bei den Indianerkämpfen im Cirkus Renz dargestellt sieht, und dem auch die Komik nicht fehlte. Der Eine riß einen Hottentotten aus dem Sattel, welcher soeben Platz genommen hatte, der Andere hielt ein rechtes Bein in dem Augenblick auf, wo es sich über den Rücken des Pferdes schwingen wollte, ein Dritter riß einen Reiter sammt dem Sattel vom Pferde.

Ein Hottentotte galoppirte davon, während ein Soldat ihm das Gewehr aus dem Gewehrschuh riß, um ihn im nächsten Moment damit niederzustrecken, und mehrere Gelbhäute wurden mit Kolbenschlägen getödtet. An zwölf Pferde wurden sofort von den Soldaten ergriffen, die im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht als Fußgänger viel mehr auf die Pferde als auf die Hottentotten fahndeten; die armen Namas mußten zu Fuß entfliehen oder sich zu zweien oder sogar zu dreien auf je eines dieser bedauernswerthen Pferde setzen. Bei diesem Scharmützel blieben mehrere Hottentotten auf dem Platze — im Ganzen sollen elf Mann gefallen und schwer verwundet worden sein —, während von den Pferden nach Abzug der der Truppe entlaufenen noch sieben Stück als erbeutet zu betrachten waren. Hauptmann v. François, welcher, wie seine Leute mit Stolz erzählten, großen persönlichen Muth bewies, jagte mit mehreren Reitern den Witboois nach, und es gelang ihm, sie noch einmal auf einige hundert Meter zu befeuern und auf etwa 1500 m auf den versammelt reitenden Trupp eine Salve abzugeben, bei deren Einschlagen die Reiter in alle Winde auseinander spritzten. Die Gewandtheit der Witboois in dieser Beziehung muß den Neid eines jeden Rittmeisters erregen, der sich vergeblich bemüht, seinen Pferden das Kleben abzugewöhnen und seinen Leuten Findigkeit im Gelände beizubringen. Die Witboois sind im Stande, sich im Herzen des Hererolandes einzeln zu verflüchtigen und nach mehreren Tagen sich ohne Befehl an einem Orte zusammenzufinden, welcher 400 km von dem ersteren entfernt liegt. Diese Fähigkeit setzt eine solche Landeskenntniß, Reitergewandtheit, Bedürfnißlosigkeit und Umsicht voraus, wie wir sie schwer unseren Soldaten anerziehen können, und deshalb weist uns auch dieser Umstand wieder darauf hin, daß wir unseren südafrikanischen Besitz nicht durch europäische Soldaten, sondern durch eine starke weiße Bevölkerung schützen und beherrschen müssen. Nicht ohne Grund sind die englischen Rothjacken, die rooi batje, wie die britischen Soldaten genannt wurden, von den Boeren, Zulus und Korannas geschlagen worden und haben die Freiheit der Basutos anerkennen müssen, während andererseits die Boeren bei allen Eingeborenen Südafrikas gehaßt und gefürchtet sind, denn sie kennen ihre südafrikanische Steppe, können reiten und schießen, und ein jeder von ihnen nimmt es mit hundert Eingeborenen auf.

Nach diesem Schlage gegen die Witbooi's, welcher das Gefecht von Naos genannt wird, beschloß Hauptmann v. François, seine Kräfte eine Zeit lang auf die Sicherung der Heerstraße von der Küste nach Windhoek zu verwenden; denn mit Recht befürchtete man, daß Hendrik sich jetzt auf die Plünderung der Transportwagen werfen würde. Von jeher hatte Hendrik Witbooi, der die holländische Sprache schriftlich und mündlich beherrschte, eine große Vorliebe für das Briefschreiben gehabt, bei dem er sich einer ungeheuer bilderreichen und schwülstigen Sprache bediente. Bei der Erstürmung von Hornkranz war ein großes Buch gefunden worden, in welchem alle Briefe eingetragen waren, die Witbooi geschrieben oder erhalten hatte. Er nannte sich in denselben, und wurde auch von anderen Eingeborenen so bezeichnet, „der König von Gr. Namaland" oder „der große und wohledle Kaptein Hendrik Witbooi". Sein Briefwechsel mit dem britischen Magistrat in Walfischbay war besonders interessant, da Hendrik durch die Vermittelung dieses Herrn die Unterstützung der Kapkolonie nachgesucht hatte, und da seine Briefe von besonderer Klugheit zeugten, indem sie den Engländern mit beredten Worten seine mißliche Lage schilderten und ihnen gewisse Vortheile in Aussicht stellten. Alle Häuptlinge, Händler und Missionare besaßen Briefe von Hendrik, die entweder eine geschäftliche Angelegenheit — und dann stets genau und kulant — behandelten, oder eine Idee Witbooi's auseinandersetzten, für welche er Stimmung zu machen wünschte. Die meisten Briefe waren aber wohl sogenannte Kriegserklärungen, mit denen er ankündigte, an welchem Tage und auf welchem Ort er erscheinen würde, und nur in den allerseltensten Fällen haben sich diese Mittheilungen als trügerisch erwiesen. Die Angst vor den Hottentotten war eine so große, daß Hendrik stets seinen Zweck erreichte und den betreffenden Platz des Hererolandes in planloser Verwirrung vorfand. Auch an Hauptmann v. François hatte Hendrik am Tage nach der Erstürmung von Hornkranz einen Brief geschrieben, in welchem er seiner Entrüstung über den plötzlichen Angriff in gut gewählten Worten Luft machte, und später schrieb er: „Du hast 250 Soldaten, Gewehre und Munition, ich aber habe keine Munition. Es ist leicht, mich auf diese Weise zu besiegen. Gieb mir Patronen, damit wir gleich sind, und wenn wir uns in ehrlichem Kampfe gegenüberstehen, dann wollen wir sehen, wer von uns Beiden der Stärkere ist!" Hauptmann v. François war zu vorsichtig, um Hendrik Patronen zu

gewähren und auf dieses Turnier einzugehen, und Hendrik seinerseits wäre wohl zu klug gewesen, um seine Kraft in einem Kampfe zu messen, bei welchem er unterliegen mußte. Im Gegentheil erkannte er sehr richtig, wo seine Stärke und die Schwäche der Truppe lag, und vermied es geflissentlich, ihr im offenen Kampfe zu begegnen, sondern führte den Krieg wie ein Schakal und eine Bergkatze in den Klippen des Gebirges, wodurch es ihm gelang, denselben 1½ Jahre lang hinzuziehen.

Auch im Juli 1893 hatte Hendrik angekündigt, daß er den Schauplatz seiner Thätigkeit auf die Verbindungsstraßen mit der Küste verlegen werde, und Hauptmann v. François entsandte daher alle Wagen, welche Güter aus Walfischbay holen sollten, unter Bedeckung kleinerer Abtheilungen. Auf Windhoek gingen die Proviantvorräthe der Truppe, welche nicht auf 250 Mann, dagegen auf regelmäßige Verbindung mit der Küste berechnet waren, ihrem Ende entgegen, und die Händler vermochten den steigenden Bedürfnissen der verstärkten Truppe und der vermehrten Ansiedlerschaar nicht mehr gerecht zu werden. Nach einer Pause im Frachtverkehr von ungefähr vier Wochen waren beide Stores auf Windhoek völlig ausverkauft und hatten geschlossen, als aber ein Transport von zehn bis fünfzehn Wagen mit zusammen zweitausend Centnern an Gütern eintrafen, war die Nachfrage so groß, daß die Inhaber beider Stores innerhalb 24 Stunden die ganze Ladung bis auf wenige Ballen Zeug von den Wagen herunter verkaufen mußten, ohne etwas in ihre Läden einräumen zu können!

Eine Hauptkalamität bestand um jene Zeit darin, daß durchaus kein genügendes Material an Wagen und Zugochsen im Lande vorhanden war, um die benöthigten Frachtfahrten zu leisten. Die Bastards waren durch den Krieg zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie ihre Wohnplätze hätten verlassen können, die Truppe selbst brauchte ihre Wagen zur Begleitung ihrer verschiedenen Abtheilungen, und die Hereros waren langsam, unzuverlässig und entschlossen sich schwer zu einer ihnen ungewohnten Arbeit. Andererseits lockte sie der Verdienst an, und da die Konkurrenz der Bastards ausgeschlossen war, unternahmen doch endlich einige derselben den Transport von Gütern von der Küste nach Windhoek. Das Eingreifen der Hereros hatte auch insofern seinen Vortheil für die Europäer, als es einer Parteinahme für dieselben glich und Witbooi sich wohl gehütet haben würde, die Wagen der

Hereros zu berauben und diese damit auf die Seite seiner werkthätigen Feinde zu treiben.

In den letzten Julitagen machte sich Hauptmann v. François mit einer Abtheilung von zwanzig Mann nach der Küste auf den Weg, um die Ankunft eines deutschen Dampfers abzuwarten, welcher für das erste Drittel des Augustmonats angekündigt war. Ich selbst erhielt den Befehl, den Hauptmann zu begleiten und die Station an der Tsoachaub-Mündung zu übernehmen, und packte in aller Eile meine Siebensachen zusammen, nicht ahnend, daß ich nicht mehr — wenigstens für diese Zeit meines Aufenthaltes in Südwestafrika — nach Windhoek zurückkehren sollte.

Die Reise ging sonst glücklich von statten, und ich erreichte, vorausreitend, Otjimbingue $1^1/_2$ Tage vor der Truppe, da ich den Auftrag hatte, daselbst einen Zwist zwischen zwei Angestellten des Hauses Dannert, ehemaligen Soldaten der Schutztruppe, und einem angesehenen, etwas empfindlichen Hererojüngling Thomas zu begleichen. Es gelang mir in allerdings schier endlosen und ermüdenden Verhandlungen, die erhitzten Gemüther zu beruhigen und einer Wiederholung gefährlicher Prügeleien vorzubeugen. Die Hereros sind eben — zumal wenn sie wohlhabend und angesehen sind — empfindlich und sehr leicht gereizt, andererseits aber auch wieder sehr verträglicher Natur, und zeigen sich, wie ich stets beobachtet habe, einem vernünftigen, freundlichen Worte sofort zugänglich.

Am zweiten Tage meiner Anwesenheit auf Otjimbingue kam auch Hauptmann von François mit den Reitern dort an, hielt sich aber seiner Gewohnheit gemäß nur $^1/_2$ Stunde auf und setzte seinen Marsch in der Richtung auf Tsaobis fort. Hierhin folgte ich ihm, und wir zogen über Horebis, Diepdal und Salem nach Kanikontes, von wo der Hauptmann sich nach der Tsoachaub-Mündung begab, während er mich nach Walfischbay entsandte. Ein Nachtritt brachte mich dorthin, wo mehrere Wochen angenehm in der Erwartung des deutschen Dampfers verstrichen.

Endlich lief am 23. August die „Marie Woermann" vor der Tsoachaub-Mündung an, und zu unserer großen Freude führte sie außer einer Schutztruppe von 3 Offizieren und 100 Mann noch 40 Ansiedler an Bord mit sich. Zuerst wurden die Mannschaften gelandet, um bei der Ausschiffung der Güter hülfreiche Hand leisten zu können; dann folgten Ansiedler mit Frauen und Kindern, Simmenthaler Vieh und

Schweine, und mit einem Male war die öde Küstenstation von rührigen Menschen belebt, die mit großen Erwartungen, aber nicht alle mit dem ernsten Willen zur Arbeit den Boden ihrer neuen Heimath betraten. Ein Theil dieser Leute wurde schon in den nächsten Wochen nach Windhoek in Marsch gesetzt, ein anderer blieb jedoch noch zwei Monate an der Küste, dem Nebel, der Fluth und den Sandstürmen ausgesetzt, und da ich selbst unter ihnen lebte, kann ich davon erzählen, wie die Hoffnungen dieser Leute sanken und wie sie ihre in großen Mengen gekauften Vorräthe und Utensilien durch die Witterungsverhältnisse zerstört sahen. Es war aber auch unglaublich, welche Mengen völlig überflüssiger Gegenstände die Ansiedler mitgebracht hatten. Da war z. B. ein Göpelwerk von ungeheurem Gewicht, welches fast einen Ochsenwagen für sich allein in Anspruch genommen und bis Windhoek 5 bis 600 Mark an Fracht gekostet haben würde; da waren ferner schwere Kisten, mit Federbetten und Matratzen gefüllt, und endlich Lebensmittel in Säcken und Tonnen, für drei Jahre berechnet, aber so schlecht verpackt, daß sie kaum die Landung überstanden. Man denke sich das Schicksal des besagten Göpels, auf dem unsere Affen herumturnten, der wahrscheinlich niemals bis nach Windhoek gelangt ist, jedenfalls aber durch den Sand so abgeschliffen und verschmutzt war, daß er unbrauchbar gewesen sein muß! Was dachte sich wohl der beneidenswerthe Besitzer dieses nutzlosen Ungethüms, und ist es denkbar, daß eine Siedlungsgesellschaft ihren Schützlingen gestattet, sich mit solchem Ballast zu beschweren? Oder weiß die Siedlungsgesellschaft etwa nicht, welcher Art die Thätigkeit ihrer Ansiedler sein wird? Dann allerdings wäre sie entschuldigt — sollte aber das Kolonisiren auf den Biertisch beschränken.

Unsere armen Ansiedler waren allerdings wirklich im ungünstigsten Augenblick gelandet und haben noch ein ganzes Jahr in der Luft geschwebt, ohne die ersehnten Farmen zu besitzen und arbeiten und verdienen zu können. Wie viel besser wären sie daran gewesen, wenn sie mit ein paar Decken und dem nothwendigsten Kochgeschirr, aber mit einer wohlgefüllten Börse den afrikanischen Boden betreten hätten! Der Werth des unnützen Plunders belief sich oft auf 3000 bis 5000 Mark, was 50 bis 100 Kühe, die einzige zur Zeit zweckmäßige Kapitalsanlage, bedeutet. Ich will nichts sagen, wenn ein Schmied oder Schlosser, Zimmerer oder Stellmacher sein Handwerkszeug mitbringt, oder daß ein Mann, welcher außerdem mindestens 3000 Mark in Vieh

anlegen kann, einen Ochsenwagen in Deutschland bauen läßt, welcher in Barmen halb so theuer wie am Kap gefertigt wird; aber es ist eine unerhörte Thorheit, Geld für das Herausbringen von unnützen Gegenständen zu vergeuden und zu sagen: die Viehzucht mag ich nicht, ich will Ackerbau treiben! Darauf kann man nur antworten: dann mag das Land dich nicht haben, denn Viehzucht ist sein Element, und Ackerbau eine Nebensache, die vorläufig kein Verdienst und auch später keine große Zukunft hat. Deshalb sei es noch einmal erwähnt, was ich schon beim Betreten des Landes aussprach, nämlich daß man in einem alten Anzug und ohne Gepäck ankommen soll und von Fall zu Fall so sparsam wie möglich einkaufen muß, wodurch man, selbst wenn man dies oder jenes Stück in Afrika theurer bezahlt, immer noch billiger fahren wird, als wenn man ohne Kenntniß der Landesverhältnisse aufs Gerathewohl in Deutschland einkauft.

Nach der Landung aller Güter an der Tsoachaub-Mündung marschirte die Truppe landeinwärts, und ich blieb als Chef der Station zurück, wo ich zwei Monate lang zwischen Meer, Sandwüste und grauem Nebel in trostloser Einsamkeit verbrachte. Drei elende Wellblechbaracken bildeten die Wohnräume, in denen ich selbst, ein Unteroffizier und sechs Matrosen mit zwei schwarzen Burschen hausten. Um uns her lagen Säcke und Fässer, Patronenkisten und Ballen, Blechkoffer mit den Kleidungsstücken der Mannschaften und andere Dinge mehr, am Strande hatten die Ansiedler sich Höhlen gebaut, und über dem ganzen traurigen Bilde lagerte ein dichter Nebel, welcher das Athmen erschwerte und Alles durchnäßte, da er wie ein Landregen oder schwerer Thau niederfiel. Oft war die Sonne nur als ein blutrother Kreis durch die grauen Wolken sichtbar, aber tagaus, tagein heulte der Sturm und tobte die Brandung mit sinnverwirrendem Lärm.

Unterdeß hatte Hendrik Witbooi seine Drohung, fortan die Straßen nach der Küste beunruhigen zu wollen, zur Wahrheit gemacht.

In den ersten Septembertagen, als eben die neue Truppe gelandet worden war, erreichte die Küste das Gerücht, Hendrik Witbooi hätte in der Nähe von Tsaobis einen Wagenzug überfallen, die Leute getödtet, die Wagen verbrannt und das Vieh entführt. Ein Hottentotte, welcher als Viehwächter bei dem Zuge gewesen war, brachte die Nachricht nach Walfischbay, und obgleich man ihm zuerst keinen Glauben schenkte, so

ließ sich doch nicht mehr daran zweifeln, daß eine Panik mit oder ohne Grund im Lande ausgebrochen war, besonders als mehrere Bastards und Weiße in das englische Gebiet einrückten, denen man ansah, daß sie in aller Eile die Flucht ergriffen hatten. Unter ihnen war der Kapländer Daniel Dixon, dessen Werft auf Ubib nördlich des Tsoachaub gelegen hatte, den aber Witbooi dadurch vertrieb, daß er ihm und seinen zwölf Söhnen mit dem Tode drohte. Von mehreren Wagenführern wurde berichtet, daß Witboois ihnen auf der Fläche zwischen dem Tsoachaub und Okas begegnet wären, und der englische Konstabler sowie der deutsche Unteroffizier hatten in Nonidas und Kanikontes die deutlichen Spuren von ungefähr 40 Witbooi-Reitern im feuchten Sande gesehen. Die Station auf Kanikontes lag in einem Hause aus Basaltblöcken, in welchem sie sich gut vertheidigen konnte, aber die Wellblechhäuser an der Tsoachaub-Mündung entbehrten jeder Sicherheit; die Besatzung baute daher auf die beunruhigenden Nachrichten hin sofort eine Schanze aus Reissäcken, Bisquitfässern und Patronenkisten und harrte so gerüstet eines Angriffs. Derselbe trat aber nicht ein, denn Hendrik hatte bereits seine Beute gefunden.

Ein großer starker Boer mit Namen Gerd Wiese, der Besitzer von vier Wagen und einigen Hundert Stück Rindvieh, hielt den Zeitpunkt für günstig, um einen größeren Frachttransport von der Küste zu holen, da der Frachtpreis auf 20 Mark für 100 Pfund gestiegen war und die politischen Verhältnisse des Landes sich in Windhoek und Umgegend ganz günstig anzulassen schienen. Wiese miethete daher etwa 16 Bastards, welche ihm Geld schuldeten und auf diese Weise ihre Schuld abtragen sollten, und zog mit 20 Wagen, 22 Bastards und 400 Ochsen mit dem nöthigen Personal an Hottentotten und Berg-Damaras über Otjimbingue und Tsaobis den Tsoachaub abwärts. Außer ihm selbst befand sich noch ein Europäer Namens Meyer bei dem Zuge, ein junger Mann, der erst vor zwei Monaten aus dem Transvaal nach Damaraland gekommen war, um an die Mitglieder einer deutschen Kolonie in ersterem Lande über die Verhältnisse Südwestafrikas zu berichten. Im ersten Morgengrauen eines Septembertages erreichte der Zug Horebis, und mühsam schleppten die Ochsen ihre Last in dem tiefen Sande des Flusses dahin. An der Spitze der Gespanne gingen die nackten Tauleiter, träge saßen einzelne Treiber auf der Vorderkiste des Wagens; alle Anderen aber schliefen in den Wagen, und Wiese

selbst schlummerte auf der breiten Kattel im letzten Gefährt des Zuges. Der Tsoachaub windet sich bei Horebis mehrmals von rechts nach links, und während das eigentliche Ufer durch hohe rothe Felsmassen gebildet wird, springen kleine Kuppen und Nasen in das Flußbett vor und zwingen den Pfad zu unaufhörlichen Biegungen. Von einer solchen Kuppe herab stürzten mit einem Male die weißbehuteten Hottentotten Hendriks auf die schlaftrunkenen Bastards und hatten im Nu die Gewehre vom Wagen gerissen und die verblüfften Burschen entwaffnet, ehe sie sich's versahen. Kein Schuß war gefallen, kein Schrei, ja nicht einmal ein lautes Wort wurde gehört, denn lautlos wie die Heinzelmännchen hatten die Gelbhäute ihre Arbeit gethan. Nur der junge Meyer hatte mit dem Gewehr im Arm geschlafen und sprang jetzt von seinem Lager auf. Unter den Boeren im Transvaal, diesen einzigen noch freien Bezwingern Südafrikas aufgewachsen, hatte er den ganzen Stolz und die ganze Verachtung dieses germanischen Stammes für die Farbigen in sich aufgenommen und so riß er denn, wo er zum ersten Mal in seinem jungen Leben den Vertretern der untergehenden Rasse feindlich gegenüberstand, das Gewehr an die Backe und streckte mit drei Schüssen drei Hottentotten zu Boden. Dann fiel auch er. Wie Donnerschläge waren die Schüsse durch die Stille des Morgens gehallt, und die Natur erwachte schreiend aus tausend erschreckten Vogelstimmen, mit dem ängstlichen Brüllen der Ochsen und dem Stimmengewirr kämpfender Männer. Aber nur noch einige Schüsse fielen gegen die Bastards, in deren Adern allzu viel Blut ihrer germanischen Heldenväter rollte und die im Faustkampf mit ihren riesigen Gliedmaßen die schwächlichen Gelben zu erdrücken versuchten — dann wurde Alles still, der Kampf hatte ausgetobt, ein Weißer und mehrere Bastards waren todt, einige entflohen und der Rest gefangen. Gerd Wiese selbst mußte wohl die politische Lage nicht mehr für ganz so sicher wie in der Nähe der Schutztruppe auf Windhoek gehalten haben, denn mit weiser Vorsicht hatte er ein gesatteltes Pferd mit sich geführt, welches am letzten Wagen des Zuges angebunden war. Als nun die Schüsse des armen Meyer ihn aus süßen Träumen weckten, erkannte er sofort die Situation richtig, kroch aus dem Wagen, bestieg sein Pferd und jagte nach Tsaobis davon. So wurde er gerettet. Während nun die Hottentotten sich daran machten, die erbeuteten Ochsen auszuspannen, die Gewehre, einige zwanzig an der Zahl, und die Kleider der Gefallenen und Gefangenen zu vertheilen und die Wagen

zu verbrennen, ritt Hendrik Witbooi nach Bullsbout und stieg bei der Werft des Schweden Evenson ab. Hier erzählte er, daß er sich auf dem Wege nach der Tsoachaub-Mündung befände, um die Güter zu zerstören und der Truppe, von deren Ankunft vor drei Tagen er bereits mit allen Einzelheiten in Bezug auf die Anzahl der Offiziere und sogar auf die Uniformirung gehört hatte, den Weg zu verlegen. Da nun aber die nach Tsaobis marschirende Truppe bereits im Anmarsche war, hielt sich Hendrik nicht lange auf, sondern schickte die geraubten Ochsen sofort über das Witwater-Gebirge gegen Süden, entließ alles Personal der Bastards an Berg-Damaras und Hottentotten und ließ die 20 gefangenen Bastards erschießen. Ein schmähliches Ende für die braven Leute, welche so treu in der Waffenbrüderschaft zu den deutschen Soldaten gehalten hatten! Nur einer entkam, und dieser eine war Nels van Wyk, ein großer breitschulteriger Sohn des Kapitäns Hermanus, welcher, an der Hüfte verwundet, in einen Busch gekrochen war und sich dort zwölf Stunden lang verborgen hatte, bis Evenson ihn auffand und nach Otjimbingue brachte. Von den Gütern, die Hendrik auf zwei anderen Ochsenwagen erbeutet hatte und die für die Kaufleute Schluckwerder und Schmerenbeck bestimmt waren, ließ er einen Wagen mit Kaffee, Reis, Mehl und Kleidungsstücken für die Weiber beladen und den gestohlenen Ochsen folgen. Als er aber erfuhr, daß der Wagen einem ihm befreundeten Bastard auf Otjimbingue gehörte, ließ er ihn unterwegs stehen und theilte dem Bastard brieflich mit, an welcher Stelle er den Wagen abholen könne. Alle anderen Güter, als Kleider und Kriegsgeräth, wurden an Ort und Stelle zerstört, und es ist bezeichnend für die Gewalt, welche Witbooi über seine Leute ausübte, daß alle Kisten mit Gin, Wein oder Bier sofort in Stücke geschlagen wurden, so daß das Bett des Tsoachaub noch Tage lang von Kapschem Weine geröthet war und den Wachholderdunst des holländischen Schnapses verrieth. Als die Truppe nach mehreren Tagen an dem Schauplatz des Ueberfalls vorüberzog, bot sich ihr ein schreckliches Bild der Verwüstung, in welchem der ausgelaufene Wein von dem Blute der unglücklichen Opfer nicht zu unterscheiden war.

Mit diesem traurigen Bilde will ich das Kapitel beendigen, da es auch den ersten unglücklichen Theil des Feldzuges gegen die Hottentotten abschließt. Ich schließe hiermit zugleich meine persönlichen Erlebnisse in Südwestafrika ab, da dieselben nichts Interessantes mehr bieten und

insofern einen traurigen Abschluß fanden, als ich das Unglück hatte, mich beim Schießen auf Vögel am Kopfe so unglücklich zu verwunden, daß ich das Augenlicht für immer verlor. Noch unbewußt der Schwere des Schicksals, welches mich betroffen hatte, schiffte ich mich im November in Walfischbay auf dem „Nautilus“ nach Kapstadt ein, von wo aus ich mit dem Union-Dampfer „Goth“ nach der Heimath zurückkehrte.

Um jedoch das Bild des Krieges gegen Hendrik Witbooi zu vervollständigen und meinen Lesern mit dem günstigen Abschluß desselben die jetzige Lage im Schutzgebiete vor Augen zu führen, will ich in dem Nachstehenden Alles zusammenstellen, was mir durch persönliche Mittheilung und Briefe meiner Bekannten und aus anderen Quellen über den weiteren Verlauf der Dinge in Südwestafrika zugegangen ist.

Dreizehntes Kapitel.

Hendrik Witboois Demüthigung.

Hendrik Witboois Lage. — Die Gefechte in der Dorisib- und Onab-Schlucht. — Major Leutwein im Schutzgebiet. — Major v. François. — Die letzten Kämpfe mit Hendrik Witbooi. — Der Friedensschluß.

Nach den Aussagen des Schweden Evenson sollte Hendrik Witbooi auf seinem Raubzug nach der Küste mit siebzig Reitern und über hundert Mann Fußvolk bei Horebis aufgetreten sein, und alle diese Leute sollten Hinterladergewehre und einen gefüllten Patronengürtel, welcher meistens hundert Stück aufnimmt, gehabt haben. Danach zu urtheilen, litten Hendriks Mannen keinen Mangel an Munition und waren ebenso wenig an Zahl vermindert, wie das ja auch bei den geringen Verlusten, die sie erlitten hatten, nicht anders zu erwarten stand. Gleichzeitig drang aus der Kapkolonie die Nachricht nach Damaraland, daß ein Trupp von Witbooi-Reitern in Bethanien und ein anderer auf Keetmanshoop in Gr. Namaland erschienen war, um die Hottentotten dieser Plätze zur Theilnahme am Kriege aufzufordern und Munition von ihnen zu erbetteln oder zu erpressen. Im Osten von Hendriks eigentlichem Wohnsitz, Gibeon, saß der Stamm des Hottentotten Simon Kopper, der einen regen Verkehr mit Witbooi unterhielt und ihm eine nicht unerhebliche Verstärkung geschickt haben sollte. Aber nicht nur von diesem erhielt Witbooi Zulauf, sondern aus allen Hottentotten-Stämmen des Namalandes und sogar von den Zwartbooi's aus dem Kaokofeld liefen einzelne verwegene Gesellen zu der Schaar des letzten Hottentottenhelden hinüber. Diese wuchs mit jedem erbeuteten Gewehr und jedem Pferde, denn wo diese beiden vorhanden waren, fand sich auch der Krieger sogleich. Als am 12. April 1893 der „Vernichtungskrieg gegen

die Hottentotten" mit dem Ueberfall von Hornkranz begonnen hatte, zählte Hendrik kaum 250 waffenfähige Männer, etwa 100 Gewehre und 120 Pferde; sechs Monate später aber muß seine Macht an 600 Männer mit 400 Gewehren und 300 Pferden stark gewesen sein. Der beabsichtigte Vernichtungskrieg war zu einer verschleppten Sache geworden, bei der das moralische Element auf Seiten der Hottentotten von Fall zu Fall wuchs, während die Ueberzeugung von der Unfähigkeit und Ohnmacht der Schutztruppe die Gemüther der Weißen mit banger Sorge erfüllte. Wie die Verhältnisse im Oktober 1893 in Südwestafrika lagen, war eine Aenderung dieses peinlichen Zustandes gar nicht abzusehen, denn im Rücken des Feindes lag das ganze Namaland bis zum Oranje-Fluß ohne Truppe und ohne Beamten offen, und jenseits der englischen Grenze warteten die Munitionswagen auf Hendriks Winke. Die Regierung der Kapkolonie hatte an ihren Binnengrenzen keine Zollwächter. Warum sollte auch das Gesetz nicht ein Auge zudrücken, wenn die Politik des englischen Kaplandes und die Privatinteressen seines allmächtigen Premierministers Cecil Rhodes das Gegentheil erheischten? Die häufigen Mittheilungen deutscher Zeitungen, daß in vorbereitender Weise der Munitionsersatz Hendrik Witboois seit mehreren Jahren unterbunden gewesen wäre, waren ganz irrig; vielmehr konnte Hendrik über Angra Pequena, Port Nolloth, Upington und Zwartmodder nach Belieben Munition erhalten und erhielt sie auch. Die einzigen Leute, welche diese Zufuhr hätten verhindern können, waren die Häuptlinge der verschiedenen Hottentotten-Stämme in Gr. Namaland; aber diese hatten nur ein Interesse daran, daß die wilde Zucht ihren Fortgang nahm, damit sie selbst im Trüben fischen konnten. Der Häuptling der Bondelzwarts auf Warmbad, Willem Christian, machte hiervon eine rühmliche Ausnahme, denn er ließ weder Munition durch, noch gestattete er seinen Leuten den Anschluß an Hendrik. Es muß als ein großer Fehler bezeichnet werden, daß der Kaiserliche Kommissar nicht unmittelbar, nachdem er das Schwert gegen Hendrik gezogen hatte, alle anderen Stämme seiner friedlichen Absichten gegen sie versicherte und sie vor einer Unterstützung Hendriks warnte. Die Furchtsamen wären dadurch beruhigt worden, die Schwankenden hätten sich abwartend und neutral verhalten, die Wohlgesinnten aber hätten den Vertreter des Reiches in ihrer Weise unterstützt, und nur wenige hätten es gewagt, für Hendrik Partei zu ergreifen, was sie, wie die

Dinge 1893 in Wahrheit lagen, alleſammt offen oder insgeheim thaten. Erſt als ich Mitte November in Kapſtadt angekommen war, erfuhr ich, daß der Kommiſſar vor Kurzem durch den Bergreferendar Duft in dem oben angeführten Sinne an Willem Chriſtian von Warmbad hatte ſchreiben laſſen.

Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht Wunder nehmen, daß die Hottentotten von Bethanien gegen ihren jahrelangen Nachbar, den Vertreter der Kolonialgeſellſchaft für Südweſtafrika, Herrn E. Herrmann, feindlich auftraten, ſeine Viehzucht-Station auf Kubub überfielen und an 2000 Merino-Schafe und Angora-Ziegen nebſt 200 Rindern und Pferden entführten. Die beiden Europäer, Herrmann und v. Quitzow, retteten ſich durch die Flucht. Ein anderer Anſchlag, welcher entweder von den Witbooi's oder von den aufgeſtachelten Bethaniern ausgeführt werden ſollte und ſich gegen Angra Pequena richtete, wo mehrere Hundert Gewehre und Hunderttauſende von Patronen, welche aus der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen F. A. E. Lüderitz herrührten, unter dem Schutz eines einzigen Unteroffiziers, des Sergeanten Morhenne, lagerten, wurde dadurch vereitelt, daß das Kriegsſchiff „Falke", welches Angra Pequena angelaufen hatte, die Gewehre an Bord nahm und die Munition vernichtete. Immerhin war die Lage in Angra eine ſo unſichere, daß der Sergeant es vorzog, ſich der Ermordung durch die Hottentotten dadurch zu entziehen, daß er ſeinen Wohnſitz für mehrere Wochen auf eine der nackten engliſchen Guanoinſeln verlegte.

Durch den Fang der 400 fetten Ochſen, welche Hendrik bei Horebis erbeutet hatte, war er in die Lage verſetzt worden, ſich neuen Vorrath an Munition zu verſchaffen, und ſein Unterhäuptling Samuel Izaak ſetzte ſich mit einer ſtärkeren Begleitmannſchaft nach dem Oranje-Fluß in Marſch, um unterwegs an Waffen und Munition, Pferden und Lebensmitteln Alles an ſich zu reißen, deſſen er habhaft werden konnte. Da die 400 Ochſen in der Kapkolonie als gute Zugochſen einen Werth von je 100 Mark beſaßen, ſo war Samuel mit 40 000 Mark kaufkräftig genug, um eine große Menge von Munition einzuheimſen, mit welcher der Krieg noch ein ganzes Jahr fortgeführt werden konnte.

In Windhoek war, nachdem die Nachricht von dem Verluſt an Menſchen, Wagen und Ochſen bei Horebis bekannt geworden, ein erneuter Schlag auch dadurch auf die bedrückten Gemüther gefallen, daß unter dem Vieh der Truppe die Lungenſeuche ausgebrochen war. Im

nordwestlichen Theile des Schutzgebietes pflegte diese Pest niemals auszusterben, da bei den Ovambos durch nahes Zusammenwohnen der Bevölkerung eine Isolirung der angesteckten Herde unmöglich ist. So war auch die Gegend von Omaruru in Mitleidenschaft gezogen worden. Bisher war es möglich gewesen, sich auf Windhoek gegen die Seuche abzusperren; als jedoch mit den Forderungen des Krieges viele Rücksichten fielen, erreichte die Ansteckung auch diesen Platz, und in wenigen Wochen fielen Hunderte von Ochsen und Kühen der Krankheit zum Opfer. Ja, es kam so weit, daß weder ein brauchbares Gespann noch überhaupt Fleisch zum Essen vorhanden war! Die durch die Unsicherheit der Verhältnisse aufgezwungene räumliche Beschränkung ließ die Seuche sich mehr und mehr verbreiten, und die bedauernswerthen Ansiedler sahen ihr kürzlich erst theuer erstandenes Eigenthum in wenigen Tagen dahinschwinden. Die Herde des Ansiedlers Meiburg, welche mit den Ersparnissen dreier Jahre angekauft war, wurde auf ein Viertel ihres ursprünglichen Bestandes reduzirt, und ein unglücklicher Monat ließ den wohlhabenden Mann ohne Betriebskapital, ohne Vieh, als Schuldner der Siedlungsgesellschaft zurück. Alle unsere Landsleute, die so glücklich waren, nur die siegreichen Feldzüge von 1866 und 1870/71 zu erleben, wissen nicht, welche Schäden ein unglücklicher Krieg, und sei es auch nur ein ganz kleiner, wie der gegen Hendrik Witbooi geführte, im Gefolge hat; ich aber weiß, wie traurig die Aussichten für die Besiedler von Windhoek im letzten Viertel des Jahres 1893 waren. Man pflegt sich über solche Thatsachen mit der Redensart hinwegzuhelfen, daß, wo gehobelt wird, auch Späne fallen; man sollte jedoch lieber vorher erwägen, ob das Hobeln überhaupt nöthig ist, und Mittel ergreifen, um die Späne zu verhüten oder wenigstens aufzufangen. Dieses Beides war aber in Südwestafrika ganz unterlassen worden, und bei nutzlosem Hobeln fielen die Späne wie Schneeflocken.

Erst nachdem im September 1893 die beiden Feldgeschütze und dann die Verstärkung der Truppe um 3 Offiziere und 100 Mann in Windhoek eingetroffen waren, rüstete sich Herr v. François, welcher inzwischen zum Major befördert worden war, zu einem neuen Zuge gegen Hendrik Witbooi. Er theilte seine nunmehr 350 Mann starke Truppe in zwei Kompagnien, v. François und v. Heydebreck, ein, übergab dem Lieutenant der Artillerie Lampe die Geschütze und Munitionswagen mit einer Begleitmannschaft und kommandirte die beiden übrigen

Offiziere, die Lieutenants Schwabe und v. Ziethen, zu den beiden Kompagnien. Eine Anzahl von Mannschaften wurde beritten gemacht und sollte mit 50 berittenen Bastards den Aufklärungsdienst versehen, während das Gros der Truppe theils auf Wagen, theils zu Fuß folgte. Der Zug richtete sich auf die hinter Hornkranz gelegenen Berge, in denen Witbooi schon bei dem zweiten Zuge gegen Hornkranz im Mai 1893 angetroffen worden war und noch jetzt sitzen sollte. Der Führer der Truppe beabsichtigte, die Hottentotten einzuschließen, sie mit Granatfeuer aus ihren Schlupfwinkeln und in die Arme ihrer Angreifer zu treiben. Unter unsäglichen Mühen, beschwerlichem Klettern, Wassermangel, Hunger und Kälte wurde die Umschließung ausgeführt. Lieutenant Lampe hatte mit äußerster Anspannung seiner eigenen Kräfte und der seiner Leute versucht, die Geschütze auf einen beherrschenden Punkt zu bringen, und es gelang ihm, sie auf einer Höhe aufzustellen, von der aus er in der Richtung des Witbooi-Lagers feuern konnte. Die Größe der Entfernung und die mangelnde Kenntniß des genauen Aufenthaltsorts der Gegner verhinderte jedoch einen wirklichen Erfolg. So kam denn die Truppe nach diesem dritten nutzlosen Zuge nach Windhoek zurück und hatte einen vorzüglichen Unteroffizier in dem Sergeanten Wrede, einen Mann, den Reiter Dann, durch den Tod und einen dritten, den Reiter Hoffmann, durch eine schwere Verwundung verloren, während von den Verlusten der Hottentotten nichts bekannt geworden war.

Es folgte nun auf Windhoek eine Zeit des Friedens, an welcher leider das übrige Land sich nicht erfreuen konnte; denn seit dem Ueberfall bei Horebis konnte man der Sicherheit der großen Heerstraße nach der Küste nicht mehr trauen, und die Bastards von Rehoboth wurden unausgesetzt durch kleine Viehdiebstähle belästigt, gegen welche sie außer Stande waren, sich zu schützen. Das Ende der trockenen Zeit war gekommen, und die Weide um Rehoboth, welche seit dem Beginn des Krieges von allen Bastards benutzt wurde, wies keinen Grashalm mehr auf, so daß das blökende Vieh weiter hinausgetrieben werden mußte. Unter diesen Umständen war eine Sicherung desselben nur durch einen Angriffskrieg zu bewerkstelligen, und zu diesem waren die Bastards nicht berechtigt, seitdem sie sich unter das Kommando der Schutztruppe begeben hatten. Während dieser Zeit hatte Samuel Izaak günstige Gelegenheit, seinen Munitionstransport zurückzubringen, und auch Hendrik selbst unternahm nach Samuels Rückkehr eine Kunstreise nach Gr. Namaland.

Gegen Ende November griff Major v. François ganz plötzlich noch einmal zum Schwerte, rüstete seine Truppe und zog trotz schlechter Stiefel und des durch die Lungenseuche dezimirten Zug- und Schlachtviehs wiederum gegen Süden. Hornkranz wurde erreicht und von dort aus das Vordringen in das Gebirge derartig organisirt, daß die bekannten Pässe besetzt und ein Entweichen der Hottentotten möglichst verhindert wurde. Trotzdem gelang es dem Feinde immer wieder, sich der Einschließung zu entziehen, und außer in kleinen Patrouillengefechten gelang es nicht, den Gegner zum Stehen zu bringen und ihm erhebliche Verluste zuzufügen. Ungeheure Schluchten verbargen die Fliehenden, und nur eine Abtheilung der Bastards vermochte einen Wagen mit Munition zu überfallen, während die Truppe selbst nur das in Eile verlassene Lager der Hottentotten vorfand. Unter ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen mußten die Mannschaften der Schutztruppe die hohen Felsberge ersteigen, um dort Wacht zu halten und nach der Rückzugslinie des Feindes zu spähen. Hierbei überraschte ein schweres Hagelwetter die Patrouillen, welche ihren Durst an dem Wasser der aufgethauten Schloßen stillten. Um die zweite Hälfte des Monats Dezember war die Spur der Witbooi's ganz verloren und wurde erst wieder aufgefunden, als sie das Gebirge verließen und in die Ebene nach Südosten hinaustraten. Ehe jedoch die Truppe vermochte, den Gegner auf freiem Felde zu stellen, war derselbe wieder im Gebirge verschwunden.

In den letzten Tagen des Jahres 1893 hatte Major v. François durch gefangene Berg-Damaras erfahren, daß die Hottentotten in dem Quellgebiet des Goab-Flusses in der Gegend von Areb und Kautis,*) einem wild zerklüfteten Gelände, säßen, und rückte deshalb in die Nähe dieser Wasserstellen. Die 1. Kompagnie erhielt den Befehl, bei Kautis

*) Die Aufnahme dieses Theils unseres Schutzgebietes ist noch so wenig weit vorgeschritten, daß ich nicht in der Lage bin, dem Leser eine genaue Skizze des Kriegsschauplatzes südlich von Hornkranz zu geben. Ebenso wenig kann ich ihn auf einen der beiden Kolonialatlanten unserer bedeutendsten kartographischen Firmen verweisen. Hoffentlich wird aber die kartographische Darstellung des Kriegsschauplatzes den Berichten über die Kriegsereignisse bald nachfolgen, und ich bitte meine Leser, alsdann auf Grund der Karte sich über die vielen, jetzt nicht festzulegenden Orts- und Thalnamen zu orientiren und meine Erzählung, wo es Noth thut, zu berichtigen. D. V.

Stellung zu nehmen, während die 2. am Areb stand. Beide waren angewiesen, in der Richtung auf die Dorisib-Schlucht, eine der wildesten Schluchten dieses Gebietes, mit dem Feinde Fühlung zu gewinnen, und sollten, die 1. Kompagnie nach Süden, die 2. nach Osten, das Entweichen der Witboois verhindern, während stärkere Patrouillen der Bastards dieselben im Westen festhalten sollten. Schon am 29. Dezember war der Feind im Dorisib-Thal derart umzingelt, daß nur nach Westen ein Entkommen möglich war; ehe aber auch hier die Abschließung vollendet war, störte ein Zwischenfall die allmähliche Verengerung der Einschließungslinie. Bei der 1. Kompagnie lief am Morgen des 1. Januar die Meldung ein, daß im Vorgelände einige Witbooi-Pferde weideten, und der gerade anwesende Major v. François entsandte einige Bastards zum Einfangen der Pferde. Eine Patrouille sollte die Bastards decken und suchte eine Kuppe zu erreichen, welche 500 m vor ihr lag. Während die Patrouille sich vorwärts bewegte, suchten einige Hottentotten ihr die Flanke abzugewinnen, wurden jedoch durch das Feuer eines etwas rückwärts ausgestellten Unteroffizierpostens vertrieben. Die Patrouille besetzte ungestört zwei kleine Schanzen der Hottentotten, überraschte in diesen eine Anzahl gelbhäutiger Krieger beim Mittagsmahle und zwangen sie, dasselbe in Stich zu lassen und eiligst die Flucht zu ergreifen. Von diesen Deckungen aus war die Patrouille in der Lage, die Wasserstellen der Hottentotten unter Feuer zu nehmen, und in der richtigen Erkenntniß dieses Umstandes richteten die Witboois von allen Seiten ein vernichtendes Feuer auf die Besitzer der beiden Schanzen, so daß der Major befürchtete, die Patrouille könnte unschädlich gemacht werden. Schleunigst entsandte er daher den Lieutenant Lampe mit dem zunächstliegenden Unteroffizierposten zur Unterstützung und eilte selbst dorthin, wo er als Erster eintraf. Ein endloses Feuergefecht entspann sich, welches den ganzen 1., die Nacht zum 2. und den Vormittag des 2. Januar hindurch währte und damit endete, daß die Witboois trotz der Absperrung durch die Dorisib-Schlucht in westlicher Richtung entkamen. Ein Feldgeschütz war unter Zurücklassung der Laffete unter unsäglichen Mühen auf eine Felskuppe geschafft worden, wo es auf ein in aller Eile gefertigtes Gestell gelegt wurde und sehr wirksam in das Gefecht eingriff. Mehrere Granaten schlugen in das Lager der Witboois ein, und während der ganzen Nacht hörte man die Schmerzensrufe der Verwundeten. Die Verluste der Hottentotten genau festzustellen,

war unmöglich, man fand aber viele Blutspuren und an zwanzig frische Gräber. Die Witbooi's schienen völlig zersprengt zu sein, denn sie hatten weder ihr Vieh noch ihre Pferde, ja nicht einmal alle ihre Gewehre in Sicherheit gebracht, so daß die Schutztruppe 40 Pferde, 70 Rinder und ebenso viele Schafe erbeutete. Die Zerfahrenheit der Witbooischen mag daran gelegen haben, daß ihr Führer Hendrik Witbooi in diesen Tagen nicht anwesend war. Derselbe hatte sich, wie erwähnt, nach Gr. Namaland begeben, um Munition und Mundvorrath beizutreiben, und wurde erst in einigen Wochen zurückerwartet. Auf deutscher Seite waren nur drei Mann leicht verwundet, welche sofort nach Windhoek gesandt wurden. Eine mehrtägige Verfolgung drängte die Hottentotten noch mehr nach Süden, und nach den Blutspuren der Flüchtigen und der Verschiedenheit der eingeschlagenen Richtungen zu urtheilen, war der in der Dorisib-Schlucht erlittene Schlag ein sehr empfindlicher gewesen. Die Schutztruppe hatte einen zweifachen Erfolg errungen, indem sie erstens den nordwestlichen Theil des Gebirges, das Goab-Gelände, vom Feinde säuberte und zweitens sich eine Kenntniß des Geländes erwarb, welche bei erneuten Gefechten den Witbooi's verderblich werden und mindestens ihr erneutes Standhalten am Goab unmöglich machen mußte

Der Major v. François blieb bei Areb stehen und wartete auf die Nachrichten seiner Patrouillen, die den Verbleib des Gegners feststellen sollten. Als am 7. Januar die Meldung einlief, daß die Witbooi's nach Süden entflohen wären, brach er mit 100 Mann über Haugoas und Kham-Aub nach Nomtsas auf, wo er am 19. Januar eintraf. Dort erfuhr er von den Buschleuten der Umgegend, daß Hendrik Witbooi mit zahlreichen Reitern um den 10. Januar in nördlicher Richtung vorübergekommen wäre, daß seine Pferde frisch und die Patronengürtel wohlgefüllt gewesen. Die Buschleute berichteten ferner über größere Viehherden Hendriks, welche bei Tsarris, westlich von Grootfontein, weiden sollten, und waren der Meinung, daß die Hottentotten entweder dort oder im Onab-Thale zu finden sein würden. Major v. François marschirte nun nach Neuras, von wo aus er glaubte, sich am leichtesten über den Verbleib der Witbooi's Aufklärung verschaffen zu können.

Als die zweite Kompagnie am Nachmittage des 20. Januar bei Noasib angelangt war und zu ihrem Lagerplatz am Usib marschirte,

stieß sie auf 26 Hottentotten, die 1000 m nördlich von dem Lager der ersten Kompagnie eine Stellung eingenommen hatten. Zur gleichen Zeit, wie sich die zweite Kompagnie gegen den Feind entwickelte, traf auch die Begleitmannschaft mehrerer von Windhoek kommender Proviantwagen auf dem Schauplatz ein und ging ihrerseits in das Gefecht gegen die Witboois über. Diese verließen sofort ihre Stellung, als sie sich von zwei Seiten angegriffen sahen, und ritten in alle Windrichtungen davon. Die berittene Abtheilung des Lieutenants Bethe, von Bastards verstärkt, verfolgte den fliehenden Feind zwei Stunden lang, vermochte aber weder ihren Sammelpunkt festzustellen, noch eines Mannes habhaft zu werden. Am 26. Januar wurde Neuras auch von der Truppe erreicht und die allgemeine Aufklärung in der Richtung auf Onab vorgenommen. Major v. François begab sich selbst mit sechzehn Reitern und acht Bastards über den Tsauchab nach Tsarris und am 31. mit der ganzen Truppe nach Unis, welches 4 km südwestlich von Onab gelegen war. Alle bisher entsandten Patrouillen hatten die Ränder des Onab unbesetzt gefunden, und man glaubte bereits, auf einer falschen Fährte zu sein, als um 8 Uhr morgens die Patrouille des Unteroffiziers Seiler etwa 500 m oberhalb der Thalöffnung des Onab von drei Seiten von Feuer überschüttet wurde, welches den Unteroffizier selbst und von seinen Begleitern die Reiter Hölscher und Skolik und einen Bastard todt niederstreckte. Sofort beschloß Major v. François den Angriff und entsandte die zweite Kompagnie v. Heydebreck mit dem Auftrage, im Osten und Südosten der Schlucht ein Entweichen der Witboois zu verhindern, während die Abtheilungen der Lieutenants Bethe und Lampe denselben Befehl für den Süden und Südwesten und die Bastards für den Norden erhielten. Die Geschütze wurden gegenüber der Thalöffnung des Onab aufgestellt, deren linke Höhe von der zweiten Kompagnie und deren rechte von der Abtheilung Lampe besetzt werden sollte. Lieutenant Lampe vermochte seine Aufgabe schon am nächsten Tage zu lösen, indem er am Morgen des 1. Februar die befohlene Stellung einnahm, während die 2. Kompagnie erst am 2. Februar in den Besitz des linken Randes gelangte. Als die Abtheilung des Lieutenants Eggers den linken Rand erklommen hatte, räumten die Witboois die Onab-Schlucht und zogen sich in nordwestlicher Richtung zurück, indem sie das Thal an einer Stelle verließen, welche von den Bastards ungenügend bewacht worden war. Dennoch wurde der Zug

des Lieutenants Lampe, der sich auf der rechten Höhe verschanzt hatte, nachmittags 3 Uhr wieder in Front und Flanke von dreißig bis vierzig Witbooi's angegriffen und in ein heftiges Feuergefecht verwickelt, bei dem der Reiter Krawarz durch einen Schuß in den Kopf getödtet wurde. Am 3. Februar suchte Major v. François die Onab-Schlucht in Begleitung des Lieutenants Lampe und einiger Reiter ab, um Näheres über den Verbleib der Hottentotten festzustellen, welche sich bereits am Tage zuvor ganz zurückgezogen hatten. Aber nicht die geringste Spur war zu finden, welche die Richtung ihrer Flucht hätte andeuten können; dagegen ging aus den Fußstapfen hervor, daß nicht mehr als fünfzig Mann, dreißig Pferde und zwei Schafe in der Schlucht gewesen waren, Umstände, welche erstens auf die Verzettelung der Witbooi'schen Macht und zweitens auf Nahrungssorgen schließen ließen. Eine auf Bullsport angetroffene Witbooi-Frau gab an, daß die Hottentotten aus der Dorisib-Schlucht nur eine Kuh und ein Pferd gerettet hätten, von welchen sie lebten, bis Hendrik ihnen neue Zufuhr aus dem Süden brachte. Alle anderen Rinder und Pferde und das sämmtliche Kleinvieh sollten in der Dorisib-Schlucht in die Hände der Schutztruppe gefallen sein. Durch Hendriks Ankunft am 15. Januar mit frischen Pferden und neuer Munition hatte sich die Lage der Witbooi's geändert, und sie hatten wohl das Onab-Thal leichten Herzens aufgegeben, um in den weiter südlich liegenden Bergen sich erholen und sammeln zu können. Immerhin mußten der Hunger und der Durst groß sein, denn Hendrik hatte seine Leute an die verschiedenen Wasserstellen des Gebirges vertheilt, damit sie vereinzelt leichter Wurzeln graben und für ihren Unterhalt sorgen könnten.

So war denn mit dem Gefecht am Onab ein weiterer Schritt in der Besiegung der Hottentotten und im Vordringen in diesem ungeheuer schwierigen, zerklüfteten Gelände gethan, obschon keine offene Schlacht geschlagen und kein entscheidender Sieg errungen worden war. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Gewöhnung an die Eigenart dieses Krieges das Auge der Führer übte, und daß die mühevollen Märsche, das Klettern im Felsgebirge, Hitze und Kälte, Hunger und Durst und die stete Wachsamkeit die Kräfte der Mannschaften stählte, sowie das zähe Vorwärtsstreben ihnen den energischen Geist ihres obersten Führers einhauchte. Insofern waren die Tage am Onab eine ebenso gute Schule, wie sie eine tapfere und ehrenvolle Leistung waren. Von den Entbehrungen und Strapazen jener Tage und Wochen geben

einzelne Privatberichte ein anschauliches Bild, welches in uns Bewunderung für die Ausdauer unserer jungen Landsleute erweckt, welche, der afrikanischen Sonne ungewöhnt, mit freudigem Muth alle Entbehrungen ertrugen. Nicht nur die hinterlistige Kampfesweise der Hottentotten, ihr sicherer Schuß und ihre katzenartige Gewandtheit machten den Krieg schwer, sondern hauptsächlich der Mangel an gutem Schuhwerk, der schon nach den ersten Wochen eintrat. Die Trockenheit der Luft, harter Boden und spitze Steine vereinigten sich, um das Leder zu zerstören, die Strümpfe und sonstigen Kleidungsstücke, deren eben jeder Mann nur eine Garnitur mit sich führen konnte, fielen der Abnutzung und den Dornbüschen zum Opfer, und mancher Reiter mußte mit bloßen Füßen umherklettern, wie es auch Major v. François mehrere Tage zu thun gezwungen war. Als die Truppe am 11. Februar in Eilmärschen Windhoek wieder erreicht hatte, da waren die wettergebräunten Soldaten kaum wieder zu erkennen, so zerrissen und zerlumpt war ihre Kleidung, so lang und struppig das Kopfhaar und der Bart. An den Füßen aber trug kein einziger von ihnen einen Schuh, sondern Alle gingen auf Sandalen, die aus einem Stück Ochsenhaut bereitet waren.

Auf Windhoek war unterdessen der Major Leutwein angekommen, welcher vom Reichskanzler beauftragt worden war, den Stand der Dinge im Südwestafrikanischen Schutzgebiet aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und welcher daher mit dem Major v. François über die Sachlage konferirte. Es wurde beschlossen, geeignete Punkte im Süden des Namalandes zu besetzen, um dadurch für die weitere Aktion gegen Hendrik, welche in der Abdrängung desselben in das westliche Dünengebiet gipfeln mußte, dem Feinde jede Möglichkeit zu nehmen, aus dem Süden neue Kräfte heranzuziehen. Major v. François brach mit siebzig Mann am 17. Februar als rechte Kolonne von Rehoboth nach dem Süden auf, zugleich mit dem Auftrag, mit den Resten der Witbooi's Fühlung zu suchen, ohne aber vorerst in einen weiteren Kampf sich einzulassen.

Mit dem Major Leutwein war eine Verstärkung der Truppe um weitere hundert Mann im Schutzgebiet eingetroffen, welche der Major auf die Stationen an der Tsoachaub-Mündung, Salem, Tsaobis und Otjimbingue vertheilte, welche alle bisher nur sehr gering besetzt gewesen waren. Auch Windhoek wurde zu jener Zeit mit einem Kranze von Außenposten umgeben, innerhalb deren das Vieh und die Pferde in

Sicherheit weiden konnten. Den Rest der zur Verfügung stehenden Mannschaften, etwa fünfzig Mann, nahm Major Leutwein zur Begleitung seiner Person auf einer Reise, welche er bald nach seiner Ankunft im Schutzgebiet, welche Anfang Januar 1894 erfolgt war, in das Gebiet der Khauas-Hottentotten antrat. Meine Leser werden sich erinnern, daß ich von der im Frühjahr 1893 stattgehabten meuchlerischen Ermordung des Händlers Paul Krebs erzählt habe, und werden wissen, daß der Häuptling der Khauas- oder Amraal-Hottentotten, Andries Lambert, für den Urheber der Schandthat gehalten wurde. Major Leutwein beabsichtigte nun, über diesen Andries Lambert zu Gericht zu sitzen, und rückte am 24. Februar in Eilmärschen nach dem mehrere Tagereisen östlich von Windhoek gelegenen Kraal der Amraals, wo er auch überraschend eintraf und das ganze Nest wohlbesetzt fand. Der Major erklärte, daß er zum Zweck von Verhandlungen erschienen wäre, und ließ die Hottentotten nicht einschließen, sondern nur scharf beobachten. In längeren Berathungen wurde abgemacht, daß der Stamm sich der deutschen Schutzherrschaft unterwerfen und seine Gewehre ausliefern sollte, Bedingungen, auf welche die Hottentotten zwar ungern, aber anscheinend willig eingingen. Es tagte nur noch das Gericht über den Häuptling wegen der Ermordung des Paul Krebs, als die Lieutenants v. François und v. Ziethen plötzlich gewahrten, daß die Hottentotten ihre Pferde gesattelt und mit dem Gewehr im Schuh hinter ihren Hütten bereit gestellt hatten, ein deutliches Anzeichen für eine beabsichtigte Flucht. Auf diese Meldung hin ließ der Major alle Leute gefangen nehmen, bemächtigte sich aller Gewehre, Patronen und Pferde und ließ die Amraals erst wieder auf freien Fuß setzen, nachdem er ihnen erklärt hatte, daß ihr Häuptling wegen Mordes und Verraths erschossen werden würde, sie selbst aber ihres Landes verlustig gehen und an einem bestimmten Ort wohnen sollten. Bald darauf wurde Andries Lambert erschossen: mit ihm endete der gefährlichste Dieb und Erpresser im Schutzgebiet sein Leben. Die Amraals oder Khauas wurden auf Naosanabis angesiedelt und behielten nur einen kleinen Theil ihres Viehs, während sie mit dem Rest eine Niederlassung von Bechuanen entschädigen mußten, welche sie vor wenigen Wochen beraubt hatten. Major Leutwein setzte einen neuen Häuptling ein, welcher für die Ordnung unter seinem Stamm verantwortlich gemacht wurde, erklärte das Khauas-Gebiet zum Kronland und gab Farmen aus, deren zwei

von den Ansiedlern Ohlson und Fräulein v. Hagen in der Größe von 10 000 ha angekauft wurden. In der Folge hatten diese Ansiedler und der kleine Truppenposten auf Aais viel von den Diebereien der Khauas zu leiden, aber es ist anzunehmen, daß nach Erledigung des Krieges mit Hendrik Witbooi die Schutztruppe Zeit und Macht genug haben wird, diese Wilddiebe im Zaum zu halten, und daß dann das herrliche Weidefeld jener Gegend die Ansiedler vollauf entschädigen wird.

Nach der Maßregelung der Khauas-Hottentotten zog Major Leutwein in das Gebiet Simon Koppers, eines anderen Hottentottenhäuptlings, welcher, wie man sagte, seine Sympathien mit Hendrik Witbooi nicht genügend verheimlicht hatte. Auch Simon Kopper war ein Bandit in großem Stile, und seine Leute waren als unverschämt und gewaltthätig bekannt, wie sie sich ja auch an dem Grafen Joachim Pfeil im August 1892 thätlich vergangen hatten. Da Major Leutwein nur mit einer verhältnißmäßig kleinen Macht auftreten konnte, so gelang es ihm nicht, gegenüber den mehreren Hunderten von Gewehren, welche Simon Kopper zur Stelle hatte, ebenso durchgreifend zu verfahren, wie er dies bei Andries Lambert gethan hatte. Bei einer persönlichen Begegnung des Majors mit Simon Kopper in dem zwischen beiden gefechtsbereiten Parteien liegenden Gelände wurden die Bedingungen unterzeichnet, unter welchen Simon Kopper sich der deutschen Schutzherrschaft unterwarf.

Inzwischen hatte den Major Leutwein seine Ernennung zum interimistischen Landeshauptmann von Südwestafrika erreicht, womit die oberste Gewalt in Verwaltungsangelegenheiten in seine Hände übergegangen war. Er begab sich nach Keetmanshoop, einem im Herzen von Gr. Namaland gelegenen Orte, um daselbst mit dem Major v. François, dem nunmehrigen Kommandeur der Schutztruppe, zusammenzutreffen und über die weiteren Pläne zu berathen. Hiernach wurden die Orte Angra Pequena, Keetmanshoop, Bersaba, Bethanien, Rietfontein, Warmbad und endlich Witbooi's ehemaliger Wohnsitz Gibeon von kleinen Truppenabtheilungen besetzt, wodurch Gr. Namaland mit einem Male unter deutsche Botmäßigkeit gebracht wurde. Die Unterlassung dieser Maßregel war ein Hauptgrund, daß der Krieg gegen Witbooi sich so ungebührlich in die Länge gezogen hatte, und es ist noch heute unverständlich, daß man diese Besetzung über ein Jahr hinausschob. Auf Keetmanshoop übergab Major v. François auch das Kommando

über die Schutztruppe an den neu ernannten Landeshauptmann und trat einen Erholungsurlaub nach Deutschland an.

Dem Major Leutwein lag es nun ob, den entscheidenden Schlag gegen Hendrik Witbooi zu führen. Wenn ich auf den folgenden Seiten den Verlauf dieser Gefechte schildere, und wenn es mir naturgemäß sehr fern liegen muß, den Ruhm dieses ausgezeichneten Offiziers schmälern zu wollen, so bedarf es doch einiger Worte, um die Verdienste des nunmehr vom Kriegsschauplatz abtretenden Majors v. François in das richtige Licht zu stellen. Die öffentliche Meinung hat die anfänglichen Mißerfolge der Bekriegung Hendrik Witbooi auf Rechnung des Majors v. François zu setzen beliebt. Ob dieses mit Recht oder mit Unrecht geschah, hat sie nicht weiter ergründet, denn sie ist eine launenhafte Dame. Für uns geziemt es sich aber, genau abzuwägen, inwiefern unglückliche Verhältnisse, vielleicht auch unzweckmäßige Befehle aus der Heimath und endlich der berechtigte Thatendrang eines preußischen Offiziers, dessen Vater bei Spicheren als General den Heldentod starb, zusammengewirkt haben, um ein stilles Verdienst anstatt eines glänzenden Erfolges zu schaffen und ihm, wenn auch nicht den Ruhm eines umsichtigen Strategen und Staatsmannes, so doch sicher den des tapferen und tüchtigen Soldaten und Führers zu sichern. Ueber die politische Berechtigung des offensiven Vorgehens unmittelbar nach dem Eintreffen der Verstärkung im April 1893 will ich nicht noch einmal streiten. Zweifellos trifft Major v. François der Vorwurf, daß er, obwohl ihm von Berlin her „jeder Mann und jeder Groschen", den er beantragt hatte, bewilligt wurde und ihm auch, falls er es für nöthig befände, weitere Unterstützung in Aussicht gestellt wurde, in verhängnißvoller Unterschätzung der Bedeutung des Gegners sich für stark genug hielt, diesen mit einem kühnen, aber unvorbedachten Schlage zu vernichten. Dies war sein Fehler und sein Unglück. Es steht fest, daß der Krieg nicht vorbereitet war, daß umsichtige Maßregeln für den Fall eines Mißlingens nicht getroffen, und daß der erste Angriff ein Luftstoß war. Damals gewann die ganze Unternehmung mit einem Schlage an Ausdehnung, das ganze Land war den Witboois frei, und es war klar, daß die Schutztruppe zu gering und durch den Mangel an Pferden zu unbeweglich war, um auch nur die große Heerstraße von der Küste bis Windhoek, diesen Ort selbst mit den umliegenden Viehweiden und das Bastard-Dorf Rehoboth mit 350 Mann gegen alle Möglichkeiten eines feindlichen Angriffs zu

sichern! So blieb denn die Schutztruppe unthätig, und die zuerst genannten Fehler wurden immer fühlbarer, da Hendrik Witbooi dieselben zu seinem Vortheile ausnutzte. Als aber der erste Regenfall eingetreten war, welcher an und für sich eine Vorbedingung zum Kriege in jenem Lande ist, als neue Verstärkungen herankamen, machte sich Major v. François auf und verfolgte seinen Gegner in einem Kampf bis aufs Messer, durch welchen es ihm gelang, den übermüthigen Hottentottenhelden, der wahrlich kein zu verachtender Gegner war, aus den wildesten Schluchten zu vertreiben und zwischen den Dünen und der Linie der deutschen Schützen einzuzwängen. So ließ Major v. François Hendrik nur die Wahl, zu verdursten oder den Soldatentod zu sterben. Die Schulung der Leute und der schneidige Geist, welcher vor nichts zurückscheut und alle Strapazen freudigen Muthes erträgt, hatte die Truppe von ihrem ersten Führer gelernt, der stets an den gefährdetsten Punkten stand und mit dem Beispiel persönlicher Tapferkeit voraufging.

Nachdem nunmehr im Süden die nothwendigen Maßregeln zur Absperrung der Witboois gegen das Namaland beendet waren, schien die Zeit gekommen, die von Major v. François eingeleitete Aktion gegen Hendrik, der sich nach dem Abmarsch der Truppe wieder in die Gebirgsschluchten gezogen hatte, aus denen er Ende Januar durch die Gefechte in der Onab-Schlucht zeitweise vertrieben worden war, zu Ende zu führen.

Dieser letzte Schlupfwinkel der Witbooischaaren ist dem Geographen auch zur Zeit noch ein unbekanntes Gebiet und auf unseren besten Karten nur als ein weißer Fleck verzeichnet.*) Nach allen Berichten, die ich über die Lage desselben erhalten habe, ist es mir klar, daß dieses unerforschte Gebiet jenes Bergmassiv ist, welches uns auf unserer Tsondab-Fahrt von Ababes bis Bullsport begleitete, und welches wir zu unserer Rechten ließen, als wir nach dem Anstiege aus dem Tsondab-Thal auf die Hochebene in mehr östlicher Fahrt der Wasserscheide zum Narob-

*) Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, sich wenigstens einigermaßen zu orientiren, ist der nachfolgenden Darstellung das Kärtchen beigegeben, welches vor Kurzem zur Erläuterung des vorjährigen Berichtes des Herrn Majors Leutwein im „Deutschen Kolonialblatt" erschien. Dasselbe ist durch Berichtigung einer Anzahl von Irrthümern verbessert, ich möchte aber ausdrücklich bemerken, daß demselben nur ein sehr mäßiger Werth zuzuerkennen ist. D. V.

Thal zustrebten. Es ist eine Bergmasse, die im Nordosten durch den Tsondab-Lauf, im Süden durch das Revier des Tsauchab begrenzt, im Westen mit dem Dünengebiet verwächst, während sie im Osten steil zu der Hochebene abfällt. Wie alle Gebirgsstöcke des Landes ist auch dieser durch Schluchten und Thäler wild zerrissen, die große Wasserlachen, Bäume und Sträucher und auf ihren Hängen saftiges Weidegras aufweisen, aber eng und unzugänglich, im Ganzen unbenutzbar und unbewohnbar sind. Gegen Osten öffnet sich die Bergmasse in einer breiteren Thalpforte, aber schon etwa 800 m hinter dieser Oeffnung verengt sich das Thal durch einen Bergriegel zu einer Schlucht, die nur für das Rinnsal und einen schmalen Weg Platz läßt. In dieser Schlucht, der engen Kluft, der „Naukluft", etwa 3 km hinter der Thalenge, hatte sich Hendrik festgesetzt und die Abhänge rechts und links der Thalpforte durch Schanzen befestigt.

In der zweiten Hälfte des Mai 1894 rückte Major Leutwein gegen diese Stellung Witbooi's vor und bezog gegenüber dem Thaleingange der Naukluft ein Lager. Von hohen Felskuppen herab und aus gewaltigen Schluchten heraus lugten die weißen Hüte der Hottentottenkämpfer, und den deutschen Soldaten wurde es schwer ums Herz, wenn sie daran dachten, daß sie jene Gemsen aus diesen Klippen herausholen sollten. Aber noch sollte es nicht zum ernsten Kampfe kommen.

Man hatte trotz Allem, was vorgefallen, im ganzen Lande und besonders unter den Weißen, eine sehr große Meinung von Hendrik Witbooi's Rechtlichkeit, und es war oft gesagt worden, daß Hendrik der einzige Häuptling des Landes sei, auf dessen Wort man sich verlassen könne. In der That hatte Hendrik sich gegen Europäer stets als ehrlich und zuverlässig bewährt und trug seinen guten Namen mit einem gewissen Recht. Der neue Landeshauptmann glaubte nun, diese Eigenschaften seines Gegners zum Nutzen des Landes verwerthen zu können, und hoffte, einen Frieden und eine Unterwerfung Hendriks zu erreichen, da er eingesehen hatte, wie nutzlos der Krieg war, und welche schweren Wunden er dem Lande schlug. Als daher bald nach der Ankunft der Truppe vor der Naukluft aus der feindlichen Werft ein Hottentotten-Reiter mit weißer Fahne erschien und die Bitte Hendriks um Frieden und den Abmarsch der Truppe überbrachte, da hielt der deutsche Führer es für seine Pflicht, auf diese Bitte einzugehen, zumal da ihm auch vor dem Eintreffen der erwarteten Verstärkungen die Kraft zu einem

Schlage gegen Witbooi fehlte. Es entspann sich nun ein lebhafter brieflicher Verkehr zwischen den beiden Lagern. Der Major suchte Hendrik zur Annahme der von ihm gestellten Bedingungen, vor Allem zur Ablieferung der Waffen und zur Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft zu bewegen. Dieser erbat sich Bedenkfrist über Bedenkfrist, aber aus allen seinen Briefen ging doch nur hervor, daß er mit zwecklosen Klagen über vergangene Unbill und gegenwärtige Noth nur Zeit gewinnen und den Gegner sondiren wollte. Als nun gar die Nachricht einlief, daß Hendrik sich durch die Friedensverhandlungen nicht hatte abhalten lassen, gerade in den ersten Tagen des Mai die Rehobother Bastards mit einem Raubzuge heimzusuchen, sah sich Major Leutwein gezwungen, die Verhandlungen abzubrechen und in kleineren Vorpostengefechten dem Feinde den Ernst der Lage klar zu machen.

In diesen Rekognoszirungsgefechten kam der Führer der deutschen Truppe zu der Ueberzeugung, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften nicht im Stande war, Hendrik die Demüthigung beizubringen, die zur erfolgreichen Durchführung seiner Friedensbestrebungen unumgänglich nöthig war. Mit ihnen war der Hottentotte wohl wieder einmal zu schlagen, aber nicht vor die Wahl zwischen Vernichtung oder Unterwerfung zu stellen. Andererseits ergab sich auch bei den Erkundungsritten des Majors, daß Hendriks jetzige Stellung zu einer Abschließung und damit vielleicht Vernichtung besonders geeignet sei, und daß es sich daher aus taktischen Gründen empfehle, ihn in derselben zu belassen, ihn nicht durch vorzeitige Angriffe zu beunruhigen und den Hauptschlag erst nach der Ankunft des Verstärkungskommandos zu führen. Eine Verzögerung der Entscheidung lag nunmehr in deutschem Interesse. Als daher gegen Ende des Monats Witbooi von Neuem die Verhandlungen aufnahm, beeilte sich der Major, ihm eine zweimonatliche Bedenkzeit zu gewähren. Eine persönliche Unterredung zwischen Major Leutwein und Hendrik am 24. Mai besiegelte das Uebereinkommen, und beide Männer schieden voneinander, nachdem der Major dem Hottentotten als Richtschnur für sein Handeln und Denken in dieser Frist die Worte wiederholt hatte, die er ihm am 7. Mai geschrieben hatte: „Friede ohne ausdrückliche Unterwerfung unter die deutsche Schutzherrschaft giebt es für Dich und Dein Volk nicht mehr. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache!“ Hendrik erhielt Zeit, sich bis zum 1. August zu ent-

scheiden, und die Schutztruppe kehrte durch das Bastardgebiet nach Windhoek zurück.

Gegen Mitte des Monats Juli 1894 traf eine neue Verstärkung der Schutztruppe von 200 Mann vor der Tsoachaub-Mündung ein und wurde bis zum Abmarsch in den Wellblechbaracken der Station untergebracht. Ein an dieser Küste sehr seltener ungeheurer Sandsturm herrschte in diesen Tagen, so daß der Südwind den Flugsand der Dünen in solchen Massen umherwirbelte, daß die Luft verdunkelt und ein Aufenthalt im Freien unmöglich war. Bald nach dem 20. Juli war es jedoch möglich, die Truppe in Marsch zu setzen, welche nun in zwei Staffeln — die erste v. Estorff und die zweite v. Sack — getheilt, den Tsoachaub aufwärts bis Nonidas marschirte und von dort ihren Weg am südlichen Ufer über Tinkas und Onanis nahm. Zwölf Ochsenwagen begleiteten die Abtheilungen, welche sich bei Onanis trennten. Die Kompagnie v. Estorff machte den Weg über Otjimbingue nach Windhoek, während die Kompagnie v. Sack auf dem nördlichen Kuisib-Wege nach Gurumanas und von dort über Hornkranz nach Bullsport zog. Nachdem die 1. Kompagnie sich in Windhoek zum Theil beritten gemacht hatte, rückte auch sie über Rehoboth und Aub nach Bullsport, wo sie am 17. August vollzählig eintraf und sich mit der 2. Kompagnie wiederum vereinigte. Der 20. August fand drei volle Kompagnien mit den beiden Feldgeschützen vor der Naukluft unter dem Befehl des Majors Leutwein, der bereits seit dem 5. August hier weilte, versammelt. Die dritte, bisher ungenannte Kompagnie bestand aus Leuten, welche bereits ein Jahr im Lande waren oder wenigstens zu Beginn des Jahres 1894 mit dem Major Leutwein eingetroffen waren, und wurde von dem Premierlieutenant v. Perbandt geführt, einem Offizier, welcher sich unter Wissmann in den ostafrikanischen Kämpfen ausgezeichnet hatte.

Der anstrengende Marsch unter ganz neuen klimatischen Verhältnissen, bei Tage unter brennender Sonne und bei Nacht mit einer Temperatur, welche in dieser kältesten Jahreszeit häufig unter 0° R. sank, mit ganz anderer Nahrung und mit der schweren Last gefüllter Patronentaschen war den mit einem Male in Feldsoldaten verwandelten Mannschaften ausgezeichnet bekommen. Sie waren mager und gebräunt, struppig an Bart und Haar und staubig und fleckig in der Kleidung; aber ihre Muskeln waren gestählt, und der ernste Sinn und frohe Muth, welcher zu den Thaten eines Mannes nöthig ist, sprach aus

ihren frischen Augen. Und es war gut, daß dem so war; denn vor der Truppe lagen finstere blaugraue Gebirgsmassen mit dräuenden Kuppen, wie von der Natur zu uneinnehmbaren Schanzen geschaffen, und in diesen saßen die Hottentotten, bereit, den Verzweiflungskampf zu führen. — Es mußte jetzt zum Entscheidungskampfe kommen, da die Erklärung Witbooi's über seine Stellung zu der deutscherseits geforderten Unterwerfung ebenso wie das Benehmen desselben bei den von Neuem eingeleiteten Verhandlungen bald zur Genüge ergaben, daß in dem Streite um den maßgebenden Einfluß im Namalande die Entscheidung durch das Schwert fallen mußte.

Es galt zunächst, das vom Feinde besetzte Gebirgsmassiv durch einen Kranz von Posten derart abzusperren, daß dem im Innern des Gebirges geschlagenen Feinde für die Flucht nur der Weg in die westlichen Dünen freiblieb. Zwischen dem 22. und 27. August ließ Major Leutwein alle ihm bekannten Wasserstellen und die aus dem Gebirge führenden Thäler besetzen, so daß die Hottentotten völlig eingekesselt und von der Außenwelt völlig abgeschlossen waren. Die 2. Kompagnie v. Sack nahm im Norden, im Tsondab-Thale, Aufstellung und entsandte zwei Posten, Nr. I und Nr. II, an die von Ababes nach Nordosten und Südosten führenden Thäler, und zwei weitere, Posten Nr. III und IV, nach Uhunis, welches halbwegs zwischen Bullsport und Ababes am Eingange eines nach Süden in die Berge eindringenden Thales gelegen ist. Von der 3. Kompagnie v. Perbandt waren im Süden sieben Posten am Flußlauf des Tsauchab bis dahin, wo derselbe seinen Lauf in den Dünen vollendet, ausgesetzt und dem Premierlieutenant v. Burgsdorff unterstellt. Die 1. Kompagnie v. Estorff und der nach Abgang der Posten bleibende Rest der 3. Kompagnie v. Perbandt verblieb unter Major Leutwein in dem Hauptlager vor dem Thaleingang zur Naukluft.

Für den 27. August hatte der Oberführer den Angriff auf die Hottentotten in folgender Weise befohlen: Die Kompagnie v. Estorff sollte mit Tagesanbruch den Eingang zur Naukluft erzwingen und, von den Geschützen unterstützt, auf der Thalsohle weiter vordringen und somit den Feind von vorn angreifen. Der Rest der Kompagnie v. Perbandt erhielt den Befehl, die Gebirgswände südlich der Naukluft zu ersteigen und die 1. Kompagnie von links zu unterstützen, während Hauptmann v. Sack mit den ihm nach Abgang der Posten zur Verfügung bleibenden 40 Mann von Bullsport aus durch das Thal von Uhunis vorstoßen

sollte. Der Sergeant Gilsoul der 2. Kompagnie erhielt den Auftrag, mit 15 Mann von Bullsport direkt nach Südwesten durch die Onabschlucht vorzudringen. Die Abtheilung, welcher die Absperrung im Süden oblag, sollte zunächst passiv bleiben. Die Werft Witbooi im Hintergrunde der Naukluft war das Ziel, auf welches sich der konzentrische Angriff der vier Abtheilungen richten sollte.

Der Morgen des 27. August brach hell und klar über den gefechtsbereiten Truppen an. Ganz wider Erwarten fiel die Hauptarbeit des Tages der 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Estorff und Lieutenant Volkmann zu. Nachdem wenige Schüsse gewechselt waren, drang sie mit den ersten Sonnenstrahlen in die Naukluft ein und ging in dünner Schützenlinie auf dem linksseitigen Abhange gegen die feindliche Stellung vor der Thalenge vor, sich sprungweise von einer Felsnase zur anderen bewegend. Das zuerst sehr geringe Feuer des Feindes wurde allmählich immer heftiger, und von allen Seiten pfiffen die Geschosse um die Ohren der Anstürmenden und gaben sich bald durch den schneidenden Pfiff als kleinkalibrige, bald durch lautes Brummen als Snyderkugeln von großem Durchmesser zu erkennen. Gegen 8 Uhr war die Kompagnie, welche nur gegen 70 Mann stark war, im Besitze der starken Stellung des Feindes vor der Naukluft, aber dieser Erfolg war auch mit einigen Verlusten erkauft worden. Hauptmann v. Estorff, welcher an der Spitze seiner Leute den Sturm geleitet hatte, war von einem kleinkalibrigen Geschoß in den Fuß getroffen und mußte zurückbleiben, um einen Nothverband anlegen zu lassen, und einer der tapferen Stürmer war gefallen, während andere mehr oder minder schwer verwundet waren.

Die Unterstützung durch die unter Befehl des Lieutenants Lampe vor dem Thaleingang stehenden Geschütze war während dieses Einleitungsgefechtes eine sehr wirkungsvolle gewesen und hatte dem Feinde ein langes Aushalten hinter den Klippen unmöglich gemacht; dagegen war die Kompagnie v. Perbandt ganz ausgeblieben. Dieser Umstand machte sich in recht unangenehmer Weise geltend, als nun die 1. Kompagnie unter Führung des Lieutenants Volkmann — vielleicht zu eilig — auf der Sohle der Schlucht vordrang und von den Höhen rechts und links des Thalweges, die noch von Hottentotten besetzt waren, heftiges Feuer erhielt. Mit Sehnsucht erwarteten die im heißen Kreuzfeuer vorrückenden Leute die Schüsse ihrer Kameraden, welche ihnen von der Höhe der Berge herab auf dem linken Flügel Luft schaffen sollten; aber

diese kamen nicht, denn nachdem sie unter unsäglichen Mühen die Felswände erklettert hatten, irrten sie bis zum Abend umher und erschienen dann auf der Höhe hinter der 1. Kompagnie, welche bereits viel weiter vorgedrungen war. Infolge dieses Ausbleibens der 3. Kompagnie mußte nun die 1. mehrere kleine Abtheilungen auf die seitlich gelegenen Höhen entsenden, wodurch sie nach Abgang der Verwundeten und Gefallenen auf 30 Mann zusammenschmolz, welche die ganze Last des Gefechtes auf der Thalsohle allein zu tragen hatten. Bei dem Ersteigen der seitlichen Hänge stürzten vier Leute ab und verwundeten sich zum Theil sehr erheblich. Die geringe Anzahl der Mannschaften und das Ausbleiben der Unterstützung verlangsamte das Vordringen bedeutend, und schließlich mußte sogar gegen den Feind, der wahrscheinlich zur Deckung des Abzuges der im Hintergrunde des Thales liegenden Werft eine zweite Stellung stark besetzt hatte, ein stehendes Feuergefecht von halbstündiger Dauer geführt werden. Die 30 Mann lagen hinter einem Grat, der von links in die Thalsohle vorsprang, und hatten auf ihrem linken Flügel eine kleinere detachirte Abtheilung, deren Aufgabe es sein mußte, den Feind aus seiner Stellung zu schießen. Da dieses jedoch nicht so bald gelang und die Witbooi's hinter den schwarzen Klippen hervor auf 500 m ein vernichtendes Feuer abgaben, so wurde Lieutenant Volkmann mit zehn Mann auf die Höhe entsandt. Im heftigsten feindlichen Feuer erkletterte er den steilen mit Gerölle bedeckten Abhang, und seinem energischen Vorwärtsdrängen gelang es, den Feind zur Aufgabe seiner Stellung zu zwingen. Von rückwärts hatte unterdessen das Geschütz mit indirektem Schuß auf die Hottentotten gewirkt, und als ein Schrapnel wirklich in ihrer sichersten Deckung krepirte, da war kein Halten mehr, und die Klippen wurden geräumt. Hauptmann v. Estorff hatte wegen seiner Verwundung zurückbleiben müssen, holte jedoch, von zwei Leuten unterstützt und schließlich auf sein Pferd gehoben, die Truppe wieder ein und betheiligte sich ebenso wie der inzwischen eingetroffene Major Leutwein an dem eben beschriebenen Gefechtsmoment. Beide Offiziere befanden sich den ganzen Vormittag im heißesten Feuer und zeichneten sich durch ihre Kaltblütigkeit und Heiterkeit aus, wodurch der Muth der Leute bei den großen Anstrengungen des Tages und ihr Vertrauen in die Führer gestärkt wurde.

Um Mittag wurde die Hauptwerft Witbooi's erreicht, an welcher Hauptmann v. Estorff, durch Blutverlust geschwächt, zurückbleiben mußte,

während die Kompagnie die nachgeführten Pferde bestieg und eine Höhe erklomm. Auf dieser angelangt, sah Major Leutwein eine kleine Fläche vor sich ausgebreitet liegen und konnte in der Ferne Hottentotten erkennen, anscheinend Weiber und Kinder, welche mit ihrem Vieh flüchteten. Ein Reitertrupp unter Lieutenant Volkmann verfolgte dieselben, ohne jedoch ihrer habhaft zu werden, und mußte am jenseitigen Rande der Fläche die Pferde verlassen, um den Hottentotten in ganz enge, oft nur einen Meter breite Schluchten zu folgen. Auch die Geschütze mußten hier zurückgelassen werden, da die Terrainschwierigkeiten zu groß waren. Ein weiterer sehr beschwerlicher Marsch folgte, jedoch noch am frühen Nachmittage bekam die Spitze wieder Fühlung mit dem Feinde, indem dieser sie bis auf 200 m auf einen Hinterhalt auflaufen ließ und sodann mit Feuer überschüttete. Ein hartnäckiges, stundenlanges Gefecht entspann sich und währte bis in die sinkende Nacht hinein. Die Witboois kämpften mit verzweiflungsvollem Muth, hielten zäh an ihren Stellungen fest und schossen in der Dämmerung noch besser als am Tage, so daß die auf 25 Mann herabgeschmolzene Kompagnie, welche vom Major Leutwein selbst angeführt wurde, einen schweren Stand hatte und hier mehrere Verwundete verlor.

Durch das Hereinbrechen der Nacht ermuthigt, versuchte Hendrik einen Vorstoß, welcher sehr geschickt geführt war und seinem taktischen Ueberblick alle Ehre machte. Während die 1. Kompagnie in der Front vollauf beschäftigt wurde, umgingen einige Schützen den linken Flügel derselben und griffen die in einer rückwärts gelegenen Schlucht unthätig stehende Artillerie an. Die Bedeckung der Geschütze bestand aus fünfzehn Mann ohne Offizier und war durchaus nicht gedeckt, als die Witboois auf kaum 150 m ein heftiges Feuer auf sie richteten. Die Mannschaften waren genöthigt, in aller Eile weiter zurück einen Schutz zu suchen, von welchem aus sie das Feuer wirksam erwidern konnten. Die Hottentotten aber benutzten dieses, und während die einen feuerten, stürmten die anderen in die Thalsohle hinab, um sich der Geschütze zu bemächtigen. Die Soldaten ihrerseits kehrten nun um, und es hätte sich ein blutiges Handgemenge entsponnen, wenn nicht in diesem Augenblick die Kompagnie v. Perbandt etwas weiter zurück erschienen wäre und mit ihrem Schnellfeuer die Hottentotten vertrieben hätte.

Während sich dieser Kampf ungefähr 1 km im Rücken der 1. Kompagnie abspielte, war es dem Major Leutwein gelungen, sich durch

rücksichtsloses Draufgehen Luft zu schaffen. Dem Lieutenant Volkmann gebührt die Ehre dieses Erfolges, denn er war es, welcher mit zwanzig Mann zuerst eine steile Höhe erstürmte und schließlich noch zwei Schanzen nahm, welche um 200 m weiter vorwärts gelegen waren. Bei diesem letzten Moment, der den Reitern Bartsch und Bock das Leben kostete, griff auch die Abtheilung des Sergeanten Gilsoul wirksam in das Gefecht ein, nachdem sie, von Bullsport kommend, den ganzen Tag über einen höchst beschwerlichen Marsch durch die Onab-Schlucht zurückgelegt hatte.

Damit waren die Witboois für diesen Tag aus zwei festen Stellungen vertrieben und nach Westen abgedrängt worden. Der Sieg war zweifellos ein bedeutender, wenn er auch schwere Verluste gekostet hatte, und mit der ganzen Schwere des Kampfes hatte die 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Estorff und Lieutenant Volkmann auch die ganze Ehre des Tages errungen. Ihr Führer war schwer verwundet, und beide Offiziere hatten sich zur Seite des Majors Leutwein glänzend ausgezeichnet; drei Mann starben den Heldentod, und mit den Verwundeten war über ein Viertel der Kompagniestärke außer Gefecht gesetzt worden. Den Offizieren und Mannschaften war es klar geworden, daß hier kein Kampf mit Zulus oder Matabeles vorläge, sondern der blutige Kampf Schritt für Schritt mit dem verzweifelten Rest einer aussterbenden Rasse, welche zum letzten Male ihr Haupt erhob, um von deutschen Hieben zerschmettert zu werden. Ein zäher Geist, ein Glauben an vergangene Größe, eine Liebe zur Freiheit und ein Bewußtsein eigener Kraft, wie man es nur bei heiligen Kriegen gewöhnt ist, mußte diese gelbhäutigen Knirpse beseelen, um einen solchen Widerstand begreiflich zu machen. Ein Augenzeuge berichtete über den Kampf am 27. August 1894, daß er mit Bewunderung die Vollkommenheit der Witboois in selbständiger Entschließung, in der Benutzung des Geländes, in der Schärfe des Gesichts und Sicherheit des Schusses beobachtet hätte. Die Führung Hendriks und seiner Unterführer wäre so vorzüglich gewesen, daß jeder deutsche Offizier sich daran ein Muster nehmen könnte, das Klettern der Leute wäre von katzenartiger Geschicklichkeit, und wenn man auch oft geglaubt hätte, daß eine Flucht über diese steile Kuppe oder an jener Wand hinab ein Ding der Unmöglichkeit wäre, so hätten doch den Hottentotten wenige Minuten genügt, um diese Hindernisse zu überwinden und sich unserer Verfolgung zu entziehen. Sie wußten jeden Schatten und jede dunkle Stelle des Gesteins als Deckung zu benutzen, so daß,

während die Kompagnie die nachgeführten Pferde bestieg und eine Höhe erklomm. Auf dieser angelangt, sah Major Leutwein eine kleine Fläche vor sich ausgebreitet liegen und konnte in der Ferne Hottentotten erkennen, anscheinend Weiber und Kinder, welche mit ihrem Vieh flüchteten. Ein Reitertrupp unter Lieutenant Volkmann verfolgte dieselben, ohne jedoch ihrer habhaft zu werden, und mußte am jenseitigen Rande der Fläche die Pferde verlassen, um den Hottentotten in ganz enge, oft nur einen Meter breite Schluchten zu folgen. Auch die Geschütze mußten hier zurückgelassen werden, da die Terrainschwierigkeiten zu groß waren. Ein weiterer sehr beschwerlicher Marsch folgte, jedoch noch am frühen Nachmittage bekam die Spitze wieder Fühlung mit dem Feinde, indem dieser sie bis auf 200 m auf einen Hinterhalt auflaufen ließ und sodann mit Feuer überschüttete. Ein hartnäckiges, stundenlanges Gefecht entspann sich und währte bis in die sinkende Nacht hinein. Die Witbooi's kämpften mit verzweiflungsvollem Muth, hielten zäh an ihren Stellungen fest und schossen in der Dämmerung noch besser als am Tage, so daß die auf 25 Mann herabgeschmolzene Kompagnie, welche vom Major Leutwein selbst angeführt wurde, einen schweren Stand hatte und hier mehrere Verwundete verlor.

Durch das Hereinbrechen der Nacht ermuthigt, versuchte Hendrik einen Vorstoß, welcher sehr geschickt geführt war und seinem taktischen Ueberblick alle Ehre machte. Während die 1. Kompagnie in der Front vollauf beschäftigt wurde, umgingen einige Schützen den linken Flügel derselben und griffen die in einer rückwärts gelegenen Schlucht unthätig stehende Artillerie an. Die Bedeckung der Geschütze bestand aus fünfzehn Mann ohne Offizier und war durchaus nicht gedeckt, als die Witbooi's auf kaum 150 m ein heftiges Feuer auf sie richteten. Die Mannschaften waren genöthigt, in aller Eile weiter zurück einen Schutz zu suchen, von welchem aus sie das Feuer wirksam erwidern konnten. Die Hottentotten aber benutzten dieses, und während die einen feuerten, stürmten die anderen in die Thalsohle hinab, um sich der Geschütze zu bemächtigen. Die Soldaten ihrerseits kehrten nun um, und es hätte sich ein blutiges Handgemenge entsponnen, wenn nicht in diesem Augenblick die Kompagnie v. Perbandt etwas weiter zurück erschien [illegible] und mit ihrem Schnellfeuer die Hottentotten vertrieben hätte.

Während sich dieser Kampf ungefähr im Rücken der 1. Kompagnie abspielte, war es dem [illegible]

rücksichtsloses Draufgehen Luft zu schaffen. Dem Lieutenant Volkmann gebührt die Ehre dieses Erfolges, denn er war es, welcher mit zwanzig Mann zuerst eine steile Höhe erstürmte und schließlich noch zwei Schanzen nahm, welche um 200 m weiter vorwärts gelegen waren. Bei diesem letzten Moment, der den Reitern Bartsch und Bock das Leben kostete, griff auch die Abtheilung des Sergeanten Gilsoul wirksam in das Gefecht ein, nachdem sie, vom Bullsport kommend, den ganzen Tag über einen höchst beschwerlichen Marsch durch die Onab-Schlucht zurückgelegt hatte.

Damit waren die Witbooi's für diesen Tag aus zwei festen Stellungen vertrieben und nach Westen abgedrängt worden. Der Sieg war zweifellos ein bedeutender, wenn er auch schwere Verluste gekostet hatte, und mit der ganzen Schwere des Kampfes hatte die 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Estorff und Lieutenant Volkmann auch die ganze Ehre des Tages errungen. Ihr Führer war schwer verwundet, und beide Offiziere hatten sich zur Seite des Majors Leutwein glänzend ausgezeichnet. Drei Mann starben den Heldentod, und mit den Verwundeten war über ein Viertel der Kompagniestärke außer Gefecht gesetzt worden. Den Offizieren und Mannschaften war es klar geworden, daß hier kein Kampf mit Zulus oder Matabeles vorläge, sondern der blutige Kampf Schritt für Schritt mit dem verzweifelten Rest einer untergehenden Rasse, welche zum letzten Male ihr Haupt erhob, um vor deutschen Hieben zerschmettert zu werden. Ein zäher Geist, ein Glauben an vergangene Größe, eine Liebe zur Freiheit und ein Bewußtsein eigener Kraft, wie man es nur bei heiligen Kriegen gewöhnt ist, mußte diese gelbhäutigen Hottentotten beseelen, um einen solchen Widerstand begreiflich zu machen. Ein Augenzeuge berichtete über den Kampf am 27. August 1894, daß er mit Bewunderung die Vollkommenheit der Witbooi's in selbständiger Entschließung, in der Benutzung des Geländes, in der Schärfe des Gesichts und Sicherheit des Schusses beobachtet hätte. Die Führung Hendrik's und seiner Unterführer wäre so vortrefflich gewesen, daß jeder deutsche Offizier sich daran ein Muster nehmen könnte. Das Klettern der Leute wäre von katzenartiger Geschicklichkeit, und wenn man auch oft gelangt hätte, daß eine Flucht über diese steile Klippe oder an jener [illegible] eine Sache der Unmöglichkeit wäre, so hätten doch den [illegible] Minuten genügt, um diese Hindernisse zu überwinden [illegible] zu entziehen. Sie wußten jeden Schatten [illegible] Gesteins als Deckung zu benutzen, so daß

während die Kompagnie die nachgeführten Pferde bestieg und eine Höhe erklomm. Auf dieser angelangt, sah Major Leutwein eine kleine Fläche vor sich ausgebreitet liegen und konnte in der Ferne Hottentotten erkennen, anscheinend Weiber und Kinder, welche mit ihrem Vieh flüchteten. Ein Reitertrupp unter Lieutenant Volkmann verfolgte dieselben, ohne jedoch ihrer habhaft zu werden, und mußte am jenseitigen Rande der Fläche die Pferde verlassen, um den Hottentotten in ganz enge, oft nur einen Meter breite Schluchten zu folgen. Auch die Geschütze mußten hier zurückgelassen werden, da die Terrainschwierigkeiten zu groß waren. Ein weiterer sehr beschwerlicher Marsch folgte, jedoch noch am frühen Nachmittage bekam die Spitze wieder Fühlung mit dem Feinde, indem dieser sie bis auf 200 m auf einen Hinterhalt auflaufen ließ und sodann mit Feuer überschüttete. Ein hartnäckiges, stundenlanges Gefecht entspann sich und währte bis in die sinkende Nacht hinein. Die Witbooi kämpften mit verzweiflungsvollem Muth, hielten zäh an ihren Stellungen fest und schossen in der Dämmerung noch besser als am Tage, so daß die auf 25 Mann herabgeschmolzene Kompagnie, welche vom Major Leutwein selbst angeführt wurde, einen schweren Stand hatte und hier mehrere Verwundete verlor.

Durch das Hereinbrechen der Nacht ermuthigt, versuchte Hendrik einen Vorstoß, welcher sehr geschickt geführt war und seinem taktischen Ueberblick alle Ehre machte. Während die 1. Kompagnie in der Front vollauf beschäftigt wurde, umgingen einige Schützen den linken Flügel derselben und griffen die in einer rückwärts gelegenen Schlucht unthätig stehende Artillerie an. Die Bedeckung der Geschütze bestand aus fünfzehn Mann ohne Offizier und war durchaus nicht gedeckt, als die Witbooi auf kaum 150 m ein heftiges Feuer auf sie richteten. Die Mannschaften waren genöthigt, in aller Eile weiter zurück einen Schutz zu suchen, von welchem aus sie das Feuer wirksam erwidern konnten. Die Hottentotten aber benutzten dieses, und während die einen feuerten, stürmten die anderen in die Thalsohle hinab, um sich der Geschütze zu bemächtigen. Die Soldaten ihrerseits kehrten nun um, und es hätte sich ein blutiges Handgemenge entsponnen, wenn nicht in diesem Augenblick die Kompagnie v. Perbandt etwas weiter zurück erschienen wäre und mit ihrem Schnellfeuer die Hottentotten vertrieben hätte.

Während sich dieser Kampf ungefähr 1 km im Rücken der 1. Kompagnie abspielte, war es dem Major Leutwein gelungen, sich durch

rücksichtsloses Draufgehen Luft zu schaffen. Dem Lieutenant Volkmann gebührt die Ehre dieses Erfolges, denn er war es, welcher mit zwanzig Mann zuerst eine steile Höhe erstürmte und schließlich noch zwei Schanzen nahm, welche um 200 m weiter vorwärts gelegen waren. Bei diesem letzten Moment, der den Reitern Bartsch und Bock das Leben kostete, griff auch die Abtheilung des Sergeanten Gilsoul wirksam in das Gefecht ein, nachdem sie, von Bullsport kommend, den ganzen Tag über einen höchst beschwerlichen Marsch durch die Onab-Schlucht zurückgelegt hatte.

Damit waren die Witboois für diesen Tag aus zwei festen Stellungen vertrieben und nach Westen abgedrängt worden. Der Sieg war zweifellos ein bedeutender, wenn er auch schwere Verluste gekostet hatte, und mit der ganzen Schwere des Kampfes hatte die 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Estorff und Lieutenant Volkmann auch die ganze Ehre des Tages errungen. Ihr Führer war schwer verwundet, und beide Offiziere hatten sich zur Seite des Majors Leutwein glänzend ausgezeichnet; drei Mann starben den Heldentod, und mit den Verwundeten war über ein Viertel der Kompagniestärke außer Gefecht gesetzt worden. Den Offizieren und Mannschaften war es klar geworden, daß hier kein Kampf mit Zulus oder Matabeles vorläge, sondern der blutige Kampf Schritt für Schritt mit dem verzweifelten Rest einer aussterbenden Rasse, welche zum letzten Male ihr Haupt erhob, um von deutschen Hieben zerschmettert zu werden. Ein zäher Geist, ein Glauben an vergangene Größe, eine Liebe zur Freiheit und ein Bewußtsein eigener Kraft, wie man es nur bei heiligen Kriegen gewöhnt ist, mußte diese gelbhäutigen Knirpse beseelen, um einen solchen Widerstand begreiflich zu machen. Ein Augenzeuge berichtete über den Kampf am 27. August 1894, daß er mit Bewunderung die Vollkommenheit der Witboois in selbständiger Entschließung, in der Benutzung des Geländes, in der Schärfe des Gesichts und Sicherheit des Schusses beobachtet hätte. Die Führung Hendriks und seiner Unterführer wäre so vorzüglich gewesen, daß jeder deutsche Offizier sich daran ein Muster nehmen könnte, das Klettern der Leute wäre von katzenartiger Geschicklichkeit, und wenn man auch oft geglaubt hätte, daß eine Flucht über diese steile Kuppe oder an jener Wand hinab ein Ding der Unmöglichkeit wäre, so hätten doch den Hottentotten wenige Minuten genügt, um diese Hindernisse zu überwinden und sich unserer Verfolgung zu entziehen. Sie wußten jeden Schatten und jede dunkle Stelle des Gesteins als Deckung zu benutzen, so daß,

wenn auch von allen Seiten die Schüsse krachten, doch kein einziger jener Träger der weißen Hüte sichtbar war. Auf Entfernungen bis 700 m war ihr Schuß ein sicherer, und das geübte Auge erspähte das Ziel weit eher, als ein Europäer dieses vermocht hätte, während auf nähere und nächste Entfernungen sich eine Unsicherheit verrieth, welche nur durch mangelnden Muth zu erklären war. Dennoch hielten die Witbooi's oft einen Angriff bis zum allerletzten Sturme, ja bis auf 50 m aus, allerdings nur, wenn das Gelände ihnen eine sichere Flucht versprach. Man hat vielfach behauptet, daß die Witbooi-Hottentotten sehr furchtsam gewesen wären, und man hat spöttelnd gesagt, daß sie wohl aus einer Vertheidigungsstellung heraus schießen, aber niemals angreifen und handgemein werden würden. Der 27. August hat diese Behauptung widerlegt; denn ich sollte meinen, daß von Furcht keine Rede sein kann, wenn man Geschütze angreift und sie im feindlichen Feuer zu zerstören versucht. Allerdings haben sich die Witbooi's in den meisten Fällen gehütet, einen solchen Handstreich gegen einen Offizier auszuführen, sondern sie pflegten sich Unteroffiziere oder Mannschaften auszusuchen, welche sie eher überrumpeln zu können glaubten. Wenn man aber die Geschichte des ganzen Krieges und auch die Vorgeschichte Hendrik Witbooi's kritisch betrachtet, so springt einem doch eine Kühnheit des Entschlusses und ein so zähes Festhalten an den einmal gefaßten Plänen ins Auge, daß man von dem kriegerischen und tapferen Sinn dieser Leute überzeugt sein muß. Was Anderes als ein inneres Bedürfniß ihrer Natur nach Freiheit, welche ihnen höher stand als Frieden unter fremder Herrschaft, hat den Stamm der Witbooi's in die zerklüfteten Gebirge am Tsauchab getrieben, wo zwischen Dünen und den Mündungen deutscher Gewehre nur der Tod durch Verschmachten oder durch das Blei das Ende sein konnte?

Ein persönliches Erlebniß des Majors Leutwein sei hier noch eingeschaltet, da es Zeugniß von der Schwierigkeit des Geländes und den Strapazen dieser Tage giebt. Am späten Abend des 27. August verließ der Major die Vorposten, um nach der verlassenen Hottentottenwerft zurückzukehren, wo ein Verbandplatz eingerichtet war; er verfehlte jedoch die Richtung und stieß mit einem Male, nur von einem Trompeter begleitet, auf einen Hottentottenposten, der ihn mit heftigem Feuer empfing. Drei Leute kamen so nahe heran, daß der Major den zudringlichsten derselben mit seinem Karabiner erschießen mußte, worauf

die anderen entflohen. Durch das feindliche Feuer war der Major von dem Trompeter getrennt worden und befand sich schließlich ganz allein, hungrig, durstig und todmüde an einem felsigen Abhange, so daß er den Versuch, noch in der Nacht die Hauptwerft zu erreichen, aufgeben und inmitten feindlicher Posten die Nacht zubringen mußte. Durch den Verlust seines Augenglases war der Major bei seiner Kurzsichtigkeit auch bei Tagesanbruch ungeheuer behindert, traf aber nach langem Umherirren glücklich am frühen Morgen bei seiner Truppe ein, die ihn bereits schmerzlich vermißt hatte und ihn mit Jubel begrüßte. — Von der Vielseitigkeit der Witbooi's in dem Gefecht am 27. August spricht ein anderes Erlebniß, welches der Hauptmann v. Estorff hatte. Dieser war als Verwundeter mit drei Leuten zurückgeblieben und wurde, während er abkochte, unausgesetzt beschossen, ohne daß es möglich war, die Stellung des Feindes zu entdecken. Zuletzt wurde ein Mann an der Seite v. Estorffs getödtet, und der Platz mußte verlassen werden, um weiteren Verlusten vorzubeugen.

Am Abend des 27. waren die Vorposten Hendriks noch in Fühlung mit denen der Schutztruppe, am Vormittage des 28. zog sich jedoch der Feind vor den Abtheilungen des Lieutenants Volkmann und Sergeant Gilsoul zurück, nachdem nur wenige Schüsse gewechselt worden waren, und in der folgenden Nacht konnte man in weiter Ferne die Lagerfeuer der Hottentotten beobachten. Major Leutwein übergab nunmehr die Führung über die vereinigte 1. und 3. Kompagnie dem Premierlieutenant v. Perbandt mit dem Auftrage, dem augenscheinlich nach Südwesten ausweichenden Feinde zu folgen. Er selbst begab sich nach dem Hauptlager zurück, um von dort aus die nöthigen Maßregeln zur Verhinderung des Durchbruchs durch die südliche Absperrungsabtheilung anzuordnen und sich nach dem Verbleib der 2. Kompagnie, die in den Kampf am 27. nicht eingegriffen hatte, zu erkundigen.

Am 29. August abends lief eine Meldung des Hauptmanns v. Sack ein, nach welcher die 2. Kompagnie auf ihrem Marsche vom mittleren Tsondab-Thal nach Süden nicht weiter hätte vordringen können, da sie heftigen Widerstand gefunden und ein Drittel ihrer Mannschaften an Verwundeten und Todten, unter Letzteren einen Unteroffizier und den braven Bastard Hans Diergaard, eingebüßt hätte. Major Leutwein brach nun sofort zur Unterstützung der Kompagnie v. Sack auf, fand jedoch im weiteren Verlaufe seines Marsches, daß v. Sack bereits nach

Ababes zurückgegangen war, um von dort aus weiter westlich einen neuen Vorstoß gegen Hendriks Stellung, die er nach Westen verlegt vermuthete, zu versuchen. Deshalb verblieb der Major zunächst bei Bullsport und beschloß dann, über Uhunis auf die Werft Hendriks vorzugehen, welcher Weg für den 27. August für die Kompagnie v. Sack vorgeschrieben gewesen war. Premierlieutenant v. Burgsdorff, welcher sich bei den Absperrungsposten im Tsauchab-Thal aufhielt, war am 29. August selbständig mit zwölf Reitern in nordwestlicher Richtung in das Gebirge geritten, fiel jedoch in einen Hinterhalt der Witboois und wurde erst durch die Kompagnie v. Perbandt aus einem Gefecht gegen eine Uebermacht gezogen.

Die unter Führung des Premierlieutenants v. Perbandt vereinigten Kompagnien waren unterdeß den Spuren des flüchtigen Feindes durch das Gebirge in südöstlicher Richtung gefolgt, hatten schon am Abend des 29. wieder Fühlung mit demselben gewonnen und am 30. in einem kleinen Gefechte den Lieutenant v. Burgsdorff aus seiner gefährlichen Lage befreit. Nach einem vierstündigen Feuergefecht gelang es am Nachmittag den vereinten Kräften der ganzen 3., eines Restes der 1. Kompagnie und der Abtheilung v. Burgsdorff, den Feind zu vertreiben und ihn zum weiteren Rückzuge nach Süden zu zwingen. Die Abtheilung folgte den Flüchtigen auf dem Fuße und näherte sich unter fortgesetzten Gefechten und großen Entbehrungen dem Südausgange des Thales.

Am 3. September traf die Truppe ein schwerer Verlust, indem die Spitze unter der Führung des Premierlieutenants Dieftel aus dem Hinterhalt erschossen wurde. Der Offizier war mit drei Mann und einem Bastard in einem engen Thale dem Gros der Truppe weit vorausgeeilt und lag, mit dem Abfassen einer Meldung beschäftigt, auf dem steinigen Boden, als die tödliche Kugel ihn und seine Begleiter niederstreckte. Lieutenant Dieftel hatte sich in den vorhergehenden Tagen durch seinen Schneid und seine Ausdauer hervorgethan und hatte auf seinen persönlichen Wunsch während der ganzen Gefechte und Märsche die Vorhut geführt, welcher Eifer ihm einen frühen Tod, aber ein ruhmvolles Andenken brachte.

An der südlichen Absperrungslinie war man auf den nunmehr nothwendigerweise erfolgenden Durchbruchsversuch Witboois vorbereitet. Schon am 31. August hatte Major Leutwein, nachdem er Gewißheit

über die Rückzugsrichtung der Hottentotten erlangt hatte, der Südfront ein Geschütz überwiesen. Auch die 2. Kompagnie v. Sack, die vergeblich versucht hatte, von Ababes aus in südlichem Vormarsch mit der Kompagnie v. Perbandt Fühlung zu gewinnen, und deshalb über die Werft Hendriks nach dem Lager vor der Naukluft zurückgekehrt war, rückte von hier aus am 3. September in die Postenkette am Tsauchab ein.

Lieutenant v. Burgsdorff befand sich am 4. September bei dem mittelsten Posten Nr. III seiner Linie am Tsauchab, als plötzlich, vorwärts und seitwärts von Reitern gedeckt, ein großer Haufe von über tausend Männern und Weibern, deren Hälfte bewaffnet zu sein schien, aus einer Schlucht nach Südwesten heraustrat, anscheinend in der Hoffnung, hier durchbrechen zu können. Lieutenant v. Burgsdorff warf sich ihnen sofort mit einigen Reitern entgegen und hielt sie durch sein energisches Feuer so lange auf, bis das Geschütz vom Posten V und die Kompagnie v. Sack vom Posten I eingetroffen waren. Den vereinten Kräften dieser wichen die Witboois, und als am Abend des 4. September auch die verfolgende Truppe sich aus dem Thal heraus zur Schützenlinie entwickelte, zogen sich die aufs Aeußerste ermatteten Hottentotten in voller Auflösung in ein Thal am Südwestabhange des Gebirgsstockes zurück. Am Morgen des 5. setzte Lieutenant v. Burgsdorff mit dem Geschütz und einigen Reitern den Kampf fort und warf ohne Unterbrechung Schrapnels und Granaten in die von Flüchtigen erfüllten Schluchten.

Durch diese Gefechte hatte sich die Kriegslage wiederum so verschoben, daß Hendriks Rücken und linke Flanke frei waren und Major Leutwein aus taktischen Gründen genöthigt gewesen wäre, sofort noch einmal einen Theil seiner Truppe durch die Naukluft in das Gebirge vorzuschicken, um ein erneutes Festsetzen des Feindes im Gebirge zu verhüten. Durch die außerordentlich anstrengenden Märsche und Gefechte der letzten Tage war die Truppe jedoch derartig ermüdet, daß der Major sich genöthigt sah, derselben in einem Lager bei dem Posten III im Tsauchab-Thal eine zweitägige Ruhe zu gewähren. So war es allerdings nicht zu verhüten, daß Hendrik am 7. September seine Stellung aufgab und in langsamem Marsche längs der Westfront des Gebirges nach der Wasserstelle Tsams abrückte, wo er am 9. September seine letzte Werft aufschlug. Der Major entsandte nun die noch verhältniß-

mäßig frische 2. Kompagnie durch die Naukluft in das Gebirge zurück, um ein Ausweichen Hendriks nach Norden oder Osten zu verhindern, und folgte dem Feinde auf seinem Wege im Westen bis in die Tsams-Schlucht. Während dieses Vormarsches erhielt er von Witbooi eine Botschaft, in der er zum ersten Male ein ernstgemeintes Friedensgesuch und das Anerbieten einer Unterwerfung aussprach.

Auf der Leiche des unglücklichen Lieutenants Diestel hatte ein Brief Hendrik Witboois gelegen, in dem er in flehendem Tone wie ein gehetztes Wild um Frieden bat. „Mein lieber edler Herr", hatte Hendrik geschrieben, „ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen, verfolgen Sie mich nicht weiter. Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin doch nicht so schuldig für Sie. Ich bitte Sie, hören Sie doch mit dem Blutvergießen auf, lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen!" Doch damals, im Angesicht der Leiche des edelsten Opfers dieses Krieges, hatte der Major diesem Flehen kein Gehör schenken dürfen. Witbooi mußte erst völlig an die Wand gedrückt werden. Dies war nun eingetreten, Hendrik und sein Volk war auf das Tiefste gedemüthigt! Hier, in der wilden engen Tsams-Schlucht, rings umgeben von den deutschen Truppen, in Gefahr, in den nächsten Tagen von der letzten Wasserstelle abgeschnitten und in das Sandmeer der Dünen hinausgedrängt zu werden, waren die Hottentotten in der Verzweiflung entschlossen, lieber an die Großmuth ihrer Besieger zu appelliren, als mit sehendem Auge dem grausigen Tode des Verschmachtens entgegenzugehen.

Und nun gestattete auch die Ehre, zu thun, was die Klugheit gebot, Gnade walten zu lassen.

Major Leutwein war der Ueberzeugung, daß ein größerer Erfolg als der bisherige auch durch eine Fortsetzung des Kampfes nicht zu erringen war. Zwar waren die Hottentotten von allen Seiten eingeschlossen, und es sprach die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Angriff auf die feindliche Werft zur völligen Vernichtung des Feindes als einer kriegsfähigen Truppe und zur Gefangennahme des größten Theils des Trosses führen würde; daß aber der feindliche Führer selbst in die deutsche Gefangenschaft zu bringen sei, war bei der Art, wie Hendrik sich stets zu salviren verstanden hatte, durchaus unwahrscheinlich. Entkam Hendrik aber, wenn auch nur mit wenigen Begleitern, so standen der deutschen Macht sicher weitere opfervolle Kämpfe mit dem zum

Räuberleben verdammten Gegner bevor. Das zu vermeiden, war die Pflicht einer verständigen Politik.

Hendrik Witbooi war eine Persönlichkeit, die auch dem Gegner Achtung abgewinnen mußte. Ihn, den stolzen, freiheitliebenden Mann, den weit über den Durchschnitt seines Stammes hinaus gebildeten Führer, den mit einer wunderbaren Organisationsgabe, mit Kraft und Energie ausgestatteten Häuptling für die Sache des Friedens und der Ordnung zu gewinnen und seinen Einfluß und seine Thatkraft zum Wohle der Kolonie nutzbar zu machen, war ein Erfolg, der schwerer wog als selbst eine neue rühmliche Waffenthat!

Major Leutwein war entschlossen, den gedemüthigten Gegner durch Milde auf den Boden des geordneten Staatswesens zurückzuführen und ihm für den Fall, daß er bedingungslos sich der deutschen Herrschaft unterwerfen wollte, durch Entgegenkommen den schweren Schritt zu erleichtern. Er begab sich persönlich in das Lager Hendriks und erreichte durch freundliches, aber entschiedenes Auftreten, daß Witbooi sich in einer förmlichen Erklärung unterwarf und feierlich die Schutzherrschaft des Reiches anerkannte. Hendrik verpflichtete sich, nach seinem alten Stammsitze Gibeon zurückzukehren und unter der Aufsicht eines dort stationirten Truppenkommandos sein zerstreutes und verwildertes Volk zu ruhigem, arbeitsamem Leben anzuhalten. Durch Annahme einer Jahressubvention von zweitausend Mark bestätigte er nach afrikanischem Brauche seine Unterwerfung.

Unter Aufsicht der Schutztruppe verließen die Trümmer des Witbooi-Stammes die Schluchten des Gebirges und zogen in langsamem Marsche auf Gibeon zu. Die neuesten Nachrichten aus dem Schutzgebiete haben die Ankunft derselben in ihrer alten Heimath gemeldet. Bis jetzt haben die Ereignisse dem Major Leutwein und der von ihm geübten Schonung in vollstem Maße Recht gegeben. Bewacht von einer kleinen Abtheilung der Schutztruppe unter Premierlieutenant v. Burgsdorff, der es außerordentlich verstanden hat, sich das Vertrauen des verschüchterten Völkchens zu erwerben, hat sich in Gibeon eine große Hottentotten-Niederlassung gebildet, deren Bewohner hoffentlich bald nach Ueberwindung der ersten wirthschaftlichen Schwierigkeiten zu dem ruhigen Leben des Ackerbauers und Viehzüchters zurückkehren werden. Leider scheint der lange strapazenreiche Krieg wie die politische Kraft des Volkes, so auch die physische Kraft des Führers gebrochen zu haben: Hendrik ist sehr gealtert und

kränkelt, so daß wohl in nicht allzu langer Zeit der Tod den Mann hinwegraffen wird, der als der letzte Hottentottenheld den deutschen Soldaten ein gefährlicher, achtenswerther Gegner war.

So war ein Feldzug beendet, welcher, schlecht vorbereitet und unglücklich begonnen, mit großer Energie zu Ende geführt worden ist, und dessen einzelne Waffenthaten zu den schönsten Lorbeeren um das deutsche Schwert gehören. Dank, Ehre und Ruhm sei denen, welche sie erworben haben, jetzt aber herrsche Friede in einem Lande, dessen Entwickelung ohne Frieden unmöglich ist, und des Blutvergießens sei es genug! Maßvoller Verstand und unbegrenztes Wohlwollen mögen so walten, daß der kriegerische Sinn und die Widersetzlichkeit der Eingeborenen sich zur bürgerlichen Arbeit und willigem Gehorsam umwandeln.

Wenn ich mit dem Ende dieses Krieges von meinen Lesern, denen ich nur noch meine Gedanken über die wirthschaftliche Zukunft des Landes entwickeln werde, Abschied nehme, so will ich ihnen noch einmal ans Herz legen, daß sie in Südwestafrika ein gesundes Land mit ewig blauem Himmel finden, dessen politische Verhältnisse unter verständiger Leitung einfache und friedliche sein werden, dessen klimatische und Bodenverhältnisse sehr aussichtsvolle sind, und welches geeignet ist, einem jeden fleißigen deutschen Manne eine liebe Heimath und eine sorgenfreie Existenz zu bieten.

Vierzehntes Kapitel.

Die wirthschaftliche Zukunft des Schutzgebietes.

Weltwirthschaftliche Bedeutung der Kolonien. — Die Gesellschaften in Deutsch-Südwestafrika. — Ein Vorschlag zur Besiedelungsfrage. — Gartenbau im Schutzgebiet. — Handel und Verkehr. — Die Rhede von Tsoachaubmund. — Eisenbahnbau. — Schlußbetrachtung.

Für alle Unternehmungen zum Zwecke der wirthschaftlichen Entwickelung von Deutsch-Südwestafrika müssen zwei Gesichtspunkte maßgebend sein, deren Beobachtung allein kolonialpolitischen Bestrebungen von weltwirthschaftlichem Standpunkt aus Werth verleiht. Nur wenige Kolonien sind so reich an natürlichen Produkten des Landes, daß sie allein durch ihre Ausfuhr dem Mutterlande Nutzen bringen. Die meisten Kolonien der europäischen Mächte auf fremdem Boden, besonders aber diejenigen in Afrika, die durch Bodenbeschaffenheit und durch die Eigenart der wirthschaftlich überaus selbständigen Negerbevölkerung eine ganz besondere Stellung einnehmen, haben nur dann Werth für das Mutterland, wenn sie im Stande sind, einerseits den Ueberschuß an Arbeitskraft, Bildung und Geld, der in der Regel der Heimath in fremde Erdtheile entgeht, aufzunehmen oder aber einen großen Export des Mutterlandes nach den Kolonien zu ermöglichen. Das Ziel einer verständigen Kolonialpolitik muß sein, nicht möglichst viel Produkte dem kolonisirten Lande zu entziehen, sondern allein dahin zu wirken, daß die Bevölkerung der Kolonie durch Abnahme europäischer Produkte einen Theil der durch die moderne Industrie ins Ungemessene gesteigerten Kulturlast trägt, die jetzt ganz auf den schwachen Schultern der in Europa landwirthschaftlich oder industriell produzirenden Stände ruht. Ist es möglich, dieses Ziel durch starke Einwanderung von

Europäern, die lebensfähig erstarkend eine Kaufkraft für die Erzeugnisse des heimathlichen Gewerbefleißes darstellen können, zu erreichen — um so besser; ist dies dagegen nicht angängig, so muß der eingeborene Bewohner des Landes durch Belehrung und, wo es Noth thut, auch durch gelinden Zwang zur Schaffung von Werthen angehalten werden, die, ohne durch ihre Konkurrenz die Verhältnisse des heimischen Marktes zu verschlechtern, zum Umtausch gegen europäische Produkte — nicht nur gegen Alkohol und Gewehre — geeignet sind.

Deutsch-Südwestafrika ist nun eins der Kolonialgebiete, welches nach beiden Gesichtspunkten hin zum Wohle des deutschen Mutterlandes zu verwerthen ist, welches in dem besitz- und erwerbfrohen Herero und dem gewandten Hottentotten einen Stamm kaufkräftiger eingeborener Bewohner besitzt und durch die außerordentliche Gunst der klimatischen Bedingungen auch zur Aufnahme europäischer Ansiedler befähigt ist. Alle meine Erfahrungen im Lande, alle die aufmerksamen Blicke, die ich in die Häuslichkeiten der jetzt im Lande ansässigen Deutschen, in das Hälbichsche Haus und in das traute Heim der Missionarfamilien gethan habe, haben mir die Ueberzeugung gebracht, daß Deutsch-Südwestafrika ein Land ist, welches dem deutschen Einwanderer die Möglichkeit läßt, im Schutze reinen Familienlebens, im Kreise fortpflanzungsfähiger Kinder deutsche Art zu wahren. Nicht nur das kraftvolle Mischvolk der Bastards, nein rein deutscher Stamm ist berufen, neben Damara, Herero und Hottentott dem Lande ein Segen, dem Mutterlande ein Vortheil zu werden.

Doch dies Alles wird niemals aus sich allein heraus erfolgen! Was unserem Lande Noth thut, ist neben Fleiß und Arbeitskraft und Kapital die weise Voraussicht, die auf Kenntniß der vom ihm gebotenen Lebensbedingungen begründete Ordnung der ersten Besitzverhältnisse, ist die verständige Wahl der Erwerbs- und Produktionszweige!

Dies führt mich nun zuerst zu einer rückschauenden Betrachtung, welche ich zu meinem lebhaften Bedauern nicht unterlassen kann, da sie, allerdings in negativem Sinne, mit der wirthschaftlichen Entwickelung des Schutzgebietes eng verknüpft ist. Seit der Erwerbung Südwestafrikas sind neben der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“ noch mehrere Gesellschaften, wie die Westafrikanische Kompagnie und das Goldsyndikat, alle deutschen Ursprungs, thätig gewesen, aber

letztere alle sind zu Grabe getragen worden, da ihr Kapital viel zu gering und das wenige unzweckmäßig angewendet worden war. So besitzt die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika seit nunmehr sechs Jahren große, allerdings meist unwirthliche Landstrecken und thut nichts, weder um Käufer anzulocken, noch um sich über ihren Besitz eingehend zu benachrichtigen, was natürlich schon in mehreren Fällen zu ihrem Nachtheile ausgefallen ist. Das Viehzuchtunternehmen, welches Herr E. Herrmann als ein Bevollmächtigter der Gesellschaft in ihrem Auftrage in Gr. Namaland auf gepachtetem Boden leitete, hatte einen sehr geringen wirthschaftlichen Werth und hat sich auch in sechs Jahren nicht über die ersten Anfänge erheben können, trotzdem das Reich einen Zuschuß von 50 000 Mark bewilligt hatte. — Im Gr. Namalande wirkt dagegen seit Langem das Kharaskoma Syndikat, welches von der Regierung große Konzessionen gegen gewisse Verpflichtungen erhalten hat. Das Syndikat hat schon sehr viel für die Mission und die Eingeborenen gethan, hat stets einen umsichtigen, mit Vollmachten versehenen Vertreter im Lande, arbeitet ehrlich und loyal und nimmt die Besiedelung in zweckmäßigster Weise in die Hand. Allerdings will es die Einwanderung von besseren Boeren begünstigen, aber es hat damit Recht, denn Deutsche haben sich eben noch nicht gemeldet, und der Werth sowohl als die Ausdehnung des Namalandes stehen hinter denen des Damaralandes zurück. Der einzige Fehler, den man an diesem Syndikate finden kann, ist der, daß es aus englischen Kapitalisten und Geschäftsführern besteht, aber es kennt wenigstens sein Objekt und arbeitet eifrig, und das ist ein Verdienst. — Die Siedelungsgesellschaft von Kl. Windhoek habe ich bereits an anderer Stelle genügend besprochen und habe auch die Gründung der Anglo-Deutschen South West Africa Company erwähnt, es bleibt mir also nur noch übrig, die weitere Geschichte dieser Gesellschaft zu erzählen. Alle großen Projekte, wie der Hafenbau, die Anlage der Eisenbahn nach Ottavi und der Abbau der Minen daselbst, sind fallen gelassen worden, und es scheint nur noch die Absicht zu bestehen, das Konzessionsgebiet von 13 000 qkm zu besiedeln, d. h. eigentlich nur zu verkaufen, denn es ist mir nichts bekannt von der Anwerbung von Kolonisten und von Dampfern, welche die Hinausschaffung derselben zu erleichtern bestimmt sind. Es erscheint mir zweifelhaft, ob diese anglodeutsche Gesellschaft von ihrem Recht, Eisenbahnen in Damaraland zu

bauen, Gebrauch machen wird, und ich möchte fast annehmen, daß sie sich nach Ablauf von vier Jahren für die Aufgebung der Konzession entscheiden wird. Immerhin hat diese Gesellschaft einiges Geld in das Land gebracht, sich die Kenntniß desselben erworben und dasjenige, was sie geleistet hat, mit Verstand geleistet. — Schließlich besteht eine Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft, welche Rechte im Bastardgebiet und im Lande östlich von Windhoek besitzt. Ihre Thätigkeit beschränkt sich vorläufig auf den Handel, und sie besitzt nur eine Geschäftsniederlassung an der Tsoachaub-Mündung. Ueber die neu gegründete Kaoko-Gesellschaft, welche anscheinend auch mit englischem Kapital arbeitet und den Nordwesten des Schutzgebietes besitzt, vermag ich nichts zu sagen, da dieselbe zu neuen Datums ist. Ebenso wenig kann ich mich über die Guano-Kompagnie auslassen, welche unter sehr günstigen Bedingungen Guanolager im Werthe von 30 Millionen Mark vor Kurzem von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika erworben hat. Ich bin nicht in der Lage, aus eigener Anschauung den Werth des genannten Objekts zu verbürgen, dagegen scheue ich mich nicht, denselben anzugeben, da er mir aus sehr zuverlässiger Quelle von Walfischbay zugegangen ist. Wenn dem aber so sein sollte, so bedauere ich aufrichtig, daß der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika dieser fette Bissen entgangen ist. — In Bezug auf die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika verkenne ich durchaus nicht, daß ihr die Hände insofern gebunden sind, als sie bemüht ist, ihren Besitz nicht zu zerstückeln, um ihn im Ganzen verkaufen zu können, aber ich muß diesen Umstand auf das Tiefste im Interesse des Schutzgebietes beklagen. Der Hauptfehler dieser Gesellschaft, der gar nicht scharf genug getadelt werden kann, besteht eben darin, daß sie, als die größte aller Kolonialgesellschaften, ihrem Geschäftsprinzip gemäß außer einer schwachen Betheiligung an dem Unternehmen in Kubub so gut wie gar nichts für die Erschließung ihres umfangreichen Besitzes gethan, sondern sich darauf beschränkt hat, den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, um diesen in großen Stücken an die verschiedensten Gesellschaften zu verschleudern, welche zudem meist ihren Schwerpunkt in England haben. Wenn, wie ich erfahren habe, die Gesellschaft fortan auch kleinere Parzellen zu verkaufen sich entschlossen hat, so wird hoffentlich diese Einsicht recht bald auf den Weg zur Besserung führen. Die Thätigkeit der Kaoko-Gesellschaft wird sich hoffentlich in günstigem Sinne entwickeln, wenn Herr Dr. Hartmann,

der zur Zeit mit sehr eingehenden Studien der Besiedelungsfrage in dem nördlichen Gebiete unserer Kolonie beschäftigt ist, seine durchgearbeiteten Vorschläge den von ihm vertretenen Gesellschaften und der Regierung unterbreitet haben wird.

Auch das Bergregal, dessen sich die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in ihrem ganzen Besitz erfreut, und welches noch gar keine Regelung erfahren hat, wirkt sehr hinderlich, und ich weiß von verschiedenen aussichtsvollen Funden, welche in Ermangelung einer Bergordnung nicht angemeldet werden, da gar keine Garantie für die Rechte des Finders geboten wird. Es wäre sehr wünschenswerth, daß diesem Zustand abgeholfen würde, denn selbst ein als Vertreter der Gesellschaft im Lande vorübergehend anwesender Gerichtsassessor vermag diesen Mangel nicht zu beseitigen und wird auch nur in den seltensten Fällen im Stande sein, den Werth eines Guanolagers oder eines Erzfundes abzuschätzen.

Wie also die Dinge zur Zeit liegen, vermag selbst der mit einem Kapital ausgerüstete Einwanderer von dem ganzen brach liegenden Boden nur eine Regierungsfarm in der Umgegend von Windhoek zu kaufen, alle anderen Paradiese sind ihm verschlossen, da entweder zu kleine Abschnitte gegeben, zu hohe Preise verlangt oder endlich gar nicht verkauft wird.

Ich habe bei der Besprechung des Unternehmens der Siedelungsgesellschaft von Kl. Windhoek begonnen, meine eigenen Ansichten über das, was im Interesse des Landes zu geschehen hat, auseinanderzusetzen. Meine Pläne gründen sich auf die Ueberzeugung, daß unser Schutzgebiet ein Land der Viehzucht ist und zwar, wohlgemerkt, ein Land der Viehzucht in großem Maßstabe. Eine Viehzucht im Kleinen lohnt sich deshalb nicht, weil schon bei guter Weide 10 ha für einen Kopf Rindvieh nöthig sind und außerdem vier volle Jahrgänge auf der Farm gehalten werden müssen, da selbst die besseren Rinderarten erst mit vier Jahren einen erträglichen Preis haben. Bei 150 Kühen und vier Jahrgängen des Nachwuchses wären also schon über 5000 ha an Weidefläche nöthig. Es sind aber 10 ha für den Kopf nur in guten Gegenden und bei mittlerem Regenfall zu rechnen, auf ein sogenanntes Sparfeld für schlechte Zeiten ist dabei noch keine Rücksicht genommen. Selbst in den guten Gegenden der Kapkolonie und in dem Oranje-Freistaat, wo Sommer- und Winterregen fallen, wird der obige Ansatz von 10 ha für ein Rind berechnet. Es erhellt also daraus, daß die zum Zweck

der Rentabilität betriebene Farmwirthschaft ausgedehnt betrieben werden muß. Ein zweiter Grund hierfür sind die wenigen vorhandenen natürlichen Wasserstellen, welche eine Ausnutzung der Weide für Kleinvieh, besonders für Wollschafe, gar nicht gestatten. Es muß daher auch auf diesen Zweig der Viehwirthschaft vorerst verzichtet werden, bis durch Sammelbecken, sogenannte Dämme, und durch Brunnen mehr Wasserstellen geschaffen worden sind. Wenn aber die Wollschafzucht in günstigen Gebieten schon jetzt betrieben werden soll, so muß auch dies in großem Maßstabe geschehen, denn nur dann wird sich die Wolle bei den ungeheuren Transportkosten, der Schwierigkeit der Wäsche und dem Nachtheil der Kletten und Dornen bezahlt machen.

Die Regelung des Besitzes im Lande, also der Modus des Landverkaufs durch die Gesellschaften und die Regierung, muß diesen Verhältnissen Rechnung tragen, wenn sie dem Lande und den Ansiedlern zum Segen werden will. Es sei mir gestattet, meine Ansichten hier weiter zu verfolgen und meine wirthschaftlichen Vorschläge in Zahlen auszudrücken. Ich thue dies nicht, ohne zu wissen, daß diese Zahlenangaben dehnbar sind, und daß Berechnungen häufig durch unvorhergesehene Faktoren gestört werden.

Unser Land ist groß und dünn bevölkert, so daß Raum genug für einige Tausend Großfarmer ist, deren einzelnen Besitz ich je nach der Dichtigkeit des Grases, der Güte der Kräuter und der Wahrscheinlichkeit des Regenfalles von 6000 bis 10 000 ha oder mehr bemessen will. Diese Farm ist das Eigenthum des Käufers, solange er die Abzahlungen leistet, welche im Ganzen zehn bis fünfzehn Jahre dauern werden, aber auf einen anderen Käufer übertragbar sind. Der Preis des Bodens ist heute gleich Null, da derselbe erst durch die darauf geleistete Arbeit und das darauf laufende Vieh seinen Werth erhält. Immerhin will ich einen Preis von 0,20 Mark bis zu 1 Mark pro Hektar annehmen; mehr als 1 Mark halte ich nur für Gartenboden und auf Wohnplätzen für berechtigt, niemals aber ist eine Forderung von 1 Mark für 1 ha als eine billige zu bezeichnen. Der Großfarmer wird nun sein Wasserbecken, den sogenannten Damm, anlegen, er wird eine vielleicht vorhandene Quelle öffnen und vertiefen und wird eine Tränkrinne für sein Vieh herstellen. Ferner gräbt er ein Stück Land zum Garten um, welcher, von Jahr zu Jahr erweitert, endlich aus einem Feld von zehn bis fünfzig Morgen bestehen mag. Sein Haus,

erst eine einfache Hütte, enthält nach mehreren Jahren schon Wohnräume, Schlafzimmer, Vorrathskammer und Küche. Der Farmer kennt allmählich jeden Fußbreit seines ganzen Besitzes, er weiß, für welche Art von Vieh sich die Weide eignet, welche Stellen im Boden noch Aussicht für die Gewinnung von Wasser bieten, und welche anbaufähig sind, kurz, er kennt den Werth seiner Farm und wird sich nun mit allem Eifer auf denjenigen Zweig der Wirthschaft werfen, welcher ihm am ertragsfähigsten scheint. Hand in Hand mit der Kenntniß des Mannes geht die Anlage von Obstgärten, Weinlauben, Pfirsich- und Feigenbäumen, und was Frau und Tochter sonst noch mit Verstand und Fleiß gepflanzt und großgezogen haben. Die große Viehzucht hört auf, die Wollschafzucht tritt an ihre Stelle, der Feldbau und die Gartenkultur werden die Hauptsache, die extensive Wirthschaft hört auf, und die intensive beginnt. Jetzt sind nicht mehr 10 000, auch nicht mehr 6000 ha nöthig, sondern 2000 bis 3000 ha genügen, der Großfarmer theilt sein Land auf und verkauft den größeren Theil desselben.

Einen Preis für dieses zu verkaufende Land zu bestimmen, ist unmöglich, aber es ist kein Zweifel, daß das Land einen Werth haben wird, welcher sich nach der darauf geleisteten Arbeit und dem bereits bekannten Ertrag desjenigen Theils richtet, welchen der Farmer für sich behält. Als Ausgangspunkt der farmerischen Volkswirthschaft nehme ich den denkbar geringsten Preis und die kleinsten Abzahlungen an, damit der beginnende Farmer möglichst viel Kapital in den wichtigsten Faktor der südafrikanischen Wirthschaft, in die Viehherde, stecken kann. Auch die Abzahlungen müssen gerade zuerst sehr gering sein, damit auch ein Mann, welcher mit 2000 bis 3000 Mark in Afrika landet, in der Lage ist, bei großer Einfachheit des eigenen Lebens sich in fünf Jahren eine hundertköpfige Kuhherde zu sammeln. Das beste Material unserer deutschen Auswanderer sind die Söhne der kleinen Grundbesitzer, welche wegen der heimathlichen Wirthschaftsverhältnisse nicht wiederum freie Besitzer werden können und deshalb in fremden Erdtheilen dieses freie Eigenthum suchen, welchem sie durch ihrer Hände Arbeit einen Werth verleihen. Diese Leute gehen oft mit einem Kapital von einem bis zu mehreren tausend Thalern in die Welt, sie sind das beste und deutscheste Material, welches wir besitzen, und sie müssen für unsere Kolonien nutzbar gemacht werden. Es genügt aber durchaus nicht, daß man erwartet, daß diese Leute sich nach Südwestafrika wenden, sondern es ist

die heilige Pflicht einer jeden Gesellschaft, welche Land in Südwestafrika besitzt, die Verkaufsbedingungen so zu stellen, daß das oben genannte Material in der Kolonie wirthschaftlich lebensfähig wird. Wenn wir uns in der Heimath bemühen, morsche Gesellschaftsklassen gesetzgeberisch zu stützen, warum sollte nicht Jung-Deutschland in seinen Kolonien versuchen, den in der Heimath zertrümmerten Mittelstand des Kleinbesitzers dort draußen zu einer starken Gesellschaftsklasse zu machen, welche als Trägerin des wirthschaftlichen Wohlstandes dort die erste und einzige sein und bleiben wird. Deshalb sei es noch einmal gesagt, daß die Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwickelung Südwestafrikas darin liegen, daß man die Ansiedelungsverhältnisse genau so gestaltet, daß die werthvollsten Elemente der deutschen Auswanderung in unserer Kolonie lebensfähig sind. Jede Caritas soll dabei ausgeschlossen sein, denn diese gebrauchen wir bei den faulenden Zuständen unserer heimathlichen Großstädte genug; dieselbe hat aber bei der Gründung eines jungen Staates nichts zu schaffen! Hier weht ein frischerer Wind, und auf der Fahne steht geschrieben: Berechnung!

Ich huldige mit dem Bismarck Südafrikas, Cecil Rhodes, dem Grundsatz, welchen er vor wenigen Jahren als Minister im Kap-Parlamente aussprach: „Von einer Politik der Kapkolonie will ich nichts wissen. Es handelt sich in Südafrika nur um eins, nämlich, ob es sich lohnt (if it pays)!“ Rhodes ist allerdings nur ein Geldmann, aber er hat ideale Ziele, und seine Kolonisation von Mashonaland, seine Besiegung der Matabeles und seine Centralisation der Diamantminen von Kimberley sind geniale Thaten, die ihn als Politiker und Feldherrn ebenso groß wie als Finanzmann erscheinen lassen. Wohl hat Rhodes in nicht ganz zwei Jahren vierzig Millionen Mark für Mashonaland verausgabt, aber er hatte auch noch vor Ablauf derselben 2000 Einwohner, mehrere kleine Städte, Militärforts, Telegraphenverbindung mit Kapstadt und einen so wohl vorbereiteten Krieg geschaffen, daß es dem Administrator, Dr. Jameson, gelang, die 7000 Zulu-Krieger des Matabele-Königs, Lobengula, vom August bis November 1893 zu vernichten und den Frieden herzustellen. Die Einnahmen des Landes mit monatlich 30 000 bis 40 000 Mark deckten die Verwaltungskosten und wurden aus Schürfscheinen, Platz- und Wegegeldern und Gewerbescheinen gewonnen, während Rhodes seinen Aktionären noch eine reiche Dividende daraus verspricht, daß er für die Gesellschaft das erste claim (Schürf-

stelle) nächst jedem Fundorte von Mineralien reservirt hat. Er behauptet, daß Transvaal ungeheure Schätze gesammelt haben würde, wenn es nach diesem Grundsatz verfahren wäre. Auch die Bedingungen Rhodes' für den Landerwerb in Mashonaland sind sehr günstige, und man kann für eine jährliche Grundrente von 120 Mark der freie Besitzer von 3000 ha werden, wobei die Grundrente am Boden und nicht an der Person haftet, die Gegenleistung aber in der Bearbeitung des Bodens, in Wasseranlagen und im Halten einer Viehherde besteht. Der Boden in Mashonaland soll vielfach in großem Maßstabe kulturfähig und reichlich bewässert sein.

In derselben Weise wie die Britische Südafrikanische Kompagnie des Herrn Rhodes — und aus diesem Grunde habe ich dies Beispiel ausgeführt — könnten auch die in Südwestafrika Land besitzenden Gesellschaften erstens zu Ansiedlern und zweitens zu einer Dividende kommen. Wie uns England gelehrt hat, bringen die Kapitalien, welche man in jungen Kolonien anlegt, nicht bald Zinsen, aber bei richtiger Berechnung bringen sie in späterer Zeit, in the long run, wie der Engländer sagt, sehr bedeutende Zinsen. Ich schlage also den Landeigenthümerinnen in Südwestafrika das folgende System vor. Alles Land wird in großen Farmen nach Wahl der Liebhaber, sowohl in Bezug auf Größe als Lage, für eine bestimmte jährliche Grundrente, welche sich nach der Güte der Weide richtet und 5 Pfennige für den Hektar nicht übersteigen darf, aufgetheilt. Jeder Inhaber einer Farm ist freier Besitzer, und die Grundrente haftet an der Farm. Ebenso haftet aber an der Farm das Recht der Gesellschaft, welche die erste Besitzerin war, nach zehn Jahren vom Tage der ersten Auflassung ab die Hälfte der ganzen Farm zum meistbietenden Verkauf zu stellen. Der zu verkaufende Theil wird von dem bisherigen Besitzer selbst bestimmt, muß aber die Hälfte seines Areals betragen. Der erzielte Preis gehört zur Hälfte der Gesellschaft, zur anderen dem bisherigen Besitzer, was nur billig erscheinen muß, da der Werth der Farm in der von ihm selbst geleisteten Arbeit besteht. Von diesem Zeitpunkt ab ist der erste Inhaber der ganzen Farm auch freier Besitzer seiner Hälfte und wird wohl in den meisten Fällen sich bemühen, auch die zweite Hälfte käuflich zu erwerben. Als Beispiel gebe ich die nachstehende Berechnung:

Eine Gesellschaft besitzt 1 000 000 ha, welche in 100 Farmen zu 10 000 ha aufgetheilt sind. Die Gesellschaft hat dieses Land umsonst

erhalten oder nur ganz geringe Ausgaben dafür gehabt, welche ich auf 50 000 Mark veranschlagen will. Ihre weiteren Ausgaben sind:

	50 000	Mark
1 Beamter, 10 Jahre à 10 000 Mark . .	100 000	=
100 Farmen vermessen	100 000	=
	250 000	Mark

Die Einnahmen der Gesellschaft werden sein:

Rente von 100 Farmen à 200 Mark jährlich auf 10 Jahre	200 000	Mark
Verkauf des halben Areals = 500 000 ha à 1 Mark, zur Hälfte an die Gesellschaft gehend	250 000	=
	450 000	Mark.

Es ergiebt sich bei einer Verzinsung von 200 000 Mark Anlagekapital zu 5 % auf zehn Jahre eine Totalausgabe der Gesellschaft von 350 000 Mark und ein Ueberschuß von 100 000 Mark, so daß bei einer Verzinsung zu 5 % das Kapital nach zehn Jahren sich außerdem um 25 % vermehrt hat. Der zu erzielende Kaufpreis von 1 Mark für den Hektar ist nach zehnjähriger Arbeit und bei einigermaßen günstiger Entwickelung der Kolonie sehr gering bemessen, ja es ist sogar der Preis, welcher heute schon vielfach verlangt wird, aber welcher zur Zeit noch viel zu hoch ist. Hat eine Gesellschaft erheblich mehr Auslagen für ihren Grund und Boden gehabt als die oben angeführten 50 000 Mark, so hat sie falsch kalkulirt, und ich kann sie nur bedauern. Jung-Deutschland kann aber verlangen, daß diese Gesellschaft sich nicht an den Kolonisten für ihre Unkenntniß bezahlt macht oder die Einwanderung durch hohe Preise aufhält. Einen Rath kann ich diesen Gesellschaften aber geben! Wenn ihr Voranschlag keinen Profit aufweist, dann sollen sie noch mehr Kapital in Wasseranlagen, Wegebesserungen und ähnliche Unternehmungen stecken, welche den Werth ihres Bodens erhöhen und kapitalkräftige Ansiedler anlocken. Zur Begründung dessen noch ein englisches Beispiel! Sir Donald Currie, ein reicher englischer Rheder, hatte den Robert Lewis im Damaraland nach und nach mit 200 000 Mark unterstützt, sandte jedoch, als Lewis ausgewiesen und damit Curries Geld verloren war, eine Expedition zur Untersuchung der Kupferminen bei Ottavi und trat später mit nochmals 300 000 Mark

in die neugebildete South West Africa Company ein, Alles, um sein erstes Geld wiederzugewinnen!

Würden die landbesitzenden Gesellschaften ihren wahren Vortheil erkennen, so würden sie durch sachliche Litteratur, durch Reklame, billige Schiffsverbindung, freie Beförderung der Ansiedler an ihren Bestimmungsort und Ausrüstung derselben mit Werkzeug, Sämereien und Vieh, welches die Gesellschaften vorher von den Hereros eingehandelt haben, das Land bevölkern, Handel und Wandel beleben und dadurch, daß sie ihr Kapital an allen Unternehmungen betheiligen, einen sehr guten Verdienst machen. Wenn man aber die Arbeitskosten für seinen Garten scheut, kann man sich nicht wundern, wenn derselbe nichts trägt. Die Hauptsache bleibt die wirthschaftlich lebensfähige Lage des Einwanderers. Es ist dabei vollkommen gleichgültig, ob der Mann seine 10000 ha ohne einen Pfennig augenblicklicher Gegenleistung bezieht, solange er das Areal wirklich erhält und vorerst durch Lasten nicht bedrückt wird; dann wird er sich mit Fleiß und Sparsamkeit immer zum wohlhabenden Manne machen können. Geben wir den jungen Einwanderern günstige Lebensbedingungen, und wir werden ein junges und starkes Deutschland auf südafrikanischem Boden erstehen sehen, welches dem Mutterlande ein dankbares Kind sein wird. Die Verpflanzung heimathlichen Proletariats nach unseren Kolonien ist keine wirthschaftliche That zu nennen, dagegen ist die Schaffung eines lebensfähigen Staates aus Elementen, welche vorher ein Proletariat waren, eine soziale und wirthschaftliche Großthat. Die derzeitigen Einwanderer des Schutzgebietes gehören leider mit sehr geringen Ausnahmen der von mir als Proletariat bezeichneten Klasse an, denn nur wenige haben große Farmen, während die Mehrzahl ein Handwerk betreibt und ganz unproduktiv ist. Der Rinderhandel mit den Hereros ist gering und ernährt nur einige Händler, das ganze übrige Land lebt von den Ausgaben der Regierung, hauptsächlich der Schutztruppe, welche mit den Gehältern und Löhnen, dem Fleischbedarf und sonstigen vom Inlande bezogenen Bedürfnissen eine Kaufkraft von einer Million Mark jährlich darstellt. Die ganze Einfuhr ist ebenso bis jetzt auf Rechnung der Regierungsbestellungen zu setzen. Das Alles ist kein wirthschaftliches Leben zu nennen, und dieser Stagnation könnten die Land besitzenden Gesellschaften leicht abhelfen. Es ist auch nicht zu viel verlangt, daß das Land billig verkauft werden soll, denn die Besitzer haben es ja geschenkt erhalten oder für ein Butterbrot von

den Eingeborenen gekauft und haben seitdem nur sehr geringe Ausgaben dafür gehabt. Südwestafrika ist reich genug, um schon jetzt seine Regierung selbst zu erhalten, aber eine Menge mittelloser Einwanderer und thatenlose Gesellschaften außerdem zu ernähren, dazu ist es zu arm.

Nachdem ich im Vorstehenden die Bedingungen besprochen habe, unter denen zur Zeit die Besiedelung von Südwestafrika in die Hand genommen werden müßte, will ich in dem Folgenden zeigen, welchem Ziel wir in der ferneren Zukunft zusteuern wollen. Ich komme damit auf die Aussichten des Ackerbaues.

Zur Zeit ist das Schutzgebiet nur fähig, einigen Tausenden eine Heimath und Lebensunterhalt zu bieten, da es durch Eingeborene, Jäger und Händler verwüstet und seiner ursprünglichen Lebenskraft beraubt worden ist. Es ist zur Zeit nur ein Viehzuchtsland, aber seine Entwickelung zum Ackerbauland oder vielmehr zu der höchsten Form der Bodenverwerthung, zum Gartenbau, ist außerordentlich aussichtsvoll. Bei den ungemein günstigen klimatischen Verhältnissen würden Südfrüchte, Wein, Gemüse, Tabak und Baumwolle leicht und üppig gedeihen, aber, wie man sagt, steht der geringe Regenfall hier hindernd gegenüber. Allerdings ist es wahr, daß der Regen gering und unregelmäßig fällt, ja daß er oft für ein ganzes Jahr aussetzt, aber trotzdem fließen fast alljährlich ungeheure Wassermassen zu Thale und entführen vegetabilische und animalische Stoffe und guten Boden und schwemmen an anderen Stellen nur Sand und Gerölle an. Es muß unsere Aufgabe sein, diese zerstörenden Kräfte der nutzlos enteilenden Gewässer durch Sammlung derselben zu entwaffnen und dem Lande dienstbar zu machen. Das Regenwasser, welches seinen Weg durch die Flußbetten nimmt, muß durch Rinnen und Dämme in große ausgemauerte Sammelbecken geleitet werden, um von dort aus zur Berieselung der darunter liegenden Gebiete verwendet zu werden. Die sanften Uferhänge des Tsoachaub, des Omaruru, des Ugab, des Omuramba Omatako und des Fischflusses im Namalande eignen sich fast im ganzen Laufe dieser Flüsse ungemein für solche Anlagen, und die begleitenden Höhenzüge erleichtern die Führung des Wassers und werden große Strecken zu beiden Seiten der Rinnen für die Bewässerung brauchbar machen. Das Gefälle der Flüsse ist ein sehr bedeutendes; z. B. fällt der Tsoachaub von Windhoek bis zur Küste auf ungefähr 350 km 1000 m. Was die Ueberschwemmungsgebiete des Kunene und Okavango betrifft, so herrscht dort bereits ein

tropisches Klima, welches die Kultur von Reis, Kaffee und der Kautschukliane gestattet, und die Heranziehung dieser Flüsse zur Bewässerung soll unschwer zu bewerkstelligen sein, wie mir langjährige Kenner jener Gegenden gesagt haben. Da wir jedoch nur das eine Ufer dieser Flüsse besitzen und die Gegend uns vorerst fern liegt, so empfiehlt es sich für uns, sich mit dem eigentlichen Damaraland zu beschäftigen. Auf dem linken Ufer des Oranje-Flusses sind bereits von mehreren Dorfgemeinden solche Ableitungen des Flusses zum Zwecke künstlicher Bewässerungen mit wenig Mitteln und gutem Erfolge gemacht worden. Diese Anlagen waren aber nur Ableitungsrinnen, welche eben nur dann verwendbar sind, wenn der Fluß Wasser führt, was bei dem Oranje immer der Fall ist. Für Damaraland, wo die Flüsse nur zur Regenzeit und auch dann nur für Tage und Wochen fließen, genügt diese Einrichtung nicht, sondern es müssen große Sammelbecken von dauerhaftester Beschaffenheit hergestellt werden, damit die Ernte von dem unregelmäßigen Regenfall unabhängig gemacht wird und die ganze Gunst des Klimas ausgenutzt werden kann. Man wird mir entgegenhalten, daß solche Anlagen ungeheure Kosten verursachen werden, und man hat Recht damit, es kommt aber gar nicht darauf an, ob ein Unternehmen zehn Mark oder eine Milliarde kostet, sondern nur darauf kommt es an, ob das angelegte Kapital Zinsen bringt, ob es sich bezahlt macht, wie der Engländer sagt.

In kolonialen Sachen ist die Berechnung die Hauptsache, und jede Phantasterei, jede Idealität oder Wohlthätigkeit ist nicht am Platze. Ich glaube aber, und mit mir alle Leute, welche Südwestafrika kennen, daß ein künstliches Bewässerungssystem so viele Flächen nutzbar machen und so werthvolle Kulturen gestatten würde, daß es sich reichlich bezahlt machen würde. Damit wäre ich auch wieder bei dem Ausgangspunkt meiner Kolonisationsidee, nämlich der dichten Besiedelung, angekommen. Ein Garten von einem Hektar oder einem halben Hektar, in welchem Wein, Früchte, Gemüse und ein guter Tabak mit Sicherheit das ganze Jahr über gedeihen, wird, wenn die Verhältnisse des Landes in besseren Bahnen sich bewegen und eine größere Besiedelung stattgefunden hat, eine zahlreiche Familie nicht nur ernähren, sondern auch langsam wohlhabend machen. Die Erzeugnisse der Gartenkultur würden wie am Kap, in Australien und Kalifornien als Kompots und sogenannte Jams, welche in kleinen Blechbüchsen zu 25 bis 50 Pfennigen selbst auf dem einfachsten englischen Frühstückstisch zu finden sind und einen sehr guten

Bestandtheil der Volksernährung ausmachen, verarbeitet werden. Auch frisches Obst wird schon vom Kap im Winter nach England gebracht, und durch noch schnellere Schiffsverbindung wird sich dieser Zweig der Ausfuhr bedeutend erweitern lassen. Mandeln und Apfelsinen, Datteln und Bananen gedeihen in den weniger hoch liegenden Strichen vorzüglich. Der südafrikanische Tabak ist von sehr guter Beschaffenheit und nur deshalb wenig bekannt, da er ausschließlich im Lande verbraucht wird. Er hat hier einen viel besseren Preis als alle amerikanischen Tabake und wird von allen Europäern geraucht. Die Flußthäler im Damaraland und die nördlicheren Gebiete bei Ottavi und Grootfontein sind nach den Aussagen Sachverständiger zur Kultur des Kaffeebaums und die Thäler des Okavango und Kunene zum Anbau des Theestrauchs wohlgeeignet, und Baumwolle würde im ganzen Damaraland reifen, wie das bereits im Ovambolande durch den Missionar Rautanen bewiesen worden ist. Ich sehe daher bei einer zweckmäßigen Bearbeitung von Südwestafrika einer Ausfuhr an Südfrüchten und Gartenprodukten, von Tabak und Baumwolle, von Kaffee und Thee, von Reis und Wolle, von Kautschuk, Straußfedern und Elfenbein, von Fellen und Hörnern, von Häuten und Leder, von Fleisch und Fleischkonserven und endlich von Brotfrüchten in beschränktem Maße und nur zur Deckung des im übrigen Südafrika vorhandenen Bedarfs entgegen. Ob die Erträgnisse der Fischerei lohnen werden, ist zweifelhaft, ebenso wie die Gewinnung von Edelmetallen und Edelsteinen, und es ist sicher, daß der Robbenschlag und die Ausnutzung von Guanolagern nur einen vorübergehenden Werth besitzen. Die Zeit, wo alle diese Faktoren ein wirthschaftlich starkes Südwestafrika schaffen werden, liegt mindestens noch ein Jahrzehnt vor uns, aber es ist unrecht, von der Werthlosigkeit des Landes zu sprechen, ohne sich seine mögliche Zukunft vor Augen zu führen. Jetzt ist das Schutzgebiet in gewisser Beziehung allerdings werthlos, da seine Kräfte schlummern und erst darauf warten, durch Kapital und Arbeit geweckt zu werden.

Der heutige Werth des Landes beruht ausschließlich in seiner Weide, und auch diese erfüllt nur ihren Zweck im Hererolande und bei den Bastards, wo dieselbe von Vieh belaufen wird. Die Letzteren sind nur arm, da fortgesetzte Kriegszeiten ihre Habe an der Vermehrung gehindert haben, dagegen sind die Hereros sehr reich zu nennen, denn sie besitzen nicht nur, sondern sie vermehren auch diesen Besitz. Wenn man

die Rinderherden der Hereros auf eine Million Köpfe veranschlagt, so mag das ziemlich hoch gegriffen sein, aber es ist sicher, daß sie reich sind, und daß einzelne Leute bis zu 50 000 Rinder besitzen, was einem Vermögen von zwei Millionen Mark und einer Einnahme von 400 000 Mark entsprechen würde. Kambazembi schenkte seinem Sohne Salatiel 20 Posten, welche ungefähr 6000 Rinder zählten, und Kambazembi hat sehr viele Kinder. Die Hereros betreiben die Viehzucht wenig rationell und nutzen ihre Weide schlecht aus, denn sie haben die Gewohnheit, alte Ochsen über Gebühr zu konserviren, wodurch in dürren Zeiten der Nachwuchs leidet und eingeht, während die riesigen alten Ochsen nutzlos an Fett zunehmen. Bei zweckmäßiger Ausnutzung des Landes und bei Schaffung von mehr Wasserstellen würde das Areal, welches zur Zeit von den Hereros benutzt wird, das Zehnfache ernähren und viel mehr Rinder in den Handel bringen, als jetzt der Fall ist. Die Besitzvertheilung unter den Hereros ist eine für den Handel sehr unzweckmäßige, da ein Mann wohl 10 000 Rinder besitzen kann, aber eben nur Bedürfnisse für Einen hat, denn er lebt nicht besser als der Arme. Es ist zu hoffen, daß die Kultur und hauptsächlich die Mission in diese Sitte Bresche legen werden.

Alsdann werden auch dem Handel, der jetzt sehr danieder liegt, wieder bessere Zeiten erstehen. Die Hereros sind durch die Geschenke der nach werthvollen Konzessionen jagenden Reisenden und durch die Großmuth der Elefanten- und Straußjäger verwöhnt worden. In früheren Jahren haben sie noch willig hohe Preise für Gewehre und Munition gezahlt, diese Zeiten sind aber vorüber, denn das Wild ist verjagt und die Regierung hat den Waffenhandel untersagt. Es bleibt somit jetzt nur ein Kleinhandel mit Kleidungsstücken und anderen minderwerthigen Bedarfsgegenständen übrig, welcher selbst in den besten Jahren kaum 5000 Rinder aus Damaraland zieht. In den Jahren 1890 und 1891 gingen fast 20 000 Rinder aus dem Lande, aber diese waren der Ertrag von fünfjährigem Handel, welcher damals mit Waffen schwunghaft betrieben wurde. Jetzt werden wohl kaum 3000 Rinder jährlich von den Damaras verkauft, und diese machen mit annähernd 10 000 geschlachteten Stücken, welche nach den ausgeführten Häuten berechnet werden können, den jährlichen Absatz der Hereros aus. Die zur Zeit gängigen Waaren sind fertige Hemden, Hosen, Jacken und Westen, ferner Hüte, Schnürstiefel, Decken, Kleiderzeuge, Kattun, baum-

wollene und seidene Tücher und Schürzen, Umschlagtücher für Frauen, Pfeifen, Messer, Löffel, Eimer, Spaten, Beile und Aexte, Kochtöpfe, blechernes Eßgeschirr und einige Lebensmittel, wie Kaffee, Reis, Mehl, Zucker, und endlich der amerikanische Plattentabak. Alle diese Gegenstände müssen von bester Qualität und von einfachen, ruhigen Farbenmustern sein und werden in ganz bestimmter Auswahl gefordert, so daß es dringend anempfohlen werden muß, sich vor dem Einkauf genau zu erkundigen. Die Preise für das Vieh schwanken unter den Hereros von zwanzig bis sechzig Mark für den Ochsen und von drei bis acht Mark für das Schaf oder die Ziege und werden in Geld gefordert, aber in Waaren gezahlt, so daß der Händler durch Erhöhung seiner Preise noch billiger einzukaufen vermag. Im Allgemeinen giebt es für eine Decke, eine Hose oder eine gute Jacke oder einen Ballen Corduroy einen vier- bis fünfjährigen Ochsen. Unter Europäern schwankt der Preis eines vier- bis sechsjährigen Ochsen von vierzig bis achtzig Mark baar, während Zugochsen noch mehr kosten, so daß man ein Gespann von zwanzig guten Ochsen auf fast 2000 Mark berechnen kann. Der Absatz des eingehandelten Viehs wurde bis zu erheblicher Verstärkung der Schutztruppe auf den Diamantfeldern von Kimberley und den Goldfeldern des Transvaal gesucht und gut gefunden, seitdem verbraucht wohl das Land alles Vieh selbst, und man braucht sich wirklich gar keine Gedanken darüber zu machen, welchen Markt der Viehzüchter später haben wird, denn wenn große Mengen von Vieh vorhanden sind, wird sich auch ein Käufer finden. Bereits 1892 machte eine amerikanische Vereinigung den Vorschlag, eine Schlächterei mit fünf Millionen Mark anzulegen, nahm aber später hiervon Abstand, da sie mit jährlich 30 000 Rindern den Anfang machen wollte und keiner der im Lande thätigen Händler glaubte, daß mehr als vielleicht 5000 Stück zu haben sein würden.

Die Haupteinfuhr in das Schutzgebiet geht über den englischen Hafen von Walfischbay und betrug in den Jahren 1891 und 1892 an 300 000 bezw. 600 000 Mark, während die Ausfuhr sich niemals über 200 000 Mark erhob. Seitdem hat die Einfuhr mit dem Bedürfniß der Regierung zugenommen, aber auch nur durch dieses. Der Hafen von Angra Pequena ist nur als Theilhafen für Namaland zu rechnen und wegen seiner schlechten Verbindung und dem Mangel an Süßwasser fast unbrauchbar. Es hat daher die Landungsstelle vor der Mündung

des Tsoachaub die centrale Lage an der Küstenlinie, reichliches Süßwasser und sehr gute Verbindung mit dem Hinterland vor allen anderen Küstenplätzen voraus. Allerdings ist am Tsoachaub nur eine offene Rhede vorhanden, welche jahraus und jahrein einem starken Südwester oder nicht minder starken Nordwinden ausgesetzt ist; dazu kommen große Riffe, die der Küste vorgelagert sind, böse Sandstürme und monatelange, undurchdringliche Nebel. Trotz alledem ist das Einnehmen und Löschen von Ladungen möglich, wenn man mit der Zeit nicht zu geizen hat. Für den geringen derzeitigen Verkehr des Schutzgebietes genügt die Leistung der Landungsstelle am Tsoachaub durchaus, in der ferneren Zukunft werden jedoch große Anlagen nöthig sein, um dem gesteigerten Verkehr und der Art dieses Verkehrs gerecht zu werden. Man behauptet vielfach, daß die Landungsschwierigkeiten an der afrikanischen Westküste größere wären als vor der Tsoachaub-Mündung, und hat daraus geschlossen, daß dieselbe primitive Art, die Ladung zu löschen, genügen würde. Das muß ich als einen Trugschluß bezeichnen, denn an der Guinea-Küste werden sehr minderwerthige heimathliche Erzeugnisse gegen ungeheuer werthvolle Artikel eingetauscht, welche dauerhaft sind und jederzeit in Europa ihren Markt haben. Südwestafrika wird hingegen die Bedürfnisse einer zwar wohlhabenden, aber durchaus nicht reichen weißen Bevölkerung einführen und nur solche Erzeugnisse des Landes auf den europäischen Markt bringen, welche sowohl billige, als schnelle Beförderung dringend verlangen, um überhaupt konkurrenzfähig zu sein. Die Rhede vor dem Tsoachaub muß also den Anforderungen entsprechen, welche wir an einen europäischen Handelshafen stellen, wenn sie dem Lande nützlich sein soll. Die Kosten der benöthigten Anlagen, wie eines Landungsstegs von 200 m Länge, von Dampfkrähnen und kleinen Schienensträngen werden ungeheure sein, aber bei der Frage, ob sie anzulegen wären oder nicht, handelt es sich eben wieder nur darum, if it pays. Die beste Hafeneinrichtung, welche die kleinsten Abgaben nimmt, wird den Verkehr am meisten beleben und den Schmuggel am besten unterbinden, ebenso wie sie die Zollunkosten sehr verringert. In der Zukunft genügt auch ein bloßer Anschluß an die westafrikanische Woermann-Linie und ein vierteljährlicher Verkehr dieser Schiffe nicht, denn ehe Südwestafrika nicht ebenso gut mit Hamburg wie mit Kapstadt und London verbunden ist, wird auch der Bezug von Waaren von diesen letztgenannten Plätzen nicht aufhören. Es ist hier eine monatliche Verbindung mit 25- bis 30tägiger

Fahrzeit unerläßlich, um den Handel durch deutsche Kanäle zu leiten, und zwar sollte damit bald begonnen werden, sonst nehmen die sehr eifrigen und zuvorkommenden englisch-südafrikanischen Linien den Platz ein, welcher jetzt noch für die deutschen offen ist. — Als Schlußfolgerung dieser ganzen Betrachtung wäre also zu sagen, daß die offene Rhede vor der Tsoachaub-Mündung mit ihren derzeitigen Einrichtungen den sehr geringen jetzigen Anforderungen des Schutzgebietes durchaus genügt, daß sie ein guter Hafen niemals werden wird, aber mit großen Mitteln so gestaltet werden kann, daß sie im Stande ist, den voraussichtlichen großen Verkehr zu bewältigen. Mit kleinen Mitteln ist hier gar nichts zu machen, und man behält besser die Groschen in der Tasche, bis man die Goldstücke nutzbringend anlegen kann.

Durch die Vermessungen der South West Africa Company wurde festgestellt, daß sich dem Bau von Eisenbahnen keine natürlichen Hindernisse entgegenstellen, jedoch würden solche Anlagen wegen der ungeheuren Entfernungen sehr kostspielig werden und sich nur dann bezahlt machen, wenn eine starke Einfuhr und Ausfuhr ihnen genügende Arbeit geben würde. Dieses ist zur Zeit nicht der Fall, und alle vorhandenen Erzlager können eine Bahnverbindung mit der Küste allein nicht tragen. Diese Erzlager sind im Khus-Gebirge, bei Windhoek und Rehoboth und an vielen anderen Stellen mit Gold, Silber, Kupfer und Asbest vorhanden, aber immer sind es nur Nester, welche einen dauernden Ertrag nicht versprechen. Würde eine Bahnlinie in das Herz des Landes führen, so wären alle anderen Unternehmungen in der Lage, sich anzuschließen und dadurch billiger zu arbeiten. Da ich die Zeit für eine breitspurige Bahn noch nicht für gekommen erachte, so möchte ich eine von Ochsen gezogene Trambahn zur sofortigen Anlage empfehlen. Bei den hohen Frachtpreisen von zehn bezw. sechzehn Mark für 100 kg von der Küste bis Omaruru und Otjimbingue bezw. Windhoek würde sich dieselbe schon jetzt bezahlt machen. Eine Verbesserung der Hauptverkehrsstraßen ist bisher nur in der einfachsten Weise zwischen der Küste und Windhoek vorgenommen worden, könnte aber mit der Anlage der Trambahn in einer für den Verkehr viel förderlicheren Art Hand in Hand gehen.

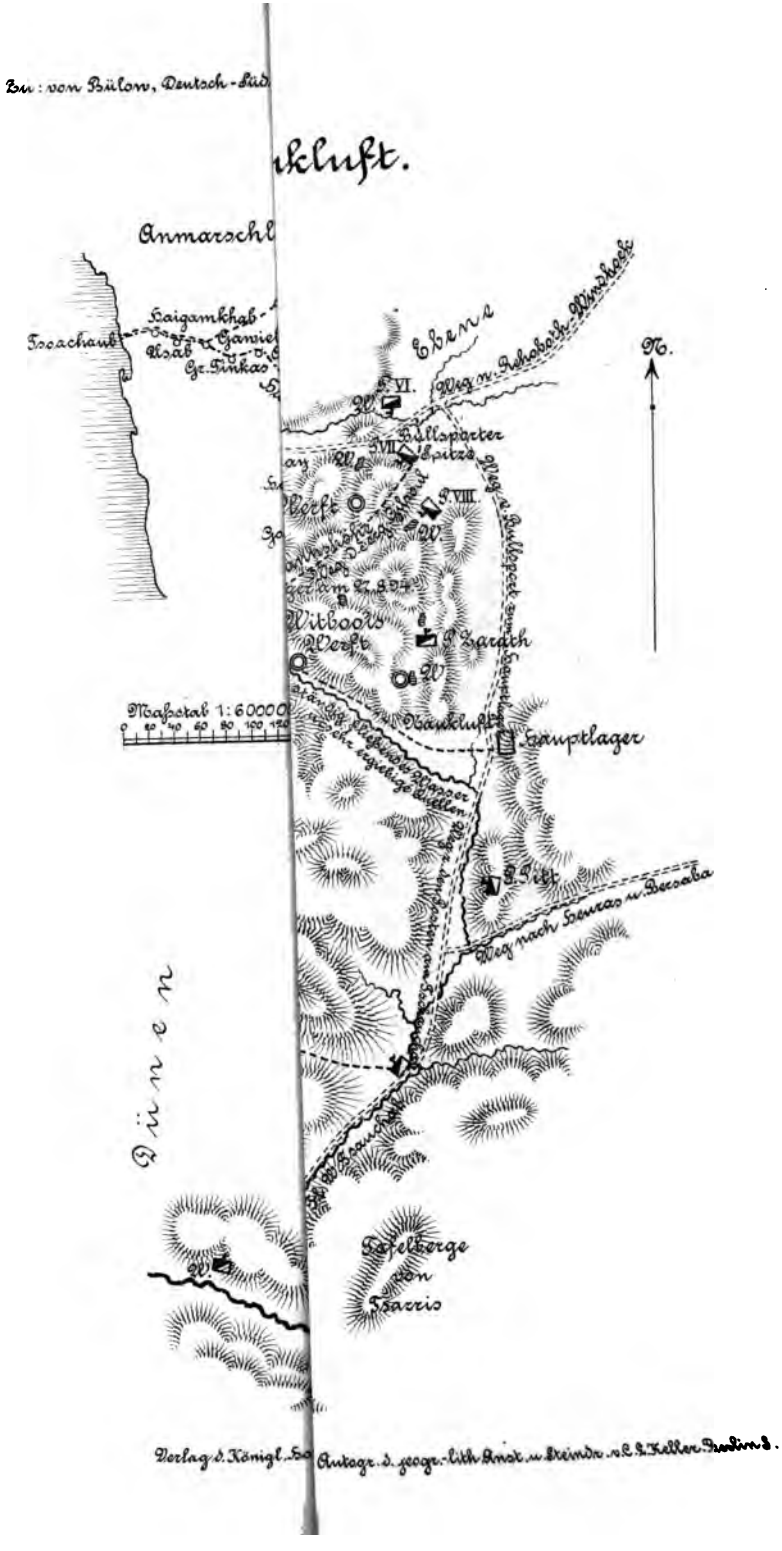
Die Verwaltung des Landes liegt neuerdings in den Händen des Majors Leutwein, welcher Verständniß für die Bedürfnisse der Kolonie, maßvolles Wesen und ein großes Wohlwollen hat, es versteht, den

billigen Wünschen der Weißen und Eingeborenen gerecht zu werden und widerstreitende Interessen zu überbrücken, so daß man mit vollem Vertrauen in dieser Beziehung in die Zukunft blicken kann.

Es kann aber nicht genug davor gewarnt werden, daß Beamte und Offiziere mit der dem preußischen Landrath zugeschriebenen Absicht, die Kolonie auf den Schwung zu bringen, herauskommen. Das Resultat pflegt nur zu sein, daß in kürzester Zeit alle Leute vor den Kopf gestoßen werden und eine Menge von Verordnungen erlassen sind, welche als unzweckmäßig zurückgenommen werden müssen oder zum Schaden des Regierungsansehens unbefolgt bleiben. Der Leiter unserer Kolonialpolitik sagte in Bezug hierauf im Frühjahr 1895 einmal sehr treffend, die Beamten sollten nie vergessen, daß Ostafrika nicht der Regierungsbezirk Magdeburg und Kamerun nicht der Kreis Teltow wäre. Hauptsächlich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das Regieren nicht Selbstzweck ist, sondern sich in jedem einzelnen Falle nach den Erfordernissen des Landes richten muß. Der Beamte ist der Handlanger bei diesem Geschäft und muß sich von vornherein in das wirthschaftliche Leben hineindenken, um seinen Pflichten genügen zu können. Durch maßvolle verständige Mitwirkung an dem wirthschaftlichen Ausbau unserer Kolonien erfüllt er seine nationale Pflicht als Deutscher.

Am Schlusse dieser Betrachtung möchte ich alle meine Landsleute um warmes Interesse für Deutsch-Südwestafrika bitten, der Regierung zum weitgehendsten Wohlwollen und den Gesellschaften zu kühnem Unternehmungsgeist bei genauer Berechnung rathen, allen Theilen aber empfehle ich die Kenntniß des Landes als das beste Mittel zu seiner gedeihlichen Förderung, und ich habe das feste Vertrauen, daß dann Südwestafrika einer glücklichen Zukunft entgegengeht.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—71.



Zu: von Bülow, Deutsch-Süd

...kluft.

Anmarschl...

Haigamkhab

Tsoachaub

Usab

Gawie...

Gr. Tinkas

Ebene

Weg n. Rehoboth-Windhoek

N.

P. VI.

Bullsporter Spitze

P. VII.

P. VIII.

Werft

Weg v. Bullsport zu Hauptl.

Witboois Werft

P. Zarath

Maßstab 1:60000

0 20 40 60 80 100 120

Naukluft

Hauptlager

P. Pitt

Weg nach Heuras u. Bersaba

Dünen

Tafelberge von Tsarris

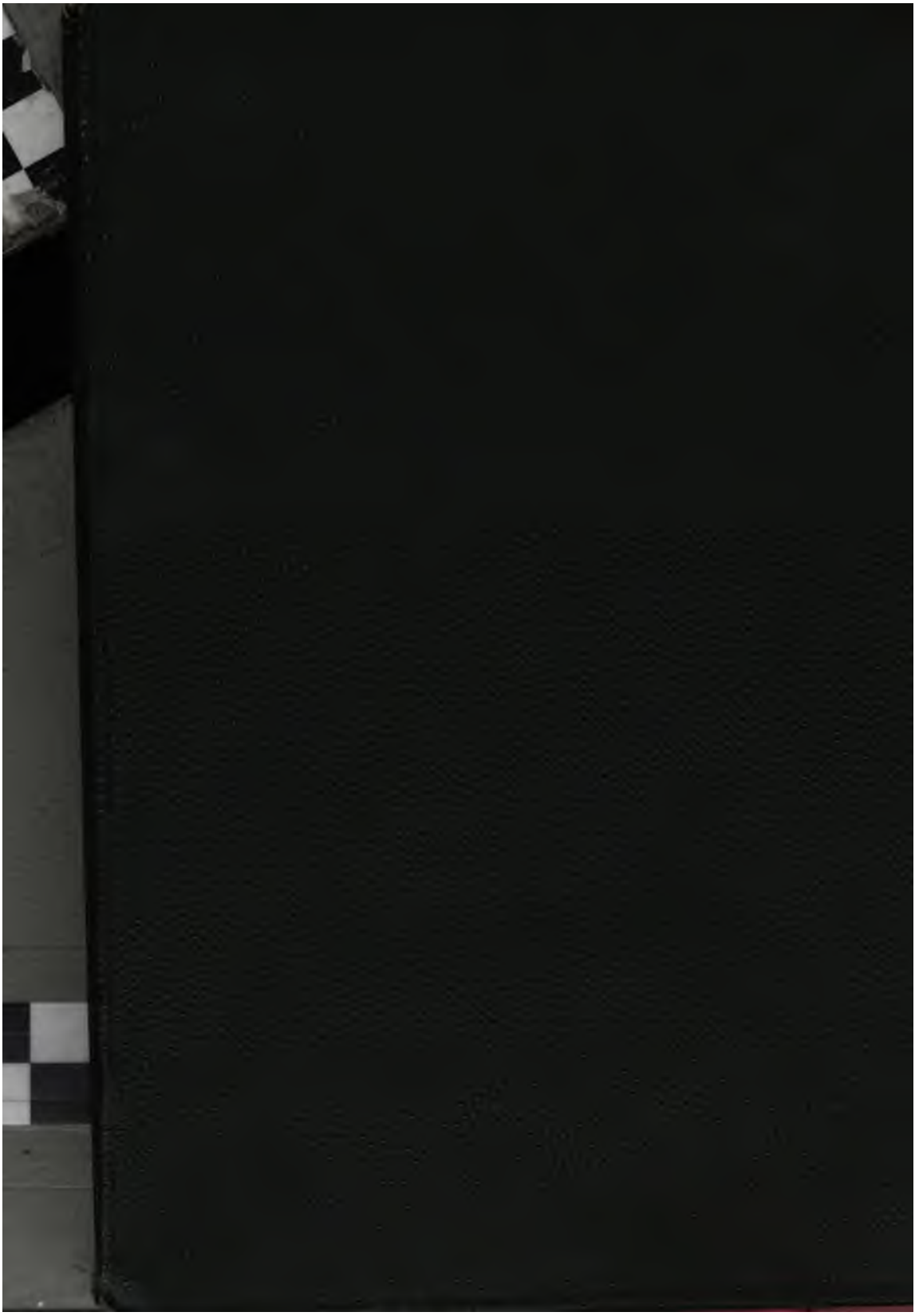
Verlag d. Königl. Ho... Autogr. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. L. L. Keller, Berlin S.

STANFORD LIBRARIES

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

15M-6-66-14469

FOR USE IN LIBRARY ONLY

DT 703 .B924 C.1
Deutsch-Sudwestafrika :APQ1547
Hoover Institution Library
3 6105 083 141 155

DT703
B924